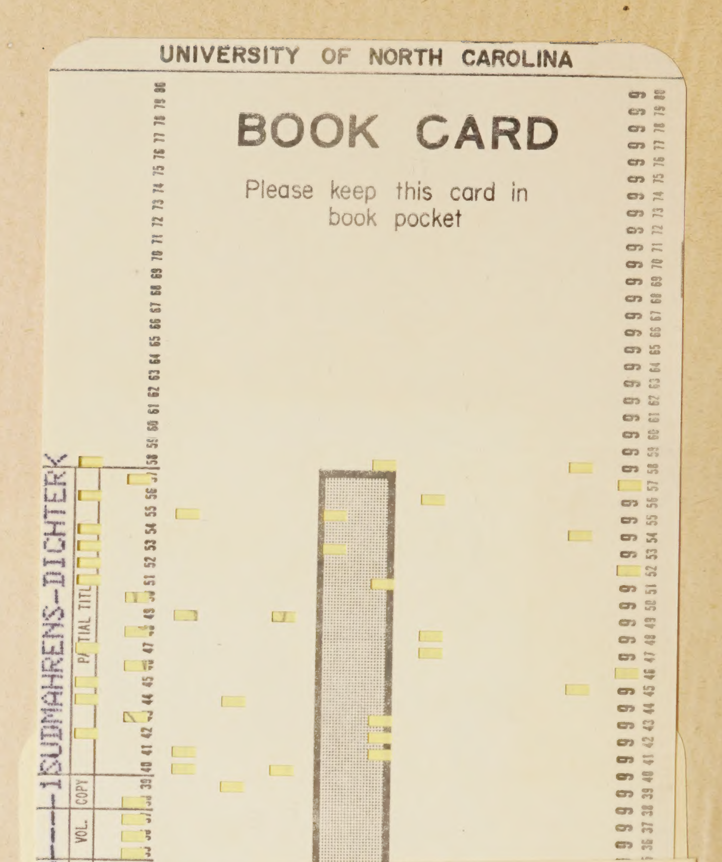
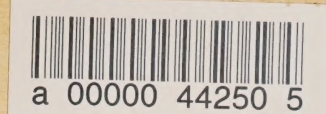



UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA
BOOK CARD
Please keep this card in book pocket
SUDMAHRENS-DICHTERK


PT3835
.S84
1926



Südmährens Dichter und Sänger

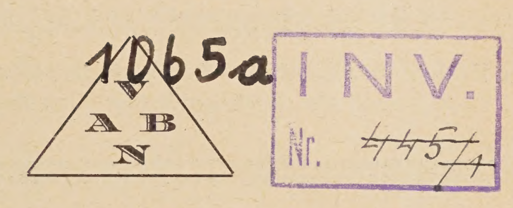


Eine Erntelese

von



Dr. Joachim Blösl



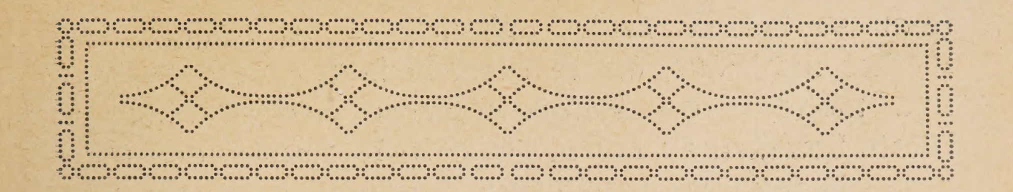
3. Auflage

1 9 2 6

Verlag Alois Bartosch, Nikolsburg, Mähren

Verlags-Nummer 9

Druck von Winiker & Co. in Brünn



Der bayrisch-österreichische Sprachstamm schiebt sich von Niederösterreich aus weit über die tschecho-slowakische Staatsgrenze in das südliche Mähren vor und bröckelt inmitten slawischer Flut in den Sprachinseln Brünn, Wischau und Iglau — hier zeigt sich auch schon mitteldeutscher Einschlag — ab. Dieses deutsche Grenzländchen ist verklärt durch die lieblichsten landschaftlichen Reize und den Hauch einer wechselvollen geschichtlichen Vergangenheit. Fast jeder tiefere Spatenstich legt Gräber und Reste längst versunkener Kulturen bloß. Die vielen malerischen Trutzfesten längs des Thayalaufes sind stumme Zeugen einstigen Ringens zweier Völker und an die Städte Brünn, Iglau, Znaim, Nikolsburg, Lundenburg usw. knüpfen sich bedeutende historische Erinnerungen.

Über dem sonnigheiteren Südmährerlande entfaltete die Dichtkunst seit jeher ihre göttlichen Schwingen. Schon der Meistergesang fand in der alten Bergstadt Iglau eine Stätte. Charles Sealsfield, der farbengewaltige Schilderer der beiden Hemisphären, war einem Bauerngeschlechte aus Poppitz bei Znaim entsprossen. Brünn ist seit den Tagen Goldhanns, Lorms und Paul Kirschs Mittelpunkt eines rührigen schöngeistigen Schaffens. Karl Hans Strobl, Richard Schaukal, Hans Müller, Felix Langer und viele andere, die man allenthalben im deutschen Volke kennt und schätzt, nennen Südmähren ihre Heimat.

Es war mir angesichts des reichen Segens eine reizvolle Aufgabe, in diesem Buche eine dichterische Ernte-

schau zu halten. Leider gestattete es der Umfang des Werkes nicht, alle, die es verdient hätten, aufzunehmen und manchen der Aufgenommenen nach Gebühr zu Worte kommen zu lassen. Josef V. Widmann, den man gern als Südmährer in Anspruch nimmt, wagte ich nicht einzubeziehen. Von seiner Mutter auf einer Durchreise 1842 in Nennowitz bei Brünn geboren, verließ er Mähren schon im zartesten Kindesalter und fühlte sich mit Leib und Seele als Schweizer.

Ich danke herzlichst allen jenen, die das vorliegende Werk durch Tat und Rat ermöglicht haben, und hoffe, daß es seine Sendung erfüllen wird: Den Brüdern in den weiten deutschen Landen zu zeigen, welch beachtenswerten Anteils am deutschen Schrifttume unser kleiner, ihnen vielleicht unbekannter, heute völkisch bedrohter deutscher Grenzgau sich rühmen kann; den südmährischen Landsleuten selbst aber ein kleines Spiegelbild der heimaterwachsenen Dichtkunst vor Augen zu rücken, mit der Mahnung, bei Bücherbeschaffungen für privaten oder öffentlichen Gebrauch der heimischen Meister nicht zu vergessen.

Znaim, im Brachmond 1925.

Dr. Joachim Blösl.

Charles Sealsfield (Karl Postl).

Aus „Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken", 1841.

Im Kajütenhause des Kapitäns Murky erzählt der Irländer Phelim folgende Geschichte:

Kishogues Fluch.

Seht! war 'nmal ein gewaltig glorioser Bursche, Kishogue genannt, und einen mächtiger gloriosern Jungen gab es gar nicht in den sieben Pfarrgemeinden, was nur Trinken, Froliken, Balgen, Spielen oder Karessieren betraf, und dieses letztere schon gar; war Euch geradezu der Hahn im Korbe, aller schmucken, muntern Dirnen weit und breit, auch ein wahrer Kampfhahn in der Fertigkeit, eine gute, heilsame Prügelsuppe einzubrocken auf Jahrmärkten oder Leichenwachten, der seinesgleichen weit und breit nicht hatte, mit einem Wort, die Blume und Zierde der irischen Burschenschaft ganz und gar. —

Zwar hielten wieder die alten Gentlemen und Herren nicht ganz und gar so viel auf ihn, versteht Ihr, die alten, gesetzten Herren; doch was wieder die jungen Squires betraf, bei Jasus! so hatten die den Narren doppelt an ihm gefressen, so daß sie ihn schier wie einen ihresgleichen ästimierten, und kein Wunder! wußten wohl, daß Kishogue der Bursche war, irgend einen Schabernack an- und eine Teufelei auszurichten, und war das just, was sie wollten; aber dann die Vernünftigen, Gesetzten, die Gewichtigen, wißt Ihr, die den Beutel und das Regiment in der Grafschaft führten, die eigentlichen Herrschaften, versteht Ihr, was man so eigentlich die Gentlemen nennt, die waren wieder mit seinem Hantieren nicht so ganz zufrieden und schüttelten oft die Köpfe, sagten auch öfters, sagten sie, daß, wenn Kishogue aus dem Lande, Haut und Haar und Knochen dazu, das Land um keinen Flederwisch schlimmer daran wäre und die Hasen und Rebhühner und Rehe sich den Hals auch nicht abreißen und die Forellen und Lachse sich die Augen auch nicht ausweinen würden. Aber konnten ihm bei alledem eigentlich nichts anhaben, oder ihn in die Klemme bringen, denn war Euch ein so

gewichster Bursche, schlauer als Euer dreimal gepürschter Fuchs, schier nicht in die Falle zu bringen, schlief auch, wie ein Wiesel, mit offenen Augen.

Wohl! war das denn so lange die Art und Weise, in der er es trieb, und eine frolicksame Weise für ihn war es bei Jasus! und keiner glücklicher als Kishogue; denn war er nicht bloß glücklich, wie viele bei Tage, sondern auch, wie wenige bei Nacht; — bis endlich der T—l es haben wollte, und es in einer Nacht, wo er gerade recht glücklich gewesen, — kehrte von Peter Flanegans, der, wißt Ihr, den besten Postheen und die schmuckste Tochter weit und breit hatte, heim, — in ein Mißverständnis hineintappte, und wie er in dieses Mißverständnis hineintappte, ist, bei Jasus! noch heutigen Tages nicht klar, in Anbetracht, daß die Nacht stockfinster und er einen Sparren zu viel hatte. Aber ein Mißverständnis war es, und war das das Mißverständnis, wißt Ihr, daß er meinte, es sei seine eigene Mähre, die eingebrochen in des Squire Wiesengrund, und daß, so meinend, er sie fing, die Mähre, in der Meinung, wißt Ihr, es sei seine eigene. Aber war es nicht seine eigene, sondern des Squire Rotschimmel, den er für seine Mähre hielt; alles aus purem Mißverständnis, wißt Ihr, und weil er glaubte, sie sei hinüber gesprungen über den Wiesenzaun. Und da er das nicht haben wollte, trieb er sie in seinen eigenen Stall, und daß sie ihm ja nicht wieder hinüber springen möchte, weiter nach Clanmarthen, wo er, um nicht wieder mit ihrem Entspringen geplagt zu sein, sie für ein Dutzend ganz funkelnagelneuer Goldfüchse versilberte. —

Und wie er das tun und in das ganze lange Mißverständnis hineinplumpen konnte, ist bis heute noch nicht recht klar geworden, maßen es zwar Nacht, aber denn doch auch wieder Tag gewesen; aber hatte er einen Tropfen zu viel und ein Tropfen zu viel bringt oft, wißt Ihr, böses Spiel.

Und war es ein böses Spiel, in das dieses Mißverständnis unsern Kishogue brachte, ein trauriges Spiel, um so trauriger, als er es nicht eher gewahr wurde, als bis es zu spät war und der Konstable eintrat und ihm sagte, er solle mit ihm gehen.

Schaut aber der Kishogue den Konstable gar groß an und reißt die Augen weit auf, wie er ihn so sagen hört, daß er mit ihm gehen soll, und kratzt sich hinter den Ohren und wollte lange nicht mit der Sprache heraus, sagt aber endlich:

„Und warum soll ich mit Euch gehen?“ — sagt er.

„O!“ — sagt der Konstable, — „du weißt's nicht 'n mal? Ha, ha! du weißt's nicht 'n mal? Tust ja gar gewaltig unschuldig.“

„Und warum sollt' ich nicht unschuldig tun, der ich so unschuldig bin, wie das neugetaufte Kind? Und wahr ist's auch noch. Und wohin

wollt Ihr, daß ich mit Euch gehen soll, wenn ich so frei sein darf, zu fragen?“

Und schrie Kishogue die ersten Worte schier trotzig, aber bei den letzteren fiel ihm die Stimme gar kläglich, heulte schier.

Und sagt darauf der Konstable ganz kurz: „Zum Jack sollst du mit.“ —

„Zum Jack soll ich?“ — heulte der Kishogue mehr und mehr. — „Und warum soll ich zum Jack?“

„Just wegen dem Squire seinem Rotschimmel, den du ihm vor drei Tagen aus seiner Wiese gestohlen,“ — sagt der Konstable.

„Das ist das erste, was ich höre,“ — sagt der Kishogue.

„Und, bei meiner Treue! es wird nicht das letzte sein, das du hörst,“ — sagt der Konstable.

„Aber bei Jasus!“ — sagt der Kishogue, — „es ist doch nicht Mord oder Totschlag, weder Raub noch Plünderung für einen Mann, sein eigenes Stück Vieh heimzuführen.“

„Nein,“ — sagt der Konstable, — „aber es ist Einbruch, eines andern Roß aus seinem Gelände wegzukapern. Burglary, weißt du!“

„Aber, wenn ich nun sage, es war ein Mißverständnis.“

„Bei St. Patrick!“ — sagt der Greifauf, — „wird dich teuer zu stehen kommen, das Mißverständnis.“

„Herr Jasus!“ — schrie Kishogue, — „das ist eine trostlose Aussicht, aber es hilft nun 'nmal alles Flennen nicht, und so hol's der T—l! Will mit Euch gehen.“

Und wohl half alles Reden nicht und hätte er ebensowohl den Mühlsteinen von Macmurdoch Jigs aufpfeifen können, würde sie eben so leicht zum Tanzen, als den Greifauf zur Vernunft gebracht haben, und war, bei St. Patrick! das Ende vom Liede, daß er zum Jack, oder, was dasselbe sagen will, ins Loch mußte.

Und lag er sonach im Loche und in der Sauce, wie Paddy Wards Spanferkel in Pfeffer und Essig, bis die Assizen kamen, was Kishogue gar nicht lieb war, denn war immer ein rühriger Bursche, dem's Blut wie Quecksilber in den Adern tanzte und 's Herz am rechten Flecke saß; war auch viel zu stolz, dem Könige da Verbindlichkeiten schuldig sein zu wollen für Kost und Quartier und Transportunkosten nach — wer weiß in welch queres Land; — zu geschweigen, daß für einen Jungen, wie er, gewohnt, Tag und Nacht auf den Beinen zu sein, und im Lande herum zu jagen und zu froliken und zu karessieren, das Strecken und Recken auf dem hölzernen Sofa mit dem Strohkissen schon gar widerwärtig; obwohl, zur Ehre seiner Kameraden sei es gesagt, sie wieder ihr Äußerstes taten, sich's aus Leibeskräften angelegen sein ließen, ihm sein Logement angenehm zu machen; denn war gar mächtig gewaltig beliebt im Lande,

und kamen des Morgens, Mittags und Abends, so daß der Schließer alle Hände voll zu tun hatte mit Aus- und Einlassen und Auf- und Zuriegeln. Kamen und gingen in einem fort, wie Peggy Millagans Bettlaken.

Wohl kamen zuletzt auch die Assizen heran und mit ihnen der Sherif und die Richter und die Zeugen, alle auf das heilige Buch geschworen, nichts als die Wahrheit zu sagen, reine, pure, lautere Wahrheit. Und war denn der arme Kishogue der allererste, der in die Pfanne kam, von wegen des Squire seinem Rotschimmel, den er für seine Mähre genommen. Und sollte es schier eine zu heiße Pfanne für ihn werden, denn hatten sich hoch und teuer verschworen, einmal ein Exempel zu statuieren, und sagten ihm, wie er vor die Gerichtsschranken kam, er solle seine Hand aufheben.

Und hob er unerschrocken seine Hand auch auf und eine schönere, tüchtigere Hand gab's Euch nicht, noch eine kräftigere Faust, eine wahre Staatsfaust, die auffallen und dreinschlagen konnte, trotz 'nem Schmiedehammer. — Ganz unerschrocken hebt er sie auf, aber wie er sie aufhebt, bemerkten die Leute, daß sie zitterte, und nahmen das für ein böses Zeichen, die Leute, das Zittern, sahen ihm auch alle an, daß ihm der Spaß nicht so ganz gefiel. Wem, der T—l! sollte er auch gefallen?

Wohl, war Euch ein Männlein da in einem schwarzen Rockelor und einer gepuderten Perücke und Brille, das hin und her schnellte und aufschnellte und seine Brille putzte und dann einen Pack Geschriebenes vor sich tat und daraus las und las, so daß Ihr geschworen hättet, er würde alle Tage seines Lebens nicht fertig. Ging ihm vom Maule wie einer Klappermühle und alles, was er las, ging über den armen Kishogue her, wie wir später hörten, aber damals nicht verstanden, was der schäbige kleine Wicht von Advokat alles über ihn las, und die Lügen, die er herausplapperte, worüber der arme Kishogue, der nicht die Hälfte davon getan, schier in Angst geriet und die Kurage verlor, aber nach einer Weile wieder Mut faßte. Und wie der schäbige Knirps gar nicht aufhören will, so schreit er:

„Und, bei Jasus! Alles, was das kleine Perückenmännlein da sagt, ist erstunken und erlogen und, wenn ich nur die Hälfte davon getan habe, so will ich —“

„Stille im Gerichtshofe!“ — schreit der Weibel. Wollt ihn so zum Schweigen bringen.

„Bei Jasus! ist da keine Gerechtigkeit für einen armen Jungen!“ — schreit Kishogue; — „Zeter, Mord und Totschlag!“ — schreit er; „soll eines Mannes Leben weggeschworen und geplärrt und gekrächzt werden auf diese Manier und Art und Weise, und darf er kein Wort dazu sagen?

„Halt's Maul!“ — schreit der Lordrichter.

Und mußte Kishogue richtig das Maul halten, bis das Perückenmännlein alles ausgelesen, und als er endlich alles ausgelesen, wirft er das Geschreibe alles auf den Tisch und frägt Kishogue:

„Schuldig oder nichtschuldig?“

„Ich hab's nicht getan,“ — schreit und heult Kishogue.

„Antworte, wie du geheißen wirst,“ — sagt der Brillenmann; — „Schuldig oder nichtschuldig?“

„Aber es war ein Mißverständnis!“ — heult wieder Kishogue.

„Hol dich der Henker! Kannst du nicht Antwort geben, wie du geheißen wirst?“ sagt der Lordrichter; — „Schuldig oder nichtschuldig?“

„Nichtschuldig!“ — sagte endlich Kishogue.

„Glaub' dir's nicht!“ — sagt der Lordrichter.

„Weiß es wohl, daß Ihr's nicht glaubt,“ — schreit Kishogue; — „seid ja dafür bezahlt, die Leute zu hängen, und ist es Euer tägliches Brot, und je mehr Ihr hängt, desto größer euer Lohn.“

„Hast ein bewegliches Züngelchen, Bursche!“ — sagt der Lordrichter.

„Ah! bei Jasus!“ — sagt Kishogue; — „werdet es bald unbeweglich machen, mein Züngelchen, Ihr und der Galgenmann.“

Und war bei St. Patrick nicht weit vom Ziele, der arme Kishogue; denn brachten ihn Euch doch so in die Klemme, daß er nicht mehr schwitzte, sondern dampfte und zuletzt das Maul gar nicht mehr aufzutun wagte, einen solchen Schwarm von Zeugen ließen sie auf ihn los, und schworen die Euch Stein und Bein auf ihn und sein Leben, so daß er zuletzt ordentlich konfus wurde und schier nicht mehr wußte, ob er noch am Leben oder schon am Galgen, so setzten sie ihm zu mit Fragen und Gegenfragen und Kreuz- und Querfragen und Examinationen und Gegenexaminationen. Und, bei Jasus! waren die quersten Examinationen, die je gehört worden, und die Zeugen, sie schwuren euch, hätten Euch bei meiner armen Seele! faustdicke Löcher in den funkelnagelneuesten Eisentopf hineingeschworen. Nicht, daß Kishogues Freunde und Kameraden nicht auch ihre Schuldigkeit getan — ei, standen wie Männer und schworen aus Leibeskräften und Stein und Bein, daß es eine wahre Freude zu hören, vermeinten auch, es dahin zu bringen, daß sie ein Alibi ausmachen könnten, wißt Ihr, ein Alibi, was sagen will, daß Kishogue, wie das Mißverständnis vor sich gegangen in der Nacht, ein dutzend Meilen oder ein paar weiter weg gewesen und nicht in des Squire und seines Rotschimmels Nachbarschaft. Aber wollte alles nichts helfen und Richter und Geschworene nichts davon hören und wurde der arme Kishogue verurteilt, gehangen zu werden, und setzte der Lordrichter seine schwarze Kappe auf und sprach gar viele und schöne und erbauliche Worte und gab

ihm gar heilsame Ermahnungen und gute Räte. Und war nur schade, daß der arme Kishogue die guten Räte und heilsamen Ermahnungen nicht früher erhalten, sondern erst, als es zu spät war. Und waren die letzten Worte des Richters:

„Der Herr sei deiner Seele gnädig! Amen."

„Dank Euch, Mylord!" — sagt Kishogue, — „obwohl es selten ist, daß Glück und Segen nachkommt, wo Euer Gebet und Amen voran=gegangen.

Und sicher und gewiß war der arme Kishogue verurteilt, den nächsten Samstag darauf ausgeführt und gehangen zu werden. Und den nächsten Samstag ward er auch ausgeführt, um gehangen zu werden.

Waren aber die Straßen, durch die er mußte, so voll Menschen, wie Ihr alle Tage Eures Lebens nicht geschaut; hatten ihn gar so gern, alle Menschen. War es aber damals die Mode, vor der Stadt gehangen zu werden, ganz und gar nicht wie heutzutage, wo die Leute es viel bequemer haben, und geradezu vorm Fenster ihres Armensünderstübchens aufge=hangen werden; aber wußte man halt in jener Zeit nichts von verfeiner=ten und humanen Gefühlen, und die Galgen komfortabel und bequem zu stellen und einzurichten, sondern steckte die Leute in einen Karren, just wie Euer Pächter die Mastschweine, die er zu Markte fährt, und ging es so fort, holterdipolterdi durch die ganze Stadt, dem Galgen zu, der immer eine gestreckte halbe Meile vom Tore weg lag.

Wohl, wie nun der Karren mit dem armen Kishogue um die Ecke der Kreuzstraße herumkommt, wo Wittib Hullagan ihre Pintenschenke hatte, — ehe die schäbig räudigen Plärrer, die Methodisten, sie nieder=rissen und dafür ein geistliches Versammlungshaus hinstellten; hole sie der Henker, die schäbigen, winselnden Hunde, die allen Zeitvertreib ver=derben, wo sie sich nur immer einnisten! — Ja, das darf ich auch nicht vergessen, wenn immer der Karren mit der ganzen Prozession an die Ecke zu kommen pflegte, was geschah anders, als die Prozession hielt an und heraus kam ein Fiedler, auf seiner Geige aufspielend und die Prozession anführend, und die Wittib Hullagan mit einem tüchtigen Kruge Würz=wein oder Punsch, zur Stärkung des armen Sünders und dem, was ihm bevorstand; denn ist so eine Spazierfahrt zum dreibeinigen Roß, wißt Ihr, eben nicht die pläsierlichste, selbst wenn man für eine gerechte Sache stirbt, wie Oncle Meigs sagte, als er gehangen wurde, weil er den Accisemann von Londonderry kalt gemacht. —

Wohl denn, wißt Ihr, hielten also richtig immer an der Wittib Hullagans Pintenschenke an und das eine gute Weile, denn wollte man nicht dem in der Equipage die letzte Gottesgabe verkümmern durch allzu=große Eile, auch ihm eine gute Gelegenheit geben, ein Wort oder so mit Freunden oder Freundinnen im Vorbeigehen zu schwätzen; zu geschwei=gen, daß es gar erbaulich und trostreich fürs Volk, zu schauen, wie einer

der Seinigen sich letzt und gebärdet und ein armes Sündergesicht schneidet. —

Wohl, wie es nun schon zu gehen pflegt und der Böse zuweilen sein Spiel treibt, so war an diesem Samstag, wie der Karren mit dem Kishogue vor der Pintenschenke ankommt, kein Fiedler weder zu sehen noch zu hören. Kam Euch aber aufgezogen, der Kishogue, so mutig und tapfer, als säße er in Mylord Lieutenants Staatswagen, und gar nicht bleich und niedergeschlagen. Aber in der Sekunde, wo der Karren anhält, springt er auf wie ein Bock und brüllt Euch wie ein Stier, brüllt er: Schickt mir den Tom Riley heraus; alsogleich schickt mir den Tom Riley heraus, daß er mir aufgeige und das Herz kräftige, mit dem Stücke von den Buben von Mallow.

Denn war ein Mallowbursche sicher und gewiß und gar stolz auf seinen Geburtsort.

Wohl, wie es nun der T—l schon haben will und er so nacheinander wohl ein dutzend Mal aufbrüllt und wie rasend im Karren herumspringt, war alles still, kein Tom Riley zu sehen, kein Tom Riley zu hören und war die Ursache davon, daß er nicht da war, weil er toll und voll in einem Graben nicht weit von Blarneys lag.

War auf dem Heimwege von der Beicht, wißt Ihr, und hatte aus lauter Freude, daß ihm der Pfaffe seinen Sündenpack abgenommen, sich etwas zu gut getan und war darüber in den Graben gefallen und eingeschlafen, wißt Ihr.

Und wie nun Kishogue hört, daß er sein Leibstück und Lied nicht haben kann, wird er doch so totenblaß und bleich, sah Euch geradezu aus, als ob er schon am hölzernen Rosse hinge, und ging es ihm so zu Herzen, daß er absolut von garnichts mehr hören, keinen Trost mehr annehmen wollte und geradezu nach dem Galgen verlangte, seiner Lebensqual mit einemmale ein Ende zu machen.

„O! bringt mich fort, bringt mich fort!“ — schreit und heult er. — „Will von nichts mehr wissen, will nichts mehr hören! O, bringt mich weg,“ — schreit er in Verzweiflung, — „denn Tom Riley hat mich betrogen, hat versprochen, mir aufzufiedeln die Buben von Mallow, auf daß ich stürbe wie ein wackerer Bube von Mallow. O, bringt mich weg — weg — kann nicht sterben wie ein wackerer Mallowbube.“ —

„O, Herzensbübchen! Kishoguechen! Perlchen! Schätzchen!“ — schreit wieder die Wittib Hullagan; — „o Schätzchen, Täubchen!“ — kreischt sie, — „nimm das Nasse gleichwohl, o nimm es und trink und letze dich und laß dir Zeit, Püppchen, Schätzchen! — O Perlchen, Kishoguechen! trink um der gloriosen Jungfrau Ursula und aller ihrer dreiunddreißigtausend Jungfrauen willen!“

War Euch nämlich eine gar fromme und gottesfürchtige Frau, die alte Wittib Hullagan, und in der katholischen Kirchengeschichte schier so

gut wie der Pfaffe bewandert, auch mächtig empfindsam, so daß sie richtig immer mit dem armen Sünder zum Galgen ging und das Trinken umsonst hergab, und wäre er wildfremd gewesen. War es aber ein besonderer Freund, dann mußte sie immer zunächst dem Galgen sein und seine Abfahrt mit ansehen. Ach, war Euch eine köstliche Frau, die alte Hullagan, und hättet sie hören sollen, wie sie jetzt schrie: „Kishogue, mein Schätzchen, mein Perlchen! o nimm doch das Nasse!“ — und wie sie ihm den vollen Krug zum Karren hinaufhielt.

Und war Euch ein so rundbauchig gewaltiger Krug, voll des köstlichst gewürzten Weines und Branntweines, ein Lord hätte ihn trinken mögen!

Wollt' ihn aber nicht anrühren, der arme Kishogue. „Fort aus meinen Augen,“ — schreit er, — „fort! — Mein Herz ist betrübt bis in den Tod, denn Tom Riley hat mich betrogen, hat mir versprochen, aufzufiedeln, auf daß ich fröhlich und tapfer stürbe, wie ein wahrer Mallowbube — und kann nicht wie ein Mallowbube sterben!“ heult er gar kläglich; — „und ist mein Herz betrübt, schier zum Brechen, und will sterben! — Und sei verflucht der Tropfen, der über meine Zunge kommt, will keinen Johannistrunk, will sterben!“

Und war's sicher und gewiß zum ersten Male in seinem Leben, daß Kishogue das Nasse zurückstieß und verfluchte, worüber sich alle Leute schier entsetzten, schüttelten auch die Köpfe darüber und sagten, daß es nun mit ihm gewiß Matthäi am letzten; soll so immer der Fall sein.

Wohl, fort rollt und poltert der Karren mit Kishogue — dem Galgen zu, und alle die Leute nach, aber still und verstimmt, wißt Ihr, weil Kishogue gar so wild und verzweifelt tat und von nichts mehr hören wollte und nur antrieb, daß seinen Leiden ein Ende gemacht würde. Und kamen sie auch nur zu bald am Galgen an, wo, wißt Ihr, sie eben nicht mehr viel Federlesens mit 'nem armen Teufel zu machen pflegen.

Aber winkt doch noch der Sherif dem Hängmanne, seinem Gehilfen, und fragt den Kishogue, ob er nicht ein Wort oder so verlieren wollte zur Erbauung der Leute und ihrem Komfort und seinem eigenen.

Schüttelt aber Kishogue abermals den Kopf und heult: „Fort, fort! Will nichts mehr sehen, nichts mehr hören, denn Tom Riley hat mich betrogen; habe gehofft, wie ein fröhlicher Bube von Mallow zu sterben, und ist mein Herz betrübt bis in den Tod!“

Und so sagend und heulend ward er Euch so ungeduldig nach der Hanfbraut!

War aber, die Wahrheit zu gestehen, gar nicht schön von ihm, daß er sich noch zu guterletzt so unfreundlich zeigte, seine Freunde um die Galgenpredigt brachte. Hielten es auch viele für recht schäbig von ihm, denn hatten sich darauf gefreut, wißt Ihr, weil er just der Bursche war, seine Worte zu stellen trotz einem und kapital dazu. — Und die Pfennigsblättleindrucker und die Balladensänger und Verkäufer, die schon

die Finger gespitzt und die Federn eingetunkt, die schimpften Euch gerade=zu und laut, sagten es auch frei heraus, es sei gemein und schlecht von ihm, sie um ihren ehrlich verdienten Pfennig zu bringen.

Aber meinten es doch wieder im Grunde nicht so böse, denn wußten wohl, daß sein Herz betrübt, von wegen des Streiches, den ihm Tom Riley gespielt, und sah er Euch auch jetzt so bleich aus, wie sie die sieben Sachen für ihn zurecht machten. — Waren seine letzten Worte: „Schafft mich aus der Welt, — allsogleich schafft mich aus der Welt, denn mein Herz ist betrübt, weil Tom Riley mich betrogen in meiner letzten und liebsten Hoffnung, als fröhlicher Bube von Mallow zu sterben!"

Und kurz und gut und eine lange Geschichte nicht länger zu machen, so legten sie denn die Dinge zurecht und taten ihm, wie er es haben wollte, und als sie ihm die Hanfbraut um den Hals gelegt, wartet er gar nicht lange, sondern stößt die Leiter, auf der er steht, selbst weg und schnellt sich hinüber in das jenseitige Land. — Und hörtet einen Knack, saht einen Hops, ein kurzes Baumeln, Zucken und aus, Maus war's mit ihm — und er im Himmel, oder sonst wo.

War aber mit dem rechten Fuße vorwärts geschnellt, was, wie die Leute sagen, immer ein Zeichen ist, daß er in die ewige Glorie einge=gangen. Und mag er wohl dahin eingegangen sein, denn war Euch sicherlich ein gar fröhlich munterer Bursche, voll Teufelei, aber im Grunde herzensgut, wißt Ihr, nur ein bißchen unbequem unsern alten Herren, und die, wißt Ihr, wenn sie einen auf die Muck nehmen, so entgeht er ihren Krallen nicht. Ist nun schon so einmal der Welt Lauf. —

Wohl, wie er nun so hängt und die Leute ihn alle anschauen und betrachten, was für ein tüchtig gestreckter Leichnam er geworden ist, was geschieht? was glaubt Ihr wohl, daß geschieht?

Just wie alles aus, Maus mit ihm, läßt sich draußen außer dem Ringe ein Schrei hören und ein Reiter auf einem weißen Pferde kommt heran gesprengt, der, Ihr würdet geschworen haben, die Lüfte spalten wollte, so flog er — gerade dem Galgen zu. Und wie er so an den Gal=gen zugeflogen kommt, sehen die Leute, daß das Roß schwarz ist, aber ganz weiß vor lauter Schaum. War geritten, daß Mann und Pferd keinen Atem mehr im Leibe hatten, auch kein Sterbenswörtchen hervor=bringen konnten; so reißt denn der Mann, statt aller Worte, ein Papier aus seiner Rocktasche heraus und wirft es dem Sherif zu.

Und wurde Euch der Sherif doch so blaß, als er einen Blick aufs Papier warf, totenblaß wurde er, konnte anfangs nicht reden, endlich, endlich aber schreit er: „Haut ihn entzwei, haut ihn entzwei, sag' ich, bei Jasus! haut ihn entzwei augenblicklich!"

Und hieben die Dragoner auch sogleich drein und hätten ihn auch bei einem Haar entzwei gehauen, — den Reiter nämlich, wenn er sich nicht geduckt und vom Pferde gesprungen und hinter den Sherif ge=flüchtet. Waren unsere echt irländischen Londonderry=Dragoner.

Schreit aber der Sherif wie toll: „Nein, den Galgenmann, den Gehängten, den Strick haut entzwei, ihr v—ten Schlingel, die Ihr seid, den sollt Ihr entzwei hauen und nicht den Pardonbringer!“

Und hauten sie ihn nun entzwei, den Strick nämlich, war aber Senft nach dem Essen mit Kishogue und alles vorbei mit ihm und er bei dieser Zeit so mausetot und steif, hätte den besten Türpfosten abgeben können, war tot wie ein gesalzener Hering. —

„O Unglück, Malefiz und Pestilenz!“ schreit der Sherif; — „auch Pest und Hungersnot!“ — schreit er und reißt sich die Haare aus der Perücke und die Perücke vom Kopfe; — „o Malefiz, Pestilenz! Wollte lieber Biersuppe kochen, als das erfahren haben, den armen Kishogue da zu hängen, wenn ein Pardon für ihn da ist. O Unglück, Pestilenz! auch Pest und Hungersnot über dich, Kishogue! der du so mit Extrapost gehangen werden wolltest!“

„O Zeter, Mord und Totschlag! — Millionen Zeter, Mord und Totschlag!“ — schreit die Wittib Hullagan; — „o Kishogue! unglückseliger Kishogue! Was hast du getan, Unglückseliger, der du meinen Punsch und Würzwein verschmäht, den Johannistrunk verflucht! — O Jammer, Elend, Mord und Totschlag!“ — schreit sie; „Millionen Mord und Totschlag! Hättest du nur einen Tropfen gekostet, nur einen Tropfen, hättest gewiß keinen Tropfen übrig gelassen, wärest selbst übrig geblieben, am Leben geblieben! — O unglückseliger Kishogue! unglückseliger Bube! —“

„Unglückseliger Kishogue!“ — schrieen nun die einen.

„Unglückseliger Kishogue, der du deinen Johannistrunk verflucht und zurückgelassen!“ — die andern.

„Und ist der Fluch über dich gekommen!“ die dritten.

„Weil du den Johannistrunk verschmäht und verflucht!“ — die vierten.

Und heulten und klagten sie alle, die Tausende, so jämmerlich! — zum Gotterbarmen heulten sie; denn war das erstemal seit Menschengedenken, daß ein Ire den Johannistrunk oder irgend einen Trunk verschmäht, und stand allen vor Augen die furchtbare Strafe, welche auf ein solches Verschmähen folgt.

„Aber ist auch ein furchtbares Ding,“ versicherte der Irländer, „die Gottesgabe zu verfluchen; aber ganz und gar sie zu verschmähen und zurückzulassen, schier heidnisch und unchristlich ganz und gar! Und ist's das erstemal und letztemal, daß 's geschehen ist, und tut's keiner mehr.“

Und ist seit dieser Zeit in Mallow und Londonderry und in Cork und Munster und in ganz Irland der Fluch Kishogues, des verschmähten Johannistrunk, ein grausamer Fluch und hütet sich ein Irländer, ihm zu verfallen. Amen. —

Aus „Süden und Norden“, 1842—43.

Eine in Mexiko reisende Gesellschaft, bis auf einen Deutschen lauter Amerikaner, wird durch Verräterei in das Fiebertal von Chihuatan verschlagen. Von hier in Begleitung wohlgesinnter Tzapoteken-Indianer unter Führung einiger Topiths (= Pfadführer) und eines Majordomo fortreitend, geraten sie in einen heranziehenden Orkan, weshalb die Indianer zu größter Eile mahnen — — —

„Vamos! por la santissima vamos!“[1] kreischt und gellt es abermals von hinten, von vorne, von allen Seiten. Was nur die Narren mit diesem ihrem ewigen Vamos haben? Wir sind ja bloß noch zwei Stunden, nicht einmal mehr vom ersehnten Rancho[2] oder Pueblo[3] und der Himmel sieht doch auch nicht besonders gefährlich darein? Zwar ein bißchen trübe scheint er werden zu wollen, — aber das macht die Sumpfluft, wir sind wieder einem der verdammten Sümpfe näher als nötig, die Alligatoren und Bullfrösche lassen sich bereits hören. — Richtig, da sind sie ja, die lieblichen Tiere, ein paar begrüßen uns bereits, stecken ihre zarten Köpfchen und zarteren Gebisse so neugierig aus dem Schlamme heraus! — Wollen schauen, daß wir weiter kommen, die Nachbarschaft ist keine der besten und das Beste daran auf alle Fälle, daß der Pfad fest und sicher ist. Er muß oft begangen werden, denn er ist sorgfältig unterhalten. Augenscheinlich Indianer-Arbeit. Nur diese können in solch pestilenzialischer Atmosphäre arbeiten und leben und reisen. Es ist eine Freude, diese Topiths zu sehn, mit welcher Sicherheit, Schnelligkeit sie sich durchwinden. — Ja, da sind wir ja heraus, wieder auf festem Waldboden, der sich hebt; wieder die herrlichen, aber allmählich langweiligen Palmen und Mahagonis — und —

Siehe da!

Eine ganz neue Landschaft tanzt mit einem Male heran, scheint wirklich heranzutanzen in der transparenten Atmosphäre, den goldenen, aber etwas zu grellen roten Strahlen. — Zu beiden Seiten Berge, von denen die links wie Schatten — die rechts wie Licht-Kolosse erscheinen, in wahrhaft überirdischer Glorie erglänzen, — jeder Baum, jeder Strauch in unaussprechlicher Farbenpracht aufgehellt; zwar der links verschwimmt wie das Spiel der Phantasie im Zwielichte des vergehenden Bewußtseins, etwas verworren phantastisch; nur hie und da blitzt es, wie nach Klarheit ringend, zuckend hindurch! — Aber vor euch wieder das Tal in seiner tropisch-üppigen Blütenpracht — alles Blüte bis zu den höchsten Kronen der hundertfünfzig bis hundertachtzig Fuß hohen Palmen hinauf. Tausende, Hunderttausende, Millionen von Convolveln, Paulinien, Bignonien, Dendrobiums, die sich von den Farrenkräutern zu den Stämmen, von den Stämmen zu den Kronen, von diesen wieder herab zu den Mangles, zu den Granitblöcken winden und weben. Ihr glaubt, in eine Laterna magica hineinzutreiben, wie ihr, die sanfte Anhöhe hinan- und wieder herabschießend, aus der Waldesnacht in

den glänzenden Tag, die Pracht der Berge, dieser gloriosen Berge! hineintrabt und jagt!

„Misericordia! misericordia! audi nos peccadores!“[4] stöhnt und heult es plötzlich aus zwei, drei, sechs, zehn Munden. — „Was gibt's? Was gibt's? Ich sehe doch nichts, gar nichts, als im Hintergrunde der zwei Berge, die sich so prachtvoll, vorgebirgsartig ins Tal hereindrängen, eine Wolke —“

„Vamos, por la santissima madre vamos! No tiempo de hablar, duoz leguas, duoz, duoz leguas, en una hora las aguas —“[5]

Und misericordia und audi nos peccadores! fallen alle gellend, heulend ein. Und santissima und todos santos und angelos!

„Sind die Burschen verrückt? Und wenn sie kommen, die Wasser, so laßt sie kommen, werden euch doch nicht verschlingen? Ein bißchen Regen oder Traufe mehr oder weniger, seid doch nicht aus Zucker oder Salz? Sind oben in den Staaten oft genug durchgewaschen worden — unsere Regen sind auch keine Kinderspiele.“

Aber der Himmel wird denn doch ein bißchen seltsam, so seltsam grau — und das so plötzlich, statt des goldig blauen Schwarz, das euch mit so fromm, heilig banger Scheu erfüllt und halbem Schauder, sooft ihr hinauf- und hinanstarrt! Dieses so mysteriöse nicht Schwarz, nicht Blau, wie auf goldigem Grunde ruhende Schwarz, so tief, in die tiefsten Himmel hineindringende Schwarz, in das ihr stundenlang starrt und aus dem, wenn ihr so hinein- und hinaufstarrt, euch ein Gott, so schwarz, so mysteriös schwarz herausschaut! Es graut euch ordentlich. Es ist nicht mehr der helle, heitere, blaue, freudige Gott, glänzend in seinem Licht- und Strahlenkranze — nein, ein finsterer, schwarzer, unheimlicher, Ketzer verbrennender Gott ist es, der euch aus diesem Schwarz mit fromm-lächelnd finsterem Grimm herausleuchtet. — Dieses Schwarz! Dieses Schwarz! es ist ganz das schwarze Kolorit, in dem diese Mexikaner ihre Götter vor Zeiten schauten, denen sie jährlich Tausende und Tausende von Menschenleben zu Opfern brachten. Es ist ein tiefes, unerforschlich, unbegreiflich, mit Schrecken erfüllendes, mit Schrecken angetanes Schwarz, unter dem ich nicht leben wollte! Lobe mir meinen freudig-blauen Himmel, meinen heiteren, blauen, freudigen Gott! —

Aber jetzt ist's verschwunden, dieses so unwillkürlich, unwiderstehlich in ferne Welten, in schreckliche Himmel und Ewigkeiten hineinziehende, hineinreißende Schwarz — ein düsteres, banges Grau hängt dafür über euch hin und die Luft, sie wird so seltsam; nicht warm, nicht kalt, nicht heiß, nicht lau, ist's eine so kuriose Luft! Und zwischen den beiden Vorgebirgen hervor zieht, wälzt es sich so fahl heraus! Seltsam! seltsam!

Wie ein ungeheurer Nachtfalter kommt es herausgezogen, hängt bereits über das ganze Tal hin, gerade wie ein ungeheurer Nachtfalter, der seine gewaltigen Schwingen links und rechts auf die Felsenberge

lehnt, schwebt es jetzt heran. Rechts, uns gegenüber, erglänzen noch die Zinnen und Mauern von Quidricovi.

„Warum nicht nach Quidricovi, Majordomo? Warum nicht dahin? Wir können nicht weit davon sein?“

„Mas que cinque leguas“,[6] stößt er, angstvoll den Kopf schüttelnd, heraus und starrt dann unverrückt den Nachtfalter an, der immer drohender heranrückt und kriecht, wie ein gräßliches Ungeheuer, der gefabelte Kracken, herankriecht. Ihr seht die Krallen des finsteren Ungetüms, wie sie sich in die Felsenwände einhacken, wie das gräßliche Unding vorwärts reckt und streckt, wie die erschrockenen Berge, Felsenwände und Klüfte unter der entsetzlichen Wucht die Farbe verlieren, wie die schwarze, finstere Nacht schrittweise heranrückt! Rechts, hinter euch, sind die Berge noch helle, grellrot helle, links aber sind sie wie in Tag und finstere Nacht abgeschnitten, grauenvoll abgeschnitten! Ein wahrhaft grauenerregender Anblick, diese Bruchstücke der Bergwelt, in tiefste Finsternis, ins hellste, grellste Licht begraben und aufgehellt! Ihr schaut mit einem und demselben Blicke das hellste Taglicht, die schwärzeste Nacht. Noch ist's rechts hinter euch helle, grellrot helle in phantastisch unnatürlicher Strahlenbrechung — aber links, ja links, da ist's schwarze, unheilverkündende Nacht!

Jawohl, unheilverkündende Nacht! Die schnatternden Papageien, die ewig umher schnoppernden, zerrissenen, mit sich selbst zerfallenen Affen, die Zehuans und Toznenetls, sie kreischen so wild! springen, flattern so entsetzt um euch herum! Selbst unsere Tiere fangen an zu zittern, zu stöhnen, wollen nicht mehr recht vorwärts, schnauben, stutzen.

„Vamos, por la santissima vamos, no tiempo de hablar — vamos!“

„Vamos, por la santissima vamos, no tiempo“, gellt es aus aller Mund zurück.

Und wahrlich, es ist keine Zeit mehr zu verlieren, die ganze Tierwelt wird jetzt rebellisch, gerät in einen wahrhaft panischen Schrecken. Wo sie nur alle herkommen, diese Tiere! Es wimmelt der ganze Wald! Von allen Seiten Geheul, Gestöhne, Gekrächze, Geächze der Singvögel und Wasservögel, Raubvögel und anderer Vögel; die Cozcaquanthlis, die sich noch vor wenigen Minuten hoch in den Lüften wiegten, kreischen jetzt aus den Mahagonibäumen heraus, alles rennt, rettet, flüchtet, Affen und schwarze Tiger, Vögel und kriechende Tiere.

„Vamos, por la santissima vamos! o somos perdidos todos!“[7]

Und wir ritten, wir zogen aus! Nicht Felstrümmer, nicht quer über den Pfad liegende Baumstämme, nicht Dornen, nichts hält uns mehr auf, eine wilde, wilde Jagd, die jede Sekunde verzweifelter wird, denn ihr seht den Feind und seht ihn nicht, es ist ein so schrecklicher, grauenerregender Feind, dieser entsetzliche Nachtfalter, der immer näher

heranrückt, immer schwärzer wird — die Sonne, von der ihr jetzt einen letzten Blick hascht, sie schaut euch so grausig an, wie das blutunterlaufene Mörderauge! Furchtbarer habt ihr sie nie geschaut. Ganze Herden und Horden von schwarzen Tigern und großen und kleinen Affen und Tuchiches und Tlalmototlis[8] und Cojotes[9] prallen, Schutz suchend, an euch heran, wieder heulend in den Wald zurück.

Noch regt sich kein Lüftchen, aber die ganze Natur, Pflanzen und Bäume, Tiere und Menschen zittern und zagen, selbst die Berge scheinen zu zittern, die hundertfünfzig und hundertsechzig Fuß hohen Palmen neigen sich, die Mahagonibäume beugen sich, die Farrenkräuter rascheln und doch kein Windstoß, nicht einmal ein Luftzug — aber die Luft wird dick, zum Ersticken! — eure Tiere stöhnen!

Arme, edle Tiere — wenn Entrinnen möglich ist, so entrinnen wir und ihr, trotzdem daß der Schrecken euch halb gelähmt. Zehn Schritte springen sie vorwärts, zucken zusammen, bis ihnen die Sporen in den Flanken sitzen, dann springen sie wieder zehn oder zwanzig Schritte vorwärts, nicht mehr im Pferdesprunge, nein, in ganz eigenem, tigerartigem Sprunge.

Nur die Audi nos peccadores sind noch zu hören, so unnatürlich hohl herausgestöhnt und geächzt und gekrächzt. Und die Gesichter aller so erdfahl, die Lippen zucken, die stieren Augen bohren in die Finsternis hinein! Eine Totenstille in der ganzen Natur, eine gräßliche Stille! Es ist, als ob die Elemente den Odem an sich hielten, um mit um so größerer Wut ihre Schrecken auszuspeien — aber — horch! was ist das? was soll das? — Dieses so seltsame, unheimliche, wie aus dem tiefsten Erdenschlunde herausgepreßte Gemurmel, das wie Geisterstimmen —

„Wohin, Majordomo? Wohin Topith? Wo wollt ihr hin? Halt! und laßt uns Vorkehrungen gegen den Sturm treffen!"

„Vamos, por Dios vamos! o somos perdidos!" heulen, gellen diese zurück.

Gott sei Dank, der Pfad wird breiter, wir reiten etwas wie eine Anhöhe hinan, sie wollen offenbar aus dem Walde heraus. Begreiflich, wenn uns der Sturm hier überrascht, schlagen uns die fallenden Bäume und Äste zu Brei zusammen. Aber wir sind an einer Barranca.[10]

„Alertes, alertes!" schreit es wieder von vorn, von hinten, von allen Seiten, „alertes! madre de Dios — Dios, Dios!"[11]

Und wohl mögt ihr zu Gott heulen und rufen, die Madre wird schwerlich da helfen. Es ist grausig, über alle Beschreibung grausig, wie der schwarze Nachtfalter seinen Rachen öffnet, wie er lechzend die fahle, flammende Zunge hervorstreckt! Diese fahle Zunge inmitten der finstern, schwarzen Gewitterwolken! — sie friert euch das Blut in den Adern.

Eine bange, bange, entsetzlich bange Minute — während der kein Wort mehr gehört wird, nur das Stöhnen und Ächzen der armen Tiere, die einen Knollen hinanstreben. Nach dieser Minute ein dumpfes

Geheul, wie das der von siebenfachen Ketten losgelassenen Windsbraut, ein Tosen! —

Das Tosen wird zum Gebrülle! — —

Plötzlich wird es einen Augenblick helle, der Rachen des Nachtfalters öffnet sich — Und jetzt!

Gott ist groß!

Sind die Pforten des Himmels und der Hölle auseinandergeborsten, aus beiden zugleich die entfesselten Mächte losgebrochen, die Erde, die Berge, die Wälder mit ihrer Wucht fortzureißen? Sie reißen, sie brechen! Es kracht und brüllt und heult und bricht aus den beiden Vorgebirgen heraus, als ob zehntausend Sechzigpfünder herausbrüllten, Berge, Wälder, das ganze Tal niederschmettern wollten. Die armen Urwälder schwanken und wanken, stemmen sich einen Augenblick — neigen, beugen sich. — Vergebens! Im nächsten Augenblick sind zehntausend der stolzesten Kronen mit dem Gekrache von zehntausend Kanonenschüssen zerrissen, die Stämme wie Zündhölzer gebrochen, aus den Wurzeln gerissen — es ist nicht mehr Wald, nein, ein Chaos, ein Ozean von Stämmen, wie Wellen türmen sie, wie Wellen spritzen sie in die Lüfte empor, keine Sonne, kein Äther, keine Wolke ist mehr zu sehen, ein Chaos von Baumstämmen, Ästen, Zweigen — und darin das Gesause, Gebrause, Getose der rasenden Sturmbraut!

Ein zweiter, noch furchtbarerer Stoß — dieser Stoß! Stehen die Berge fest? stehen sie? — Sie stehen nicht, beim Allmächtigen! sie stehen nicht, können nicht stehen, denn was da herabkommt, diese ungeheuren Massen, dieses Gedonner! — Die Erde zittert unter uns, der Felsenkegel, an dem wir lehnen, schwankt und wankt. — Eine ungeheure Wucht, die die Erde mit sich zu reißen droht! — Und die Luft wird plötzlich so dick! Staub und Schwefel und Salpeter — es droht euch zu ersticken — Und alles um euch herum stockfinstere Nacht! Ihr seht nichts, hört nur die zehntausend Felsentrümmer und Baumstämme, die, aus der Erde gerissen, herabdonnern, durch die Lüfte sausen und dann — und dann drückt es so plötzlich, drückt so entsetzlich! als ob es Orkan und Felsen und Wälder erdrücken wollte — alles, alles erdrücken wollte!

Aber der Orkan ist verhuscht, so plötzlich, entsetzlich verhuscht, in ein so grausiges Winseln, Heulen, Stöhnen eingehuscht.

„Misericordia, Dios! — misericordia! audi nos peccadores!“ stöhnt es um euch herum und krächzt und ächzt. Ihr hört, seht, fühlt nichts mehr, haltet nur in starrer Verzweiflung den Lasso, den man euch in die Hand gedrückt.

Gott, Gnade uns! Der Orkan hat aufgehört, aber was nachkommt, das! das!

Eine grauenvolle Sekunde, eine zweite, dritte, die Sturmbraut heult, wie durch die Hand Gottes in die siebenfachen Ketten zurückgelegt, sie winselt, sie stöhnt, sie ächzt — zehn, zwanzig, dreißig Sekunden.

2*

Plötzlich hört ihr — was ist das? Ein Schuß! zwei, drei — tausend, Millionen Stutzerschüsse, wie aus einer Wolke herabgeschossen! Das sind Millionen von Schüssen! — „Milliarden!“ kreischt eine Stimme neben mir. „Schüsse? Schüsse?“ — Das sind aguas, Regentropfen, aber Regentropfen so groß wie Hühnereier! Da kommt einer, er prallt wie ein faustgroßer Hagelstein an mich an — ein zweiter, dritter. — Beim vierten vergeht Sehen, Hören, Gefühl — es sind keine Tropfen mehr, kein Regen, kein Wolkenbruch, keine Wasserhose — es ist ein Ozean, ein See, ein Niagarafall! Wir sind alle, Pferde und Maultiere, zu Boden, in einem See, einem Ozean.

Dreißig Sekunden zuvor saßen wir noch, zitternd an allen Gliedern, aber doch heil auf unseren schlotternden Pferden und Maultieren; dreißig Sekunden darauf lagen wir alle im Strome begraben, Tiere und Menschen untereinander; die Barranca, eine Minute zuvor trocken, war zum Bergstrom angeschwollen, Felsentrümmer, Baumstämme mit donnerähnlichem Gebrause mit sich reißend. Bereits schwoll der Strom uns bis über die Gürtel — nur der Felsenkegel, oder was er war, und der Lasso hielten noch.

„Großer Gott, sollen wir wirklich in diesen entsetzlichen aguas ersterben, verderben?“

Sie rauschen, sie brausen immer stärker, der Felsenkegel, der uns bisher geschützt, an dem wir uns anklammern, wankt, vom Strome unterwaschen. — Und stockfinstere Nacht und Tausende von Felsentrümmern und Baumstämmen, die um uns herum mit Kanonendonner in die Tiefe tosen.

„Misericordia! Audi nos peccadores! Tenga, tenga, tenga!“[12] — „Tenga, tenga!“ kreischt es über das Stromestosen, „tenga o somos perdidos todos!“ — „Vita o muerte! Vita o muerte!“[13]

Es zieht etwas an dem Lasso, den wir krampfhaft halten, es zieht gegen den Strom, die Flut hinauf — Gott gebe, daß der Lasso hält! — Er hält. Es zieht uns um den Felsenkegel herum — herum. Im nächsten Augenblick stürzt er, von der ungeheuren Flut unterwaschen, die Barranca hinab.

„Misericordia! Dios! Dios! — O las aguas, aguas!“

„Ja wohl aguas! Du bist groß, o Gott, in deinen aguas!“ — —

Von den Indianern am Lasso emporgezogen, gelangen die Geängstigten aus der Barranca bald auf eine freie Paßhöhe. Inzwischen hat auch der Orkan nachgelassen.

---

[1] Gehen wir um Gotteswillen! — [2], [3] Indianerdörfer ohne und mit Kirche. [4] Erbarmen, Erbarmen, höre uns Sünder! [5] Fort, fort! um der heiligsten Mutter willen! Es ist keine Zeit zum Schwatzen, noch haben wir zwei Wegstunden und in einer Stunde sind die Wasser da. [6] Mehr denn fünf Wegstunden. [7] Gehen wir um der Allerheiligsten willen, gehen wir, oder wir sind alle verloren! [8] Eichhörnchen, doppelt so groß wie die unseren. [9] Amerik. Schakal. [10] Tiefe Felsenschlucht. [11] Hurtig, hurtig! hurtig! Mutter Gottes, Gott, Gott! [12] Halte fest! halte fest! [13] Leben oder Tod!

Die Meistersinger in Iglau.[1]

In der feilweiß Hans Foltzen:

Ein abent segen.

Von Abraham Letscher.

1. Herr Jesu Christ,
Weilß abent ist
Und sich der dag wil wenden,
Bleib bey uns nah
und los uns dah
Kein folsche lehr hie blenden!
Dein wort, das hel und ware licht,
Las, herr, bey uns erlischen nicht,
Dein angesicht
Thu ja nicht von uns wenden!

2. Die kirche dein
Los dir allein
Befohlen sein gar eben!
Segne das land
Und jeden stand,
Vergib oll schuld darneben!
Dan fur dir ist kein mensch gerecht,
Sündig ist ganz menschlich geschlecht,
Ein arm gemecht[2]
Auf erd zu disem leben.

3. Drum sei nicht ferr[3]
Von uns, o herr,
Durch deinen heiligen namen,
Bis endlich wir
Kummen zu dir
In dein reich allesamen.
So wölln wir dich mit hohem fleiß
Sampt den englen zu gleicher weis
Mit lop und preiß
Ewiklich ehren, amen.

---

[1] Die hier gebotenen Proben wurden von Herrn Ministerialrat Dr. Franz Streinz, Landesschulinspektor in Troppau, freundlichst zur Verfügung gestellt. Die beiden hier abgedruckten Bare finden sich in der großen Sammelhandschrift Wolf Bauttners (Breslauer Univ.-Bibliothek Ms IV fol. 88b, Schnittzahl 8) auf den Seiten 98 und 122. — [2] Geschöpf, Kreatur. — [3] ferne.

Im schwartzen thon M. Klingsor:

Den herren sol man loben.

Von Abraham Letscher.

1. Singet dem herren olle land,
Verkündiget deglich sein heil und macht bekand
Under den völckren seine grose wunder,
Erzellet seine herlichkeitt,
Dann der herr ist groß und mechtig zu oller zeitt
Und sehr löblich drumb preiset in itzunder!
Der herr hot den himmel gemacht,
Eß stet herlich und brechtig
In seim thron für in imer fort
Und geht gewaltig frölich zu an seinem ort.
Ehret den herren, kumpt für in andechtig!

2. Und betet seinen namen an!
Er hot den erdboden gemacht, das er nit kan
Beweget werden ohn sein macht gewaltig.
Es freue sich der himel hoch
Und die erden sey frölich und man sage doch
Auf erd under den völckren manig foltig,
Das der her olle ding regirt,
All seine werck in preisen.
Dancket dem herren, den er ist
Freundlich und seine güt wehret ohne endeß frist,
Dut sich stet gütig gegen unns beweisen.

3. Sprecht, hilff uns, gott, unser heiland,
Samle uns und erret uns durch deine hand,
Das wir danken deinem heiligen namen.
Gelobet und gebenedeitt
Sey gott der herr von ewigkeitt zu ewigkeitt
Und alleß volck sol darauf sagen amen.
Im ersten buch der Cronica
Stet diser text geschriben
Im siben zehenden caputt.
O mensch, ehre den herren hertzlich in demutt,
So wird er dich ols sein kind ewig liben.

Klag- und grabschrifft[1]

über den töttlichen abgang des erbarn und wolgeachten Abrahami Letschers, gewesenen burgers und tuchmachers: so wohl der löb-

[1] Im Iglauer Stadtarchiv auf einem Blatt Großfolio erhalten. Zwiegespräch zwischen einem Fremden (peregrinus) und einem Bürger (civis).

lichen deutschen meister singkunst und poeterey liebhaber und deroselben brüderschafft beysitzer der stadt Iglaw alhie, welcher vergangen 21. Octobris, seines alters im 47. jhar, von gott auß diesem jammerthal in die ewige freude abgefodert worden und den 24. diz. A. 1621 zu seiner ruhestat ehrlich und christlich begleitet.

Peregrinus:

Es giebt der klare augenschein,
Wie der todt täglich dringet ein
Bei den menschen on unterscheidt,
Wie denn auch ietz mit klag und leidt
Ich sehe mit traurigem muth,
Daß man ein leich hertragen thuth,
Zur ruhestatt in begleiten fein;
Doch möcht ich gern berichtet sein,
Waß er gewest sey für ein mann,
Mein freund, ich bitt, zeigt mir das an!
Den ihr wohl wist sein Wandel gar,
Und was gestalt sein leben war,
vielleicht gottes förchtig, from und trew,
Weil man führt so groß klag und rew,
Viel weinens, traurens mannigfalt
Von mann und weiben jung und alt,
Daß mich auch selbst erbarmen thut;
Bezeugt von im die warheit gutt!

Civis:

In der schrifft ich gelesen hab,
Wen man deinen freundt trägt zu grab,
So bewein und betrauer ihn,
Alß gieng mit ihm dein freudt dahin.
Jedoch zur maß dasselbe ich
Auch muß betrachten hertziglich,
Ich mag euch fur trauren und klagen
Ein kurtzen bscheid von im kaum sagen.
Jedoch dieweil ir solches begehrtt
Und die leich des warheit auch wertt,
Den im gott und sein heilig wortt
Der best schatz war an jedem ortt,
Stelt sich beim selben fleißig ein
Und richt darnach daß leben sein.
Was nur gereicht zu gottes ehr,
Dor zu ließ er sich brauchen sehr.
In dem weinberg des herrn gar
Er ein treier arbeitter war,
Trug auch sehr grosse lieb und gunst

Zur deutschen meister gsanges
kunst.
Zur lob der kunst und gott zu
ehr,
Auch fortpflantzung reiner lehr
Manch schönes meisterlied ge-
dicht,
Daß man im lob und danck
drumb spricht.
Die gantze löbliche bruder-
schafft,
Die meister singer sind behafft
Mit grossen trauren in gemein
Fur dem tödtlich abschied sein.
Politisch war er auch all zeit
In sich mit ehr und redligkeit,
Sanftmüttig, glindt, fridtsam,
Hat ein ehrlichen gutten nahm,
Wie von ein christen wirdt be-
gert,
Wart auch jederman lib und
wert
Und lebet wol mit fried und
ruh,
Bis er thet seine augen zu.
Gott hat ihn auch gesegnet fein
Im ehstand mit 8 kinderlein,
Von welchen noch 7 im leben;
Den gott der allmechtig wirdt
geben
Durch vorlegung trost und ge-
dult,
Ihr pflegen durch sein gnad
und huldt
Sampt irer mutter hoch betribt,
Und weil der verstorbene ge-
übt
Glauben und gutt gewissen
rein
Behalten biß ans ende sein,
Wirdt im auch gott beilegen
schon
Die ewig unverwelklich kron,
Die er hat bei der engelschar,
Da ist das ewig jubeljhar.

Die ersame brüderschafft der deutschen meister singer.

Ludwig Goldhann.

Der Landrichter von Urbau (1856 vollendet).

Trauerspiel in 5 Akten.

Inhalt 1.—4. Akt: Die Urbauer wählen 1723 einen neuen Bürgermeister in der Person Martin Köpffs, der ob seiner biederen Rechtlichkeit nur „Vater" Köpff geheißen wird. Der tatkräftige, stolze Mann setzt sich ein hohes Ziel: die halbvergessenen alten Vorrechte der Gemeinde, vor allem das vom großen Böhmenkönige erteilte und von späteren Kaisern beglaubigte Urbauer Landgericht wieder zu beleben. Diesem Streben widersetzt sich der Znaimer Burggraf, Franz Josef v. Deblin, ein Zwingvogt wie Geßler, der, wie jener in Harras, im Ritter Dobromil einen ständigen Trabanten besitzt. Eine Abordnung der Bauernschaft soll in Wien beim Kaiser die Erneuerung der Privilegien durchsetzen. Die Richterwürde lag bisher in den Händen der angesehenen Familie Neumeister, zwei Brüder, noch Jünglinge, leben als Erben dieses Geschlechtes. Da den Urbauern der einstige Glanz der Richterwürde untrennbar mit dem Namen Neumeister verbunden erscheint, fordern sie, daß der Ältere der Brüder an die Spitze des Kampfes um das alte Recht trete. Dieser, Lorenz mit Namen, hegt zu Köpffs einziger Tochter Gertrud eine heiß erwiderte Liebe. Als er um das Mädchen wirbt, stellt der Bürgermeister, dem es ehrlich um das Gedeihen seines Planes geht, die Bedingung, daß er wenigstens zum Scheine vor den Leuten im Streite um die alten Gerechtsamen den Führer spiele. Lorenz aber ist längst in der Stadt heimisch geworden, gedenkt mit Gertrud die Heimat zu verlassen. Was sollen ihm die verstaubten, alten Privilegien? Um den jungen Starrkopf zur Sinnesänderung zu zwingen, versagt ihm Köpff die Tochter und verlobt sie noch denselben Abend, nur halb im Ernst, an Lorenzens jüngeren Bruder Franz. Der Abgewiesene hat inzwischen von Gertrud zum Unterpfand ihrer treuen Liebe die letzte Hingabe erreicht; er lauert nachts dem begünstigten Nebenbuhler auf und streckt ihn mit einem Schusse nieder, ohne zu wissen, daß er den eigenen Bruder töte.

Da die Abordnung in Wien nichts erreicht hat, fordert der Znaimer Burggraf an der Spitze eines Fähnleins reisiger Knechte die Herausgabe der Pergamente und des Richtschwertes, wird aber von den rebellischen Bauern verjagt. Schwarzinger, Köpffs Schaffner und treuester Helfer, rettet aus dem im Getümmel in Brand gesteckten Thinghofe der Neumeister das alte Richtschwert und die Urkunden und überbringt sie Köpff. Im Besitze dieser ehrwürdigen Wahrzeichen des Urbauer Richteramts, erfüllt vom Bewußtsein seines vermeintlichen Rechtes, gedenkt Köpff dem Kaiser und dem Burggrafen zum Trotz zu beweisen, daß das Urbauer Landgericht noch bestehe, indem er mit den 12 Schöffen den in Haft befindlichen Brudermörder nach den Satzungen der Väter aburteilen will. Die begeisterte Gemeinde schwört ihm unverbrüchliche Treue. Lorenz wird des Todes schuldig gesprochen. Als Gertrud gesteht, daß ihre Ehre vom Leben Lorenzens

abhänge, um so den Vater zur Begnadigung zu bestimmen, läßt Köpff sogleich im Kerker den jungen Neumeister mit seiner Tochter ehelich einsegnen. Eine starke Hoffnung glüht in ihm auf: Wenn Gertrud einem Knaben das Leben schenken sollte, wird es ein Neumeister sein, ein künftiger Erbe des Richteramtes. Um so eher kann er den unwürdigen Lorenz dem Tode überantworten. Obwohl Katharina, Köpffs Frau, und Gertrud alles aufbieten, um das Herz des strengen Mannes zu rühren, obwohl der Znaimer Burggraf warnt und droht, übergibt er Lorenz, seinen Eidam, dem Henker. Katharina und Gertrude verlassen voll Schmerz und Abscheu das Haus Köpffs. Er läßt sie ziehen. Als er für einen Augenblick schwankt, ob er in allem Recht getan, versichert ihm Schwarzinger mit Handschlag, daß er als Mann gehandelt habe und wie einer, der wisse, was er wolle. Sehnsüchtig harrt er inzwischen des Erfolges einer zweiten nach Wien an den kaiserlichen Hof abgegangenen Bauerndeputation.

Fünfter Aufzug.

Große Halle im Obergeschosse von Köpffs Hause.

Erster Auftritt.

Köpff, allein, steht vor einem Tische und ist beschäftigt, das Schwert und die Dokumente in eine hölzerne Kapsel zu packen, er ruft in die Szene:

Florian! (Pause.) Wenn ein's stirbt, so sagen die Leute: der ist gut aufgehoben — ich fürcht', ich fürcht', auch ihr, meine lieben Kleinodien, seid nun nach kurzem Leben gestorben und an mir ist's, euch recht gut aufzuheben. Nun, vielleicht kommt's besser! (wieder rufend). Florian! Peter! — — (das Schwert betrachtend). Laß' dich küssen und Abschied von dir nehmen, du teueres Gut! Doch weh'! — was für rote Flecken trüben da das helle Eisen? Teuer, ja teuer! — Aber was träume ich? Das ist ja alter Rost, der seit Jahrhunderten dran klebt. (Schlägt den Deckel der Kapsel zu.) Da schlaft eine Weile! — Florian, sag ich! — Toni!

Zweiter Auftritt.

Köpff, Toni kommt links mit Hut und Stock, einen Sack an der Seite.

Köpff: Wo zum Henker steckt ihr Bursche? Heiser ruf' ich mich nach einem von euch.

Toni: Der Florian — ihr wißt es ja, Herr — schon vorgestern hat er seinen Abschied genommen, und ist weg.

Köpff: Hm, drauf hatt' ich ganz vergessen. Und der Peter?

Toni: Der Peter, nun der —

Köpff: Was ist's mit ihm? heraus mit der Sprache!

Toni: Herr, wir haben uns nicht getraut, es euch zu sagen. Schon seit gestern früh wissen wir nichts mehr vom Peter, aber der Zenzi, die ihn fortgehen sah, hat er gesagt, es dulde ihn nimmer in dem Hause, eh' woll' er den Lohn und alles zurücklassen, als noch eine Stunde länger bleiben.

K ö p f f: So, so — also auch der fort! und warum hat mir die Zenzi nichts ausgerichtet?

T o n i: Hm, das arme alte Weib!

K ö p f f: Nun?

T o n i: Sie traut sich ja gar nicht mehr nach euch aufzublicken seit ein paar Wochen. Es wird halt so viel gesprochen im Orte.

K ö p f f: Was wird denn gesprochen?

T o n i: Ach, Herr, die Leute sind so furchtsam, und da steckt eins das andere an, wie's schon geht. Was aber die Zenzi anbelangt — nun, ihr habt's ja bemerkt, Herr, wie sie immer gekränkelt hat und abgefallen ist, seit unsre Frau aus dem Hause; nun kann sie sich kaum mehr schleppen und will euch um Verlaub bitten, daß sie ins Spital darf auf ein paar Wochen.

K ö p f f: Nun, sie soll nur gehen. — — Toni, bring' mir einen Hammer. (Toni ab und gleich wieder mit einem Hammer zurück.) Aber jetzt seh' ich erst — was bist denn du angetan, als ging's auf Reisen?

T o n i (verlegen): Herr —

K ö p f f: Was soll's?

T o n i: Werdet ihr mir nicht böse sein?

K ö p f f: Red' ohne Umschweif.

T o n i: Unsere Burschen sind alle fort aus dem Hause — ich allein kann so nichts machen und da hat mir der Rausenbrucker Wirt sagen lassen —

K ö p f f: Was denn?

T o n i: Er braucht just einen Großknecht, aber heute noch müßt ich —

K ö p f f: So und da willst du gehen und mich auch im Stiche lassen, wie ein ausgemachter Hallunke? Höll' und Teufel, nun hab' ich's satt!

T o n i (flehend): Herr!

K ö p f f: Leb' ich da in einer Mördergrube, oder ist die Pest in diesem Hause, daß alle davonlaufen, als säß' ihnen der Henker auf den Fersen?

T o n i: Nun, wenn ihr's nicht haben wollt, so muß ich ja bleiben.

K ö p f f: Was hast du dich zu beschweren, Bursch, oder was hab' ich euch getan, daß ihr zu Schuften an mir werdet? (ihn an der Brust fassend.) Red' jetzt, oder ich will dich erwürgen! (ihn loslassend, als ob er sich plötzlich eines andern besänne.) Aber nein doch, Unsinn! geh' nur, Toni — du tust ganz recht daran. Doch warte, den halben Lohn hast du ja zu fordern; (ihm Geld gebend) da — jetzt geh' deiner Wege!

T o n i: Herr, der Himmel gesegn' es euch — aber gebt mir noch ein freundlich Gesicht mit auf den Weg.

Köpff: Behüt' dich Gott also — und grüß' mir den Rausenbrucker.

Toni: Seht, es will mir ja das Herz abstoßen, daß ich gehen muß, aber ihr müßt selbst sagen — es ist kein Segen mehr auf dem Hause.

Köpff: Das kann schon sein, Toni.

Toni: Seit dem Unglückstage, wo der Herr Neumeister hat sterben müssen — ach Gott, wenn nur alles für euch ein gutes Ende nimmt!

Köpff: Glaubst du, ich fürcht' mich?

Toni: Es liegt etwas in der Luft da, wie vor einem bösen Wetter im Juli. Ich bin nicht abergläubisch, aber wie ich letzthin nachts nach dem Stall geh', als die Bleß just kalben sollte, und höre da vom Dachfirst herab den bösen Kauz so heiser krächzen —

Köpff: Hör' mir auf mit dem Unsinn! Euch alle macht die Angst verrückt, obschon kein bißchen Grund ist. Unsre besten Mannen haben wir jetzt nach Wien geschickt, die werden vor dem Kaiser selbst stehn und reden — sie sollen's, und wenn man sie noch durch drei Monate hinhält. Das geht schon so und niemand kann dafür.

Toni: Nun, der Himmel geb' es — und so geh' ich denn in Gottes Namen.

Köpff: Behüt' dich Gott. (Toni rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Köpff, gleich darauf Schwarzinger.

Köpff (indem er mit dem Hammer die Kapsel zunagelt): Sicher sollt ihr schlafen, daß kein unberuf'nes Aug euch störe! Noch ein Schlag, und noch einer! Das dröhnt so dumpf und traurig und widerhallt im leeren Hause, wie wenn der Schreiner einen Sargdeckel festhämmert über Tote! Aber dann sagt man, sie werden wieder auferstehen in voller Herrlichkeit — ja, wieder aufstehen — bei Gott, sie werden's!

Schwarzinger (kommt rechts): Grüß' Gott, Gevatter!

Köpff: Johann — weißt du noch, wie's einmal aussah in dem Hause? Unten in der Küch' und im Keller, in der vollen Stube und im Stall — alles bewegt und so munter! Der Wohlstand, sagten die Leute, sieht dem Hause mit vollen Backen aus dem Fenster heraus. Und jetzt — Weib und Kind sind fort — Knechte und Mägde sind aus dem Hause — mein Vieh hat längst der Tallinger übernommen, kein Feuer brennt mehr auf dem Herde und ich — da schau' her, ein Totengräber bin ich worden!

Schwarzinger: Ach Gevatter, es sind traurige Zeiten über uns gekommen.

Köpff: Nun, sei ruhig, Johann, 's wird schon wieder besser werden. Mir sagt so was da innen, daß wir nah' am Ausgang stehen.

Zum Kaiser ist noch keiner umsonst gegangen mit einer gerechten Sache, das ist mein Glauben, darauf sterb' ich! Wenn nur uns're Deputierten wieder kommen — und das muß ja jetzt bald geschehn —

Schwarzinger: Ja, das ist's eben, wenn sie kommen.

Köpff (lächelnd): Glaubst du, sie bleiben in der Kaiserstadt sitzen oder lassen sich anwerben gegen den Türken?

Schwarzinger: Gevatter, mir ist heute recht bang zu Mute.

Köpff: Was hast du denn, Johann? Du warst ja sonst der, der unsre Sache immer im rosenfarb'nen Lichte sah — ist was Neues vorgefallen?

Schwarzinger: Ein Narr bin ich gewesen — wer immer aufs Ärgste gefaßt ist, der tut am klügsten.

Köpff: Du hast etwas im Hinterhalte — was schleichst du herum wie die Katze um den Brei? Johann, wenn ein Unglück geschehen ist, so sag's gerad' heraus! du weißt, ich bin kein Kind.

Schwarzinger: Es wird euch erschüttern, ich sag's euch.

Köpff: Und wenn's mich zerschmettert — heraus mit der Sprache!

Schwarzinger: So hört es denn und seht, wie ihr's tragt: ein Unglück, ja, ist geschehen, ein Unglück, das alle unsere Pläne mit einem Schlag auf immer zerstört — der Kaiser selbst hat uns're Privilegien für null und nichtig erklärt, auf ewig gibt's kein Landgericht in Urbau mehr, und uns're Mannen, der Thalfuß, der Gühl und alle zusammen, sitzen auf dem Spielberg im Kerker.

Köpff: O mein Gott im Himmel! (verhüllt sich das Gesicht.)

Schwarzinger: Jetzt endlich wissen wir, woran wir sind!

Köpff: Das, das also ist die Frucht von jahrelangem Mühn und Kummer, von so viel Arbeit und so viel Schmerzen! O du mein ödes, traurig-leeres Haus!

Schwarzinger: Vater Köpff, jetzt hab' ich euch nur eines noch zu bitten. Verliert keine Zeit, rafft zusammen, was ihr etwa von Wertvollem noch in der Lade habt, und macht euch aus dem Hause fort, so weit als euch die Füße tragen!

Köpff: Warum, Johann? Sterben kann ich hier so gut als anderswo.

Schwarzinger: Sterben — o Jesus Christus, da sprecht ihr was aus und kennt gar nicht seine wahre Bedeutung! Köpff, daß ich's nur sage, mir ist bange um eure eigene Sicherheit.

Köpff: Mir werden sie nichts anhaben.

Schwarzinger: Laßt euch warnen, sag' ich, so lang's noch Zeit ist! Leute sind gekommen aus der Stadt und schreckliche Gerüchte gehn im Dorfe.

Köpff: Wer kann mich eines Unrechts beschuldigen? Nicht einen Finger hab' ich mehr bewegt, als dort im Pergament mir zugestanden ist.

Schwarzinger: Was fragen sie nach unsern Pergamenten? Ihr Wille gilt und dem habt ihr getrotzt. O stürzt euch nicht ins letzte Unglück, ich beschwör' euch! Was soll denn aus allen werden, wenn ihr — nein, ich darf's gar nicht denken!

Köpff: Du bist heut' in einer aufgereizten Stimmung, wie ich dich noch nie gesehn. Ich bitte dich, Johann, sieh' nur die Dinge nüchtern an. Deine ganze Neuigkeit, laß' mich's gestehen, kommt mir nicht so recht geheuer vor; schrieb doch der Thalfuß noch verwichen, der Kaiser habe schon den Tag bestimmt zur Audienz.

Schwarzinger: Er hat sich selbst betrogen, wie so oft schon.

Köpff: Und wenn aber auch alles wäre, wie du sagst — ich bitte dich, wird denn der Kaiser, unser Landesvater, der gerecht und gütig sein soll wie ein Engel, einen Mann deshalb, weil er das Rechte gewollt hat, in Elend und Verderben stürzen?

Schwarzinger: Sprecht ihr nicht einfältig wie ein Kind! Der Kaiser wird's nicht, dafür steh' ich — aber mein Gott, sind denn nicht andere da, gibt's nicht überall böse Diener, die den Segen des Herrn in tausendfachen Fluch verkehren? O fürchtet euch vor diesem hochgnädigen Burggrafen von Deblin!

Köpff: Du hattest von alter Zeit her einen Widerwillen gegen diesen Herrn. Mir kam er nie so arg vor und seit jener Affäre im Juni hat er sich mäßig gezeigt wider mein Verhoffen.

Schwarzinger: Ich begreif' euch nicht, Gevatter! Euer klarer Blick, der sonst scharf war, gleich einem Weidmannsauge, ist seit einiger Zeit wie mit einem Nebel getrübt, der euch die Menschen nimmer erkennen läßt. In der Seele dieses Burggrafen ist nicht ein Pünktchen frei von Stolz. Den kenn' ich! und glaubt mir nur, den Augenblick der Demütigung, da ihr an seine Seite sprangt und mit der Axt ihn schütztet, vergißt er euch nicht und, daß ihr es seid, der ihm so viel Verdruß bereitet und zu Wien selbst seine Gunst vermindert: ich weiß nur zu gut, daß er sich das auf ewig hinters Ohr geschrieben hat.

Köpff: Geh', Johann, ein Hitzkopf warst du immer und siehst die Menschen ärger, als sie sind. Nehm' ich sie meinerseits zu gut, nun schau, so ist mir mein Irrtum und, sollt' er mich auch das Mark meiner Gebeine kosten, doch zehnmal lieber als der deine — nichts für ungut!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Georg kommt rechts atemlos hereingestürzt.

Georg: Ach Herr je — Göd, da bin ich endlich!

Köpff: Herr im Himmel, das ist ja der Georg! Bub' — wo kommst du her? bist ja ganz außer dir!

Georg: Lauf', Göd, lauf', sonst ist alles verloren — sie wollen dich umbringen!

Köpff: Mich umbringen! Dummes Zeug! Aber was bist du gerannt, wie nicht gescheit? Da, rast' dich aus!

Georg: Göd, ich hab' keine Ruh' in mir — lauf'! Ich sag' euch, sie bringen euch alle um! O Jesus Maria!

Köpff: Einfältiger Bube, red' ordentlich, wenn du was zu sagen hast. Was kommst du da her, voll Staub und atemlos?

Georg: Ach Göd, von der Stadt bin ich gelaufen, bis bei Schallersdorf mich der Kohlenhans hinten aufsitzen ließ. Göd, ich hab' was Schreckliches gehört! Der Burggraf ist im Anzug, gleich wird er da sein mit einer Menge Soldaten — das Haus wird geplündert und du — o das ist ein Unglück! — wo ist denn die Muhm'?

Schwarzinger: Die Muhm' ist fort. Aber nimm dich zusammen, Georg, und sag' hübsch ordentlich — was hast du denn gehört in der Stadt?

Georg: Alles war voll Lärmen, daß ich vor Angst nimmer aus wußte — und von einer Schrift haben sie gesagt, da drinnen steht, — heiliger Gott, daß der Göd soll hingerichtet werden, wie ein Räuber! Da rannt' ich, was ich rennen konnt', und bin jetzt da!

Schwarzinger: Gevatter, das ist eine schreckliche Nachricht.

Köpff: Armer Hascher, wirst mir krank werden, so weg bist du vom Laufen! Ruh' dich nur aus.

Georg: Göd, aus dem Hause gehn wir fort — sie kommen, in einer Viertelstunde sind sie da! O seid nicht so langsam!

Köpff: Sorg' du nicht für mich, Bube. Du mußt ein wenig verschnaufen, geh', drinnen steht noch der Bas' ihr Bett — und richt' dir's her und rast' dich aus.

Georg: Nein, laßt uns laufen — ein Unglück wird geschehen!

Köpff: Hinein in die Kammer, sag' ich!

Georg: Er hört nicht, er bleibt, ich sterb' vor Angst!

Schwarzinger: Geh' nur derweil, Georg, wir richten uns zusammen.

Georg: Aber mein Gott, sie kommen ja schon! Göd — wenn du's selber nicht willst, so tu's für mich — wenn mich die Leute wieder kriegen — ich zitt're am ganzen Leibe! O der gnädige Herr ist ein hartherziger, böser Mann!

Schwarzinger: So hat er dir was Leids getan?

Georg: O je, hätt' ich euch's nur längst erzählen dürfen! Arbeiten muß ich wie ein Vieh und schlagen ließ er mich —

Köpff: Du wirst uns das ein andermal erzählen, Bub' — jetzt geh' oder ich brauch' selber Ernst.

Georg: Ich geh' schon, Göd — aber gebt acht, ich bitt' euch! (links ab.)

Fünfter Auftritt.

Köpff und Schwarzinger.

Schwarzinger: Gevatter, jetzt wird's wohl hohe Zeit sein, denk' ich.

Köpff: Weil ein Kind uns da was vorschwatzt?

Schwarzinger: Verstellt euch nicht, Gevatter, ich bitt' euch! Ihr seht's am besten selber, wie die Sachen stehn. Ein Engel ist das Kind, den euch der Himmel schickt zur Warnung!

Köpff: Nun, mag sein, Johann, daß du Recht hast. Mir selber kommts fast vor, als wär jetzt was im Anzug gegen mich.

Schwarzinger: Gott sei's gedankt! Und was wollt ihr tun?

Köpff: Ich geh' nicht von der Stelle, sag' ich dir.

Schwarzinger: Das ist Vermessenheit und Sünde wider den Herrn, verzeih' mir's Gott!

Köpff: Johann, — wenn der Schnitter seine Arbeit getan hat, dann braucht er nicht nach der Sonne aufzuschauen, ihm sagts ein Gefühl da in seinem Innern, daß geschehn ist, was ihm zu tun oblag, und für den Abend gehört er sich selber an und kann nach Hause gehn. Sieh', mein Tagwerk ist vollbracht, das spür' ich und, wenn der Schnitt ein mag'rer ist — Gott weiß es, ich hab's nicht ändern können!

Schwarzinger: O du lieber Jesus, ihr gebt's auf — so soll jetzt wirklich alles für immer sein Ende haben?

Köpff: Das sag' ich nicht, Johann, beileibe nicht — aber mit mir ist's vorbei, das hab' ich so sicher wie das Amen im Gebet. Ob ich mich noch herumschleppe die paar Jahre oder — nun, wir müssen's in Geduld abwarten.

Schwarzinger: So weit ist's gekommen mit uns! O Gott, so lassen wir uns lieber gleich begraben, fünf Klafter tief in die Erden!

Köpff: Nein, Johann, versteh' mich nur recht. Weil ich's nicht tun kann, drum bleibt's nicht ungetan. Soll nur keiner glauben, daß ohne ihn die Welt in Stücke gehen müßt'! Schau' her, was hab' ich da unter meinen Händen?

Schwarzinger: Das ist ein hölzern Kistlein, von euch frisch zugenagelt.

Köpff: Johann, in dem Kistlein liegt mein ganzes Vermächtnis — mein teuerster Besitz, den ich vererbe einer spätern, bessern Zeit! Da liegt unser Recht versargt und uns're Freiheit, das heilige Pfand von allem, wofür wir kämpften, litten und starben! Johann, dies Heiligtum bind' ich dir auf die Seele! Du hast mir treu gedient wohl an die zwanzig Jahre, nun fordr' ich den letzten Dienst von dir. Es ist ein schwerer, lang dauernder, aber du wirst ihn gerne tun, denn es geschieht ja nicht nur mir zum Frommen, sondern der großen Sache, der auch du,

ich weiß es, deine beste Kraft verlobet hast.

Schwarzinger: Was begehrt ihr, daß ich tun soll?

Köpff: In dieser Kiste liegt das Schwert von Urbau und uns're alten Dokumente. Du kennst den tiefversteckten Ort in meinem Haus, wo diese Kleinodien die letzte Zeit verborgen lagen. Dorthin bring' ich sie wieder, kein Menschenkind soll's je erfahren; und du, Johann — wenn etwa geschieht, was leicht geschehen kann — dann nimmst du die geleg'ne Stunde wahr — aber was ist dir denn?

Schwarzinger: Nichts, gar nichts — was weiter soll ich tun?

Köpff: Fort aus dem Haus und über die Landesgrenze mit der Kiste! Und drüben wirst du acht haben auf das teure Pfand, das dir vertraut ist, und es behüten, wie eine Mutter ihr Küchlein, so lang noch ein Tropfen warm ist in deinen Adern! Johann, du bist ein wack'rer Mensch — versprich mir, daß du das tun willst.

Schwarzinger: Ich schwöre es euch, so wahr ein Gott im Himmel lebt!

Köpff: Dank, Bruderherz! Aber damit ist noch nicht alles gegeschehen, ja, noch viel Schwereres bleibt zu tun übrig. Aufs neue werden Männer kommen, die dieses gerechten Kampfes sich unterwinden, doch wann und wie — ich weiß es nicht, und was du tun mußt, daß sie aus deiner Hand das große Erbteil überkommen, nicht jetzt kann ich es sagen und alles steht in Gottes Hand. Nur eines will mir durch die Nacht der Zukunft dämmern wie ein Stern der Verheißung.

Schwarzinger: Was habt ihr im Sinne?

Köpff: Johann, meine Tochter, du weißt es, wird in diesen Tagen ein Kind gebären, das einen bedeutungsvollen Namen trägt: Lorenz Neumeister war sein Vater.

Schwarzinger: Gott hab' ihn selig.

Köpff: Die Neumeister waren's, die von alter Zeit her das Schwert von Urbau hatten, und immer ging's mir im Geist herum, daß auch ein Mann aus dieser Sippschaft einmal den uralten Kampf beschließen müßte. Wird nun dies Kind eine Knabe sein —

Schwarzinger (rasch): Jetzt versteh' ich euch, Gevatter! Und hier meine Hand darauf, der Bube soll uns nicht verloren sein!

Köpff: Dann sollen sie mir das Haus heut überm Kopf anzünden — ich will ruhig schlafen, oder — wenn's sein muß — sterben!

(Trommelwirbel hinter der Szene.)

Schwarzinger: O Himmel, das sind Soldaten!

Köpff: Und was ist's weiter?

Schwarzinger: Noch, Gevatter, wär' es Zeit.

Köpff: Ich hab' es schon gesagt: wie ein Dieb auf den Zeh'n aus meinem Hause schleichen, das tu' ich nicht, solang mein Fuß noch Mark hat, um fest aufzutreten.

Schwarzinger: Der Burggraf kommt mit seinen Leuten!

Köpff: Lass' sie nur kommen. Aber du nimm jetzt die Kiste, Johann. Mach's fein behutsam! Und gelt — daß du dann — ich mein' so, in einiger Zeit, aus dem Lande gehst, darauf vergißt du nicht?

Schwarzinger: Aus dem Lande will ich gehn, verlaßt euch drauf, und dies Geschäft abmachen in der Fremdnis. Doch vielleicht auch (zögernd) hab' ich früher noch was abzutun — im Lande selbst (links mit der Kapsel ab).

Sechster Auftritt.

Köpff, Freiherr von Deblin, Ritter Dobromil, der **Kreiskanzelist** und **Reisige** kommen rechts, letztere stellen sich am Eingange auf.

Deblin: Bauermeister von Urbau! Zum letztenmal vermutlich betret' ich heut' die Schwelle dieses Hauses, und um euretwillen soll's mir lieb sein, wenn ich im Frieden wieder aus der Türe scheide.

Köpff: Gnaden Herr Burggraf, zu aller Zeit ist mir bewußt, was ich euch schuldig bin. Wie wenig ich dafür gekonnt —

Deblin: Wir sprächen, denk' ich, vom Vergang'nen nicht, wo die Gegenwart sich so dringend erweist. Bauermeister, ich hab' ein ernstes Wort an euch zu richten.

Köpff: In ziemender Devotion merk' ich schon auf; belieb' es euch zu reden.

Deblin: Kanzelist, die Papiere! (Der Kreiskanzelist gibt ihm Schriften.) Kraft dieses kaiserlichen Dekrets, gegeben zu Wien am 24. des Monats Märzen, werden alle Privilegien und Freiheiten des Eigens Urbau für ewige Zeiten als null und nichtig erkannt und jeder, der dawider aufzutreten sich unterwindet, als Landfriedensstörer deklariert —

Köpff: Das kann vom Kaiser nicht kommen!

Deblin: Seht hier das kaiserliche Insiegel und Sr. Majestät eigenhändigen Namenszug.

Köpff: Nein, das ist unerhört! Der Kaiser ist mißbraucht.

Deblin: Seht ferner hier —

Köpff: Erlaubt, nur ein Wort noch. Uns selber hat der Kaiser unsre Freiheiten gegeben, von uns selber wird er sie wieder abnehmen, wenn das sein gnädiger Wille ist. Wozu braucht's da der Winkelzüge? Was der Kaiser der Gemeinde zu sagen hat, wird er unsern Kameraden sagen, die jetzt fußfällig in der Hofburg liegen.

Deblin: Auch darauf kann ich euch Antwort geben. (Winkt dem Kreiskanzelisten und nimmt ihm ein anderes Papier ab.) Laut dieses Dekretes der höchsten Hofkanzlei vom 25. dieses Monats sind die Deputierten der Gemeinde Urbau ohneweiters in schweren Eisen nach der Veste Spielberg abzuführen und hier ist die Bestätigung des Kommandeurs der Festung, daß er die Arrestanten, vierzehn an der Zahl, sofort zur strengsten Haft übernommen.

Köpff: O mein Gott, mir wird ganz schwirbelig! Jakob, Jakob!

Deblin: Glaubt ihr's nun, Mensch? (Schwarzinger wird links an der Türe sichtbar.) Wollt ihr noch einmal die Herren machen und Richter sein über Tod und Leben von euresgleichen? Mit dem Schwerte spielen, ihr gewahrt es jetzt, ist ein gefährlich Ding und leicht (mit Beziehung) kann man sich dabei die Finger blutig ritzen.

Köpff: Herr, wir sind elend genug — Hohn haben wir nicht verdient.

Deblin: Das Maß eures eignen Elends wird zum Teil von euch selber abhängen, denk' ich. Seht hier eine dritte Schrift, die euer persönliches Schicksal, Martin Köpff, betrifft. Ihr könnt lesen?

Köpff: Was geschrieben ist, wie uns're Freibriefe, ja.

Deblin: So nehmt (gibt ihm ein Papier. Köpf lehnt sich an den Tisch und liest. Deblin beiseite zu Dobromil.) Nun, Ritter, werd' ich Recht behalten oder nicht?

Dobromil (ebenso): Bei dem Manne steht mir der Verstand still.

Deblin (ebenso): Wir wollen sehen, ob er sich lange weigert! Hab' ich nur erst, was ich brauche, dann wird auch bei Hofe wieder alles gut für uns. — Nun, Herr Bauermeister?

Köpff (dumpf): Ich weiß nicht, ob ich recht versteh', was da geschrieben ist.

Deblin: Ihr seid in meine Hand gegeben, Köpff, so viel wird euch klar sein. Dies Dokument verurteilt euch zum Tode durch das Schwert wegen vorbedachten Mordes und, weil ihr Landfriedensbruch geübt von schlimmster Art, hab ich überdies das Recht, euch ohne weiteres Verfahren aufknüpfen zu lassen an den nächsten Baum. Nur wenn ein besond'rer Umstand zu euren Gunsten späche, ist mir verstattet, Gnade für Recht ergehn zu lassen.

Köpff (gibt das Papier zurück.) Wenn's so steht, kann mir nichts geschehn.

Deblin: Das wird sich finden. Was könnt ihr anführen zu euerer Rechtfertigung?

Köpff: Gott und alle Heiligen — ein Fürstenwort — mein gutes Recht!

Deblin: Euer Recht! Gibt's auch ein Recht, Morde zu begehn?

Köpff: Fragst du, Mann, mit dem Zettel in der Hand, der dir erlaubt, mich umzubringen? Du darfst es tun, denn da steht's ja geschrieben schwarz auf weiß, doch gerade so war's auch mir verstattet, denn nicht minder deutlich sagen's uns're Pergamente.

Deblin: Eure Pergamente — seht, das ist der Punkt. Köpff, ihr hattet Böses gegen uns im Sinne und schwere Dinge liegen auf eurem Gewissen, aber wir wollen nicht, daß um diese Sache noch mehr Men-

schenblut fließe. Euer Leben steht in meiner Hand, ihr habt's gelesen und ich selber bin mildherzig genug, in eure eig'ne Wahl den Ausschlag zu legen.

Köpff: Erklärt euch, wie ihr's meint.

Deblin: Wenn ein Umstand zu euren Gunsten spricht, kann ich euch pardonieren. Wohlan — gebt mir einen Beleg nun, daß euer freventlicher Starrsinn einer vernünftigen Einsicht zu weichen beginnt, und ihr seid gerettet.

Köpff: Was für ein Beleg soll das sein, den ihr begehrt?

Deblin: Eine Bürgschaft will ich haben, daß ihr ein für allemal dem heillosen Kampf um euer Landgericht entsagt habt.

Köpff: Nun, mein Kampf, denk' ich, ist zu End auf immer.

Deblin: Mich freut es, das zu hören. Doch ein and'rer kann kommen und, solang ihr noch die unglückseligen Briefe in Händen habt und jenes alte Waffen, ist der Funke nicht erstickt. Martin Köpff, ich verlange von euch, daß ihr mir noch in dieser Stunde alle Dokumente samt dem Richtschwert der Gemeinde herausgebt, oder den Ort anzeigt, wo sie versteckt liegen.

Köpff: Das wird nun und nimmermehr geschehen.

Deblin: Sprecht nicht voreilig, oder es könnt euch gereuen! — Gebt heraus, was ich begehre — das ist die einzige Bedingung, unter der euch die Strafe des Missetäters geschenkt bleibt.

Köpff: Ich will nichts von euch geschenkt und am wenigsten unter so schuftiger Bedingung! Und was das Hängen anbelangt, nun so wird's, mein' ich, wohl fürs Sterben abgerechnet sein.

Deblin: Köpff, Köpff! laßt euch raten —

Köpff: Zum armen Sünder könnt' ihr mich machen und zum toten Mann am Galgen — euer Schelm aber will ich nimmer sein, und ging drüber die Welt zugrunde! Euch unser Schwert ausliefern! Daß ihr's zerbrecht, wie ein betrunk'ner Zecher sein Glas zur Erde schmeißt! Uns're heiligen Freibriefe euch zum Spotte geben, daß ihr sie zerreißt, wie der gierige Habicht ein unschuldig Täublein! Nein, Herr Burggraf — das schlagt euch aus dem Sinne!

Deblin: Treibt eure Tollheit nicht aufs äußerste, Mann. Denkt, ein Leben steht auf dem Spiele.

Köpff: Ich weiß es, Herr — aber es ist nur mein eigenes.

Deblin. Was könnt ihr zudem gewinnen durch eure verweg'ne Weigerung? Durchsucht wird jeder Winkel des Hauses und zweifelt nicht, daß wir uns auf Bauernschliche verstehen.

Köpff: O darüber kann ich ruhig sein. Seht, wenn hier in meiner Brust statt dem Ding da, das so klopft und weh' tut, jene lieben Sachen vergraben lägen, dann tät' ich mich vielleicht drum sorgen, denn ihr habt ja Messer und Schwerter, mit denen ihr mir den Leib zerschneiden könnt

— so aber bin ich ganz allert: kommt nur und zerviertelt mich — es ist ja nur ein abgelebtes Menschenherz, was ihr da findet.

Deblin: Ihr sprecht so, weil ihr noch keinen Ernst zu sehen vermeint. Doch bald werdet ihr eines Bessern belehrt sein. Kanzelist, sind alle Anordnungen getroffen?

Kreiskanzelist: Genau nach Befehl, gnädiger Herr. Meister Prokop steht unten und um den Pfarrer wurde geschickt.

Deblin: Von diesem Gange übersieht man den Platz. Was bemerkt ihr unten, Köpff?

Köpff (geht nach rückwärts und blickt über die Galerie): Die Leute sammeln sich vor allen Häusern, der Platz ist voll Bewegung.

Dobromil (halblaut zu Deblin): O Gott, was hab' ich geahnt! Das wird ein kurioses Ende nehmen.

Deblin: Keinen Kummer, Ritter — das sind die Urbauer vom Juni nicht mehr. — Sonst, Köpff, gewahrt ihr nichts?

Köpff: Drüben bei der Linde steht ein Mann im roten Mantel, und es blinkt — (er schaudert).

Deblin: Friert euch, Bauermeister?

Köpff: O meine alte Kathrein! Du bist so weit weg! (Verhüllt mit den Händen das Gesicht.)

Deblin: Nun, Köpff, den Mann dort bei der Linde kennt ihr wohl — und hier geb' ich euch mein heilig Ehrenwort: wenn ihr nicht binnen fünf Minuten den Ort mir nennt, wo euer Schwert und die Briefe liegen, so fällt, noch eh' die Stunde vollschlägt, dies euer störrig Haupt blutend in den Sand. — Habt ihr's gehört? Ich gab mein Ehrenwort, das ist kein hohler Klang (sich ihm nähernd). Nun, ich denk', dies graue Haar wird wohl vor tollen Streichen schützen —

Köpff (rasch zurückweichend): Fort von mir, Versucher! Ehrenwort — ist dies Frevelwort ein Schwur, so hör' auch meinen Eid dagegen: wenn ich die heiligen Freibriefe dir verrate, soll jeder Buchstab' drin zur Zange werden, die mich glühend zerfleischt durch alle Ewigkeit des Höllenpfuhls, und wenn ich das Schwert dir überlief're, Scherge, soll seine Schneide Zoll für Zoll die Glieder mir zerhacken und meine unsterbliche Seele dem Teufel gehören und seinen Spießgesellen — dem verlob' ich mich und das beschwör' ich!

Deblin: Dann tut's mir leid um euer rüstig Leben — ihr wollt es selbst. Kanzelist, führt den Mann hinunter und sagt dem Meister Prokop, es soll geschehen nach meiner Ordre. (Auf einen Wink des Kreiskanzelisten stellen sich zwei Wachen zu Köpffs beiden Seiten.)

Köpff: Herr Burggraf —

Deblin: Wünscht ihr noch was?

Köpff: Soll ein Christenmensch sterben so rasch und ohne Vorbereitung?

D e b l i n: Soll ich die Privilegien von euch bekommen?

K ö p f f: Wenn des Kaisers Gnade euch die Möglichkeit gegeben hat, mein Leben zu erhalten, so tut ihr grausam —

D e b l i n: Wollt ihr das Schwert mir überliefern?

K ö p f f: Mein rotes Blut will ich dir geben und meinen Fluch dazu! (Geht gegen den Ausgang zu, die Wachen folgen.)

D e b l i n: Martin Köpff!

K ö p f f: Was noch?

D e b l i n: Ihr tretet, scheint es, aus der Welt, verwaist und unbeerbt — geht ihr zum Tod und habt nicht einen Gedanken mehr für eure Tochter?

K ö p f f: Für meine Gertrud ist gesorgt.

D e b l i n: Besser vielleicht, als ihr denkt. Köpff, in dieser ernsten Stunde darf ich euch das nicht verschweigen — vielleicht, daß diese Neuigkeit den felsenstarren Sinn euch rührt: eure Gertrud ist tot!

K ö p f f: Gertrud — tot! o mein Gott — und w i e — w a n n?

D e b l i n: Gestern abends verschied sie bei der Geburt eines Kindes.

K ö p f f: Und dies Kind — o sagt mir nur d a s noch —?

D e b l i n: Das Kind lebt, ein munt'rer Knabe. Köpff, euer Enkel ist's!

K ö p f f. Es lebt — mein Enkel! Preis dir, o Gott, und ewigen Dank! (Sucht mit den Blicken nach der Türe links und bemerkt Schwarzinger, sie wechseln triumphierende Blicke.) Und diese Botschaft, meint ihr, soll meinen Entschluß wankend machen? Bei Gott, früher wär' ich aus Pflicht gestorben und mit bangem Herzen — jetzt fühl' ich mich wieder frei und geh' zum Tode wie zu meinem goldenen Ehrentag!

D e b l i n: So trauert ihr um euer unglücklich Kind?

K ö p f f: Arme Gertrud! Ihr ist nun wohl und sie hat alles wieder gutgemacht. Auch euch, Herr, dank' ich für die wichtige Botschaft und nehm' zurück mein voreilig Wort von früher.

D e b l i n: Was für ein neuer Anfall überkommt den Mann?

K ö p f f: Und so hätt' ich denn nichts mehr zu sagen und darf in Ruhe heimgehn. O seht, die Sonne sinkt hinab und alles glüht in dunklem Rot! Bald aber wird es Nacht sein und schwarz — nur ein Fleck dort unten bleibt rot, und die Leute werden kommen und mit den Fingern deuten und schauen, wie wenn ein Komet blutigrot am dunklen Himmel hängt! Und Kometen sind die Boten großer Dinge — das wird jeder im stillen empfinden und davon wird die Sage gehn, bis einst die Stunde der Erfüllung naht — ob zum Frommen oder Unheil, das freilich steht in Gottes Hand. (Geht zwischen den beiden Wachen rechts ab, der Kreiskanzlist folgt.)

Siebenter Auftritt.

Deblin, Dobromil, Reisige, Schwarzinger mit Flinte und Jagdtasche usw. tritt rasch links auf.

Deblin (tritt ihm in den Weg): Wohin soll es, Mensch?

Schwarzinger: Hinab ins Freie will ich — wenn ihr's erlaubt.

Dobromil (für sich). Ach du mein — wie bin ich erschrocken!

Deblin: Hoho, jetzt glaub' ich ihn zu kennen, Knecht. Ist er nicht der Johann Huber von Klein-Tajax?

Schwarzinger: Mein Nam' ist Johann Schwarzinger und Urbau meine Heimat.

Deblin: Schon gut. Doch wiss' er, Schwarzinger: die Zeiten des bäurischen Übermuts und der Straflosigkeit sind nun vorbei. Auch mit ihm gibt's noch ein Hühnlein zu pflücken. Morgen um die zehnte Stunde hat er vor uns auf dem Burgamte zu erscheinen, bei schwerer Leibesstraf' im Fall der Renitenz. Hört er's?

Schwarzinger: Morgen — vor euch, Herr Burggraf?

Deblin. Hab' ich nicht deutsch geredet? Euch allen wollen wir noch die Köpfe zurecht rücken, ihr verstocktes Bauernpack!

Schwarzinger (will gehen): Ich befehl' mich, Gnaden Herr Burggraf.

Deblin: Was hat er unten zu suchen in dieser Stunde?

Schwarzinger: Ach euer Gnaden, mein Kopf ist so schwül von all den traurigen Geschichten — mich zu zerstreuen, möcht' ich ein wenig auf die Jagd. Vielleicht, daß ein Marder, — eine Wildkatz' —

Deblin: So geh' er. (Schwarzinger rechts ab.)

Achter Auftritt.

Deblin, Dobromil und die **Reisigen.**

Deblin: Was sagt ihr, Ritter? Jetzt, denk' ich, ständen wir am Ziele: gebrochen ist der keckvermess'ne Übermut, und alle Müh' und Sorge, die seit Monaten uns bei Nacht und Tag nicht Ruhe ließ, hat ein Ende gefunden.

Dobromil: O Herr, dem wär' auch hohe Zeit. Schaut mich nur an — wie bin ich herabgekommen vor kontinuierlicher Gemütsaffektion!

Deblin: Überschau' ich nun noch einmal die Ereignisse der jüngsten Zeit, so graut mir selber vor der Gefahr, die uns bedrohte. Damals, nach der unseligen Affäre im Juni, erhoben meine Feinde zu Wien ihr Haupt triumphierend — Blut war geflossen, und nichts erreicht, ja weniger als nichts! Alles Unheil ward mir in die Schuhe geschoben, und wenig fehlte, so hätten's die Herren mit den Bauern selbst gehalten.

Dobromil: Wahrhaftig, so schien es. Daher das ewige Trainieren und Hinhalten der bäurischen Deputierten.

Deblin: Aber sie haben sich verrechnet, die Herren, und mein Stern wird glänzender leuchten als je. Seit ich jenes Urteil in Händen hatte, war ich meiner Sache gewiß. Zwei Dinge mußten jetzt noch geschehen: dieses Bauern Kopf mußte fallen und die Wahrzeichen des Landgerichtes dem Kaiser überbracht werden.

Dobromil: O wär' nur beides schon geschehen! diese Bauern aber sind ein horribles Volk. Wenn ich noch denke —

Deblin: Habt nur keine Sorge, Ritter. Da schaut hinab: Kopf an Kopf gedrängt, steht der Platz voll Menschen, aber seht ihr nur eine Axt, eine Gabel — hört ihr ein rebellisch Geschrei, wie damals im Juni? O, sie sind jetzt mäuschenstill, und doch stirbt da vor ihren Augen, der ihr Führer war, ihr Prophet möcht' ich sagen! (Pause, dann Trommelwirbel.)

Dobromil: Ach Gott, Trommeln!

Deblin: Jetzt ist sein Haupt gefallen. Lautlos und zitternd steht die Menge. Übermütig Bauernvolk von Urbau! jetzt endlich ist dein Starrsinn gebrochen. Nimm dir's zur Lehre.

Neunter und letzter Auftritt.

Die Vorigen, der Kreiskanzlist kommt rechts eilig herein.

Kreiskanzelist: Euer Gnaden, Herr Burggraf —

Deblin: Was bringst du, Kanzelist?

Kreiskanzelist: Ich habe zu melden, daß die Hinrichtung geschehen ist.

Deblin: So wollen wir sodann das Protokoll aufnehmen. Doch was ist dir, Mensch? Hast du noch keinen sterben gesehen?

Kreiskanzelist: So wie den, Herr, noch keinen. Ihm hat auch nicht die Wimper gezuckt, wie wir ihm das Tuch um die Stirne banden, und zum Block ist er getreten, keck, als sollt' er dort selber niedersitzen und Richter sein über Tod und Leben.

Dobromil: Und die Leute, Kreiskanzelist?

Kreiskanzelist: Standen da und muckften nicht. Die Weiber machten das Kreuz, wie der Blutstrahl aufsprang, und keines hab' ich weinen sehen.

Dobromil (Deblin die Hand reichend): Herr Burggraf — jetzt gratulier' ich euch!

Deblin: Ganz Urbau hat zu diesem Schauspiel sich versammelt und steht noch unten in dumpfes Staunen versenkt. Den Augenblick will ich ergreifen, das kaiserliche Dekret zu publizieren. Kommt, Ritter! (Tritt auf die Galerie hinaus, Dobromil und der Kreiskanzelist stehen seitwärts hinter ihm.) Bauersleute der Gemeinde Urbau! Seht mich hier, den Burggrafen der königlichen Stadt Znaim, der im Namen der hohen Regierung zu euch spricht! Seht hier das Dokument, mit Sr. kaiserlichen Majestät hohem Insiegel! Kraft eben dieser Schrift bin ich ermächtigt, hiermit euch zu verkünden, daß alle Privilegien und Freiheiten des Eigens Urbau für ewig als null und nichtig erklärt sind! Und so ist denn hiermit ausgesprochen, fürs erste: von diesem Tag gibt's kein Landgericht in Urbau mehr!

(In diesem Augenblicke fällt von unten ein Schuß. Deblin sinkt sterbend in die Arme Dobromils.)

Der Vorhang fällt sehr rasch.

Heinrich Glücksmann.

Aus „Fährten und Narben“, Gesammelte Gedichte (1879—1912), München 1917 bei G. Müller, 3. Auflage.

Das Leben.

Durch einen Garten schritt ich sinnend
Und blieb vor einem Strauche stehn:
Das Leben spiegelten die Blumen
Als Keimen, Blühen und Vergehn.

Verschämt erhob ein kindlich Knöspلein
Sich aus dem Kelche, grünumlaubt,
Auf schwankem Ästchen hob daneben
Die volle Rose stolz ihr Haupt.

Doch ihre Perlentränen flossen,
Da sie die ältre Schwester sah,
Die einst so hold am Stiele prangte,
Nun blaß und welk und todesnah.

Sie flüsterte zur Knospe nieder,
Die neidisch ihrem Kelch entstrebt:
„Tritt nicht ins Sein! Schön dünkt das Leben
Nur dem, der es noch nicht gelebt.“

Die Schnitterin.

Jung und schön und stark und blühend,
Sommers Ebenbildnis, steht,
In der Arbeitswonne glühend,
Schnitterin im Feld und mäht.

Mäht die Halme, die sich neigen
Körnerschwer zur Erde hin,
Und, ein Sang der Kraft, durchs Schweigen
Ihrer Sense Schläge ziehn.

Mit des Siegers Machtentzücken
Fällt sie, was im Licht gereift . . .
Und vielleicht ihr schon im Rücken
Mäher Tod die Klinge schleift!

Höflichkeit.

Das heißt doch die Höflichkeit
Wirklich übertreiben,
Wenn man selbst Frau Langeweile
Nötigt — zu bleiben.

En gros — en dètail.

Stiehl in Löffeln:
Deine Freunde spucken aus und drücken sich.
Stiehl in Scheffeln:
Deine Feinde werden Freunde und bücken sich.

Zur Beherzigung.

Willst, Künstler, du Erfolg und Gunst
Gewinnen deinem Streben:
Bring· nicht ins Leben nur die Kunst,
Bring in die Kunst auch Leben!

Geistesringen.

Forschen ist Kämpfen und Täuschung sind die empfangenen Wunden;
Narbenbedeckt nur erringt Wahrheit als Preis man des Siegs.

Josef Matzura.

Die Rosenburg in den Pollauer Bergen.

Das Bergdorf Klentnitz, eines der anmutendsten und schönst gelegenen im Bereich des Pollauer Bergstockes, ist von Nikolsburg aus in einer Stunde zu erreichen. — Von der Haltestelle Poppitz (an der Brünn—Lundenburger Bahnstrecke) führt in ungefähr 2 bis 2½ Wegstunden auch eine prächtige Wanderung über Tracht und Unter-Wisternitz in den baumreichen Thaya-Auen an den Wallbauten der „Peterswiese" und des „Hohen Gartens" vorbei und ansteigend über die malerische Bergschlucht „Klause" im Waldesdämmer der Pollauer Berge hinauf nach Klentnitz.

Über der Dorfgasse von Klentnitz mit den netten, sauberen und noch in echter, alter Dorfbaukunst gehaltenen Gehöften schwillt westwärts jäh ein felsiger, teilweise grau verkarsteter Höhenrücken an, der südwärts gegen den höheren Tafelberg steil zu einer Einsattelung abfällt. Hier auf dem kahlen, höchsten Giebel des Rosenberges (Rosensteins) ragen aus dem Rasengrün einige steilwandige Riesenblöcke hervor. Auf zweien von ihnen, die nur durch eine schmale, aber tiefe Schlucht getrennt sind, stehen die Ruinen der Rosenburg, die man auch den Waisenstein nennt.

Der vorteilhafteste Anblick über dieses auserlesen schöne, wunderbar zusammengesetzte, burggekrönte Landschaftsstück bietet sich dem verstehenden Wanderer wohl von der Höhe beim Klentnitzer Friedhof: links die grüne, horizontal abgeschnittene Rückenfläche des wuchtigmassigen Tafelberges (459 Meter hoch), der steil gegen das Dorf niedergeht; aus dem Bergsattel am Nordfuße des Tafelberges steigt wieder rasch wie eine Bergnase der niedrigere Felsrücken des Rosensteins auf; zwischen beiden erhebt sich vor dem lieblich mit pinienähnlichen Schwarzföhren gekrönten Grün des Bergsattels, hoch aufgerichtet, weißgrau, der Langenstein wie ein spitzer Riesenzahn in die blaue, silberigfein verschleierte Bergluft. Im Vordergrund einige stolze Pyramidenpappeln, Baumgruppen und Obsthaine um freundliche Dorfhäuschen — und als bedeutsamer, großer Hintergrund der eigentliche Pollauer Bergrücken mit der Maidenburg. — Wahrlich, einer der fesselndsten Landschaftsausschnitte in diesem an Naturschönheit nicht armen Südmährergau.

Die volle Romantik dieser Örtlichkeit aber erschließt sich erst dem, der betrachtend zwischen den abenteuerlichen, aus dem Rasen tretenden Felsblöcken, Felsbrocken und Steinköpfen ringsumher um die Rosenburg selbst wandelt und diese launenhaft zerwitterten Gebilde der Natur mit dem noch abenteuerlicheren Gemäuer darauf, das oft schwer vom gewachsenen Gestein zu unterscheiden ist, anstaunend bewundert. Manche Felswand ist unterwaschen, überhängend ausgehöhlt, in düsteren Klüften und Sprüngen zerrissen; der eine Fels umschließt gar ein hohes, grottenartiges Gewölbe.

Immer wieder enteilt aber unsere Aufmerksamkeit mit unwiderstehlicher, rastloser Wandersehnsucht hinaus in weite und nähere Fernsichten, über breite, tiefgelegene Feldfluren und über weitgestreckte, bebaute Hügelwellen hinweg bis zum weit, weit gespannten Rahmen von Bergzügen, der im dämmernden Dunstkreis schwindet und versinkt.

Gegen Morgen hin erblicken wir über den Rücken des Stadtwaldes hinaus die dunkelgrünen Auen an der Thaya, die roten Dächer von Eisgrub und das hochragende Minarett des sogenannten babylonischen Turmes in dem berühmten Eisgruber Park, und benachbart links den Kirchenturm von Kostel; über die Rauchsäulen von Lundenburg hinweg erschauen wir die breite, weite Marchebene, bis der hastende Blick an der weitgestreckten, blauen Bergkette der Weißen (Miawa-) und der Kleinen Karpathen seine Grenze findet.

Mehr gegen Nordost grüßen uns breitgelagerte, heraufleuchtende Dörfer in der Talmulde an der Brünner Bahn mit der sonnigen Heiterkeit des offenen Landes, näher die rote, ehedem befestigte Bergkirche von Saitz und davor das weinbekannte Prittlach und ganz nahe in lieblicher Mulde zwischen Waldhängen das kleine, deutsche Millowitz. Von Saitz links, auf ferner Höhe des tertiären Steinitzer Berglandes, das geologisch eine Vorstufe der Westkarpathen bedeutet, erschimmert die Kirche des weitschauenden Wirbitz.

Im Norden ruht unser Auge lange auf der höchsten Erhebung der Pollauer, dem 550 Meter hohen, kreuzgeschmückten Maidenberg, dessen breitgegliederten massigen Bau man erst von hier aus deutlich erkennt und der nach seiner Fernwirkung noch einmal so hoch zu sein scheint; seine nördlichste, kapartig steil zur Thaya absetzende Vorkuppe, ein echter Luginsland, wird von dem sagenumwallten Gemäuer der uralten Maidenburg gekrönt. Mächenstimmung und Sagenzauber für den sinnend betrachtenden, wissenden Wanderer — hier an der Rosenburg und dort um die Mädchenburg mit ihren drei versteinerten Jungfrauen! — Vor dem Maidenberg lagert quer der schwarzbewaldete Kesselberg, dessen westlichster Felsabsturz einst die Burg Neuhäusel (Nova Domus) trug. Dort an der zerklüfteten und zerspaltenen Nordwestflanke der Pollauerberge ragen auch die schwierigen Felszacken und Felsentürme im

einzigartigen Klettergarten der Brünner Touristen gar trutziglich und bizarr auf, vom großen Spund an der Martinswand bis zum dicklichen Wampo hin und dem „g'spaßigen Domini, wo host denn dei(n) Wei(b)?." — Jenseits dieser wechselvollen Bergformen linkshin enteilt der sehnende Blick in raschem Fluge genau nordwärts bis zum Spielberg und den verblauenden Gipfeln und Waldrücken des Brünner Berglandes. Auf halbem Wege dahin ruht in schattigen Auen der Igla das Städtchen Pohrlitz.

In Nordwest erkennen wir leicht den zugespitzten Mißkogel, die vorgeschichtliche Siedlungsstätte bei Kromau, und viele deutsche Orte. Im Vordergrunde ganz nahe zu unseren Füßen aber blicken wir hinein in die steile Gasse des wein- und marillenreichen Dorfes Bergen; die Häuschen und Scheunen im Baumgrün stehen so niedlich geordnet wie eben aus einer Spielschachtel entnommen. An der regulierten Thayastrecke liegt Weißstätten und Markt Muschau mit ebener, häufig überschwemmter Dorfflur, ein altes dörfliches Klein-Venedig an der ebenso alten Straße Wien—Brünn, näher links der große, saubere Markt Unter-Tannowitz, weinbauend und weinhandelnd, mit seinen Rieden vorteilhaft hingelagert an die Guldenfurth-Bratelsbrunner Höhen, die ein weiter Rebengarten umkränzt. In nächster Nähe gegen Abend, am felsigen Ausläufer des Tafelberges oben fällt uns ein eingeklemmter Wackelstein auf.

In weiter Ferne verlaufen in Südwest flache Wellenzüge als Ausstrahlungen der abgewitterten mährisch-schlesischen Urgebirgsmassen; wir erkennen hier die Lage von Dürnholz, Grusbach, von Znaim und Retz.

Um gegen Mittag hin freien Ausblick zu gewinnen, ersteigt man den vorgelagerten grasigen Tafelberg. Feldsberg, Stadt, Kirche und das Liechtensteinsche Fürstenschloß sind leicht zu finden. Die Wienerstraße klettert als ein endloses weißes Band über bedeutende Höhenrücken im benachbarten Niederösterreich gegen Poysdorf-Mistelbach zu — und im Vordergrund mehr rechts ragt, aus dem Frieden des Walddunkels auftauchend, als trotzig-abweisender Widerpart der südmährischen Burgen das umfangreiche, hohe Gemäuer des niederösterreichischen Falkensteines. Und greifbar nahe im Vordergrund liegt vor uns der schwarzbewaldete, mißhandelte Turoldberg, berühmt durch Karsterscheinungen, vorgeschichtliche Funde und seltene, schöne Blumen; ihm vorangestellt an der weißen Dorfstraße der graue Felsblock des Schätze bergenden Bottichsteins, von denen die Sage meldet; das ganze Landschaftsrundbild aber wird hier beherrscht von der wuchtigen, malerisch gedrängten Masse des fürstlich Dietrichsteinschen Felsenschlosses mit einem Teil des Weichbildes von Nikolsburg, das unter der ragenden Obhut des kapellenreichen Hl. Berges steht. — Lange, lange hängt Auge und Herz an solch erlesener Umschau.

Man darf unwidersprochen sagen: Hier oben um die Rosenburg ist's zu jeder Tages- und Jahreszeit schön, fesselnd, anmutend, reizvoll: Hier fühlen wir uns beseligt und emporgehoben — am Morgen in des Tages goldener Frühe, wenn sich noch im tiefen Thayatal wallende, weiße Nebelschleier drängen; — am Mittag, wenn wir, in würzigem Schatten der Rosenburg geborgen, am Rücken behaglich im Grase liegen und den „eilenden Seglern der Lüfte", den Wolkenschäfchen, bewundernd zuschauen und uns dann summendes Insektenvolk und bunte Schmetterlinge umgaukeln und liebliche Träumerei; — oder wenn das farbensatte Abendlicht im Abschied feierlich verklärend lächelt und der Friede, der sacht über die weite, schöne Welt sich breitet, nur vom Feierabendläuten benachbarter Dorfglocken widerhallt und das fromme Ave zu innerer Einkehr und ernster Selbstbesinnung ruft .... Von einem fernen Wasserspiegel blinkt es auf wie von einem flammenden Silberschild; ... die Wildgans streicht eilend und rufend in langer, spitzwinklig gebrochener Kette in die nächtliche Sicherheit gewohnter Teiche; .... von den emsigen Gehöften in Klentnitz steigen bläuliche Rauchwölkchen empor, ... eine unsichtbare Lerche trillert in den grauenden Himmel ihr Schlummerlied.

Oder sei es, daß am Fuße des Tafelberges am Waldrand eine Wiese von Schneeglöckchen oder Maiglöckchen für Auge und Gemüt ein wunderliebes Entzücken des neuerwachten Jahres offenbart, wenn der Frühling wonnesam mit schmeichelnden Zephyren die Fluren umfächelt und alle Lebenswelt mit neuen Gestaltungen in lieblicher Jugend schmückt und in Maientagen ein Leuchten, Duften, Klingen und Singen durch die Natur geht und das sehnsüchtig ungestüme Lied der Nachtigallen hier alle Haine und Büsche an duftschweren Abenden bis tief in die stillen Nächte hinein mit seligem Zauber erfüllt; oder sei es, daß im Vorfrühling die Pfirsichblüte die Hänge mit dem zartesten Rosa überspinnt oder der Mandelbaum und die Aprikose in weißroten Schmuck sich kleidet — oder leuchtend goldgelbe Polster von Frühlings-Fingerkraut und Berg- und Felsen-Steinkräutern (Allyssum saxatile und A. montanum) mit dem Violett der Küchenschellen, dem Purpur und Gelb der seltenen Zwergschwertlilien und dem Hellblau des frühen Ehrenpreises in Farbenschöne wetteifern; sei es, daß die schweigende Thaya die Schmelzwasser nicht zu fassen vermag und dann in ihre smaragdgrüne Umwelt einen seenweiten, riesigen Silberspiegel hineinschiebt; — oder sei es in der Zeit der Hagerosen, in der reichsten Blütezeit des reichen Sommers mit seinem Glanz und Duft auf jedem Blatt und dem Vogelsang auf allen Zweigen, wo der pflanzenkundige Naturfreund hier von einer botanischen Seltenheit in freudigem Staunen zur anderen eilt, immer wieder Wunderneuheiten einer südlichen Kalkflora, der osteuropäischen Steppen- oder der Voralpenflora entdeckend. — Zauberhaft schön aber ist's auch um den Rosen-

stein in den milden Herbsttagen, wenn die wohlig durchwärmende Herbstsonne zwischen verfärbendem Laube die schweren Trauben reift und die rotbackigen Birnen greifbar nahe in der Klentnitzer Dorfgasse locken. Dann gesellt sich auf unseren Fluren das tiefe Goldgelb eines Augentrostes mit dem zarten Blau des ährigen Ehrenpreises und der blauvioletten Bergaster. — Ja, hierzulande wird es begeisternd-bacchantisch schön, wenn aus den weitoffenen Weinkellern der Edelduft des Mostes und des Heurigen aufreizend fein herausströmt,[1] und hier ist es gottvoll poetisch schön, wenn in späteren mild durchleuchteten Herbsttagen das große Herbststerben einsetzt in scheidender Schöne und Lieblichkeit, wenn ein Farbenrausch über Wälder und Höhen geht, wenn der weite Laubwald und die Weingärten rings um unsere formschön aufgebauten Felsberge in malerisch-bunt verteiltem Farbenspiel von Hellgold und feurigem Purpur aus ernstem Grün lustig aufleuchten, wenn das Spätjahr im Scheiden alle Hecken und den Niederwald mit anderem Leuchten verklärt und übergoldet und am Waldrand rote, blaue und glänzendschwarze Beeren und Früchte an laubberaubten Zweigen mit letzter Wunderkraft färbt und allerletzte Blumenkinder, in Gelb, Blau und Rosa gekleidet, wehmütig und dennoch daseinsfroh uns grüßen. — Und auch im Winter, im stillen, weißen Winter, der uns selten mit arger Strenge wehetut, gibt es hier um Nikolsburg und die Pollauer-Berge noch viel des Schönen und des Fesselnden genug; Seelen- und Augenfreuden in harmonischem Zusammenklang das ganze liebe Jahr hindurch.

---

[1] „Diese Weinblumen sind aber keineswegs künstlich. Sie haben heimatlichen Erdgeruch an sich, den Duft des Sommers und den Geschmack feinsten Obstes. Und sie funkeln goldgelb oder blutrot im Glase bei romantischem Lichte einer Kellerkerze . . . Und wir bekränzen uns willig mit diesen Weinblumen."

K. H. Strobl in „Mährische Wanderungen".

Hieronymus Lorm.

Aus „Gedichte", 6. Aufl. 1892 (bei H. Minden, Dresden u. L.).

Stoa.

Über Heil und Unheil schweben,
Gleichgestimmt für Tod und Leben,
Ist vielleicht das Glück.

Nicht mehr hoffen, nicht mehr wollen,
Gibt auf Erden schon den Schollen
Ihren Teil zurück.

Was bleibt.

Als mir einst noch Rosen blühten,
Sterne hold verheißend glühten,
Fand sich manche Träne doch.
Meine Rosen sind erblichen,
Meine Sterne sind gewichen —
Meine Tränen fließen noch!

Das letzte Ziel.

Ich glaub' nicht an die Dauer
Jenseits der Kirchhofsmauer,
Doch wünsch' ich nur so viel
Mir als das letzte Ziel:

Wenn abgetan des Lebens Last,
Zu f ü h l e n meine tiefe Rast.

Weltlauf.

Wohin das Auge dringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Fliehn und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch so viel an Raum,
Daß er zerstiebe.

Spätes Erkennen.

Wer hat die Frage nicht vernommen
Im wunden Herzen, eh' es brach:
„Wo sind die Freuden hingekommen,
Die meine Jugend mir versprach?"

O wundes Herz! Mit deinem Streben
Bist du ein Narr bloß der Natur:
Für *ihre* Zwecke mußt du leben,
Die *deinen* sind der Köder nur.

Weisheit.

Alle Weisheit ist vergebens,
Ändert nicht den Sinn des Lebens,
Den das Schicksal längst beschloß.
Leidenschaft und Wille schalten
Ewig als Naturgewalten
Über unser ganzes Los.

Eins nur läßt zur Not sich lehren:
Machst du frei dich vom Begehren,
Fällt der Zwang auch der Natur.
Aber nur nach tausend Wunden
Fühlst du in erhab'nen Stunden
Solcher Freiheit leise Spur.

Wanderstab.

Was man als Schicksal kennt
Und Glück und Unglück nennt,
Ist auf dem Weg zum Grab
Nichts als der Wanderstab.

Ob er von Golde blitzt,
Ob er aus Holz geschnitzt,
Hat gleichen Wert am Ziel,
Wenn er der Hand entfiel.

Aus „Nachsommer", Neue Gedichte, 3. Aufl. 1901, ebenda.

Biographen.

Das Leben jedes Einz'len ist
Ein wohlverschloßnes Haus,
Kaum daß aus einem Fensterlein
Er selber sieht heraus.

Kein Mensch errät, kein Mensch versteht,
Was drinnen sich begab,
Denn immer spielt sich insgeheim
Das Innenleben ab.

Doch stirbt ein hochberühmter Mann,
Gleich naht der Biograph
Und sieht genau und weiß gewiß,
Wie's kam und wie sich's traf.

Innere Harfen.

Innere Harfen
Sänft'gen den scharfen
Weckruf des Seins.
Aber sie tönen
Niemals im Dröhnen
Weltlichen Scheins.

Nur wenn in tiefen
Seelen sie schliefen,
Weckt sie der Blick
Holder Gestalten,
Und sie entfalten
Sich zum Geschick.

Feuerbestattung.

Dem graden, freien Sinn entspricht
Das Feuergrab, wenn's ihm verliehen.
Sonst kann man tot und lebend nicht
Sich kriechendem Gewürm entziehen.

Aus dem Nachlaßbande „Bekenntnisblätter":

Das Kopftuch der Madonna.

(Bei einem Preisausschreiben der Wiener Allgemeinen Kunstchronik 1887 preisgekrönte Künstlernovellette.)

Der Garten war nicht dazu bestimmt gewesen, nur Rosen und Orangen zu tragen. Jetzt war er verwittert; das schärfste Auge eines Liebhabers, der die Brust seines Mädchens hätte schmücken wollen, die lüsternste Genäschigkeit würden vergebens nach jener Frucht und jener Blume gespäht haben. Dennoch ging wunderbarerweise von dem verwitterten Garten ein Rosen- und Orangenduft aus, welcher weithin die einsame Straße in dem armseligen Stadtteil Roms erfüllte.

Mitten im Garten gab es einen ehemaligen Pavillon auf einer kleinen Anhöhe, sehr zerfallen, voll alter, unbrauchbar gewordener Möbel, aber auch mit den neuen Einrichtungsstücken, deren das Atelier eines modernen Malers bedarf. In den zwei Räumen des Pavillons zu wohnen, wäre niemandem mehr eingefallen, als bei Tage den Katzen und bei Nacht den Fledermäusen. Wohnen mußte man in dem zerfallenen Palast, von dem aber zu diesem Zwecke nichts mehr übrig war, als der kleinste Teil eines ehemaligen Parterres.

Wenn nun über diesen ganzen Schauplatz die Sonne unbekümmert um Jahr und Jahreszeiten, wie sie es in ihrem Bewußtsein einer ziemlich verbürgten ewigen Dauer zu sein pflegt, ihre breiten Streifen legte, so konnte man glauben, sich auf der Heimstätte einer seltsamen, einer lachenden Vergänglichkeit zu befinden. Richtiger wäre es gewesen, das Lachen für den Triumph der Unvergänglichkeit zu halten, denn an Staub, Ruinen und Trümmern kann nichts mehr vergehen, der Duft von Rosen und Orangen zieht auch ungestört in seiner Existenz durch die Jahrtausende und selbst, was keine Individualität hat, Katzen und Fledermäuse, sind von jeher die nämlichen geblieben. Die Illusion, im Tempel der Unvergänglichkeit zu stehen, für welchen Vergangenheit und Zukunft ausgelöscht sind, wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß auch höchst gegenwärtige und folglich höchst vergängliche Menschen, die zum Teil sogar auf eine ganz anders gestaltete Zukunft hofften, ab und zu durch diesen Tempel schritten.

Zwar das alte Ehepaar Poselli, der Pförtner des ehemaligen Palazzo und die Pförtnerin, seine Frau, machten auf keine Zukunft mehr Anspruch, und wenn man ihre ehrwürdigen Gesichter sah, denen die Runzeln und Falten zur Zierde gereichten, wähnte man, sie hätten auch keine Vergangenheit haben können und müßten zu jeder Zeit nicht anders ausgesehen haben. Sie aßen das Gnadenbrot, ohne es zu wissen; der edelmütige Besitzer hatte ihnen zur Pflicht gemacht, fortwährend darüber zu wachen, daß die verschwundenen Rosen und Orangen nicht entwendet und die vermorschten Balken und verwitterten Mauersteine um keinen Preis der Welt beschädigt würden. Dafür bezogen sie nicht nur, was sie notwendig zum Leben brauchten, sie durften sogar den Pavillon auf der Anhöhe zu ihren Gunsten vermieten, wenn ein fabelhaftes Geschöpf sich finden sollte, das Lust hätte, hierin für Geld zu hausen. Das Fabelhafte in der Menschennatur wächst nur mehr in Künstlern auf, und in der Tat stellte sich ein deutscher Maler ein, der zwar nicht in dem Pavillon wohnte, aber seine Werke darin wohnen ließ, wenn sie, nachdem er sie dort angefertigt hatte, absolut nicht weiter wandern wollten, um in den Sälen der Patrizier und in den Galerien der vornehmen Sammler zu wohnen.

Dieser deutsche Maler, Guido Speerting, war nun der gegenwärtige Mensch mit einer beanspruchten Zukunft neben dem alten Ehepaar, das so wenig mehr wollte, wie die Trümmerwelt, die es umgab. Die alten Leute, die seinen deutschen Familiennamen nicht über die Zunge brachten, nannten ihn nur den wilden Guido, weil er ihnen mit seinem langen Bart und Haar und den feurigen schwarzen Augen dem Räuberhauptmann aus Calabrien zu gleichen schien, den sie einst, in Ketten geschlossen, durch die Straßen des Trastevere hatten führen gesehen.

Kaum aber hatte der Künstler seine Arbeitsstätte eingerichtet, so war auch schon das Bedürfnis nach einem zweiten gegenwärtigen Menschen mit Jugend und Zukunft rege geworden.

Guido verlangte eine tägliche Säuberung des Ateliers, was keine so einfache Sache war, wie etwa eine Wohnstube in Ordnung zu bringen. Es gab da Staub und Schmutz, die geheiligt sein sollten vor jeder Berührung, und andererseits wieder schön bemaltes Zeug mit frischen Farbenklexen, das ohne weiteres dem Kehrbesen verfallen sollte: ein kompliziertes Geschäft, dessen Erklärung die alte Donna Poselli nicht einmal verstand, geschweige denn, daß sie es hätte ausführen können, wenn ihr auch nicht beim Eintritt der kalte Zigarrenrauch vom vorigen Tage auf die Brust geschlagen hätte.

Da gestand denn die alte Frau dem zustimmend nickenden Gatten, was sie hinsichtlich der eigenen Wirtschaft nicht hatte gestehen wollen, wenn auch lange schon ihre Kräfte beim Küchenherd und am Waschtrog nicht hatten ausreichen wollen, daß eine Hilfe für Haus und Pavillon nötig wäre. Und man könnte sich's ja jetzt vergönnen, da man Mietgeld bezog, und gewiß, der wilde Guido, der, wie eine Exzellenz, einen Demant am Finger und eine goldene Kette auf der Weste trug — er war vielleicht aus Rußland, wo man die Millionen auf der Straße findet — würde mit seinem Geld auch bezahlen, was die Bedienung im Hause verzehren konnte.

Freilich! Freilich! Ein fremdes Wesen plötzlich in die stille Wirtschaft einführen, die nicht gewohnt war, zwischen Giovanni und Gloria Poselli noch ein drittes zu sehen! Aber mit einer der Töchter der kindergesegneten Bäuerin, die eine weitschichtige Verwandte in einem weltabgeschiedenen Dorf der Campagna war, könnte man es schon wagen. Die alte Frau erinnerte sich genau, von Fra Bernardo, dem Bettelmönch aus demselben Dorfe, der oft nach Rom kam und mitunter hier vorsprach, wo wenigstens Zwiebeln immer für ihn bereit waren, von l'Annunziata gehört zu haben. Das war das älteste Kind jener Bäuerin, ein anständiges Mädchen von fünfzehn Jahren, fromm, klug und arbeitsam und lange schon Braut, so daß sie sich gewiß in keinen Liebeshandel mehr einlassen würde.

Annunziata schied nur schweren Herzens aus dem Dorfe, wenn es auch eine Erleichterung für die Mutter war, aber wie lange sollte sie jetzt ihren Giuseppe Bovio nicht wiedersehen, der nur noch 200 Lire brauchte, und er konnte sie heimführen! Fra Bernardo, der ein Stück des Weges aus dem Dorfe mit ihr hinauswanderte, tröstete sie, er werde immer Nachrichten hin und zurücktragen.

Annunziata begriff natürlich sehr leicht, was der alten Frau so verwickelt erschienen war, und fand sich nicht nur in allen Ansprüchen

zurecht, die der Künstler an die Säuberung des Ateliers stellte, sondern entzückte ihn noch besonders durch ihre Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Pinselwaschen, schier die wichtigste technische Unterstützung der Arbeit. Dies war auch mit ein Grund, daß sich der Maler dem schönen Profil und den wohlgebildeten Formen des Mädchens gegenüber ziemlich zurückhaltend benahm; er wollte sich ihre guten Dienste nicht verderben, die einer zu vertraulichen Annäherung sogleich zum Opfer fallen. Hauptsächlich aber ließ er, was sich seinem Künstlerauge verführerisch aufdrängte, aus dem Grunde nicht in seinen Gedanken Raum gewinnen, weil ihn ganz andere Interessen leidenschaftlich beschäftigten.

Annunziata hatte die Schlüssel des Ateliers stets in Gewahrsam, selbstverständlich aber strengen Auftrag, in Abwesenheit des Malers keinem sterblichen Wesen Eintritt zu gestatten. Dieser Auftrag konnte sich jedoch nach ihrer Meinung unmöglich auch auf den heiligen Mann. Fra Bernardo, erstrecken, der eines Morgens, als sie gerade mitten in der Arbeit im Pavillon stand, den kleinen Hügel, trotz Wohlbeleibtheit, die nach seiner Aussage dem Fasten und Kasteien halsstarrig nicht weichen wollte, recht munter hinanstieg. Es war ihm vergönnt gewesen, auf einem Esel in die Stadt zu kommen, der Besitzer war hinten nachgegangen, um das Tier erst auf dem Rückweg mit in der Stadt zu machenden Einkäufen zu beladen. Ganz wunderbar war dem frommen Manne in diesem Gewirr von Entwürfen, Farbenskizzen, seltsamen Gewändern und halbvollendeten Gemälden zu Mute, der Gliederpuppen gar nicht zu gedenken. Denn diese erschreckten ihn weniger als die „heidnischen Frauenzimmer“, wie er die Göttinnen in ihren urmenschlichen Erscheinungen nannte. Er mußte sich um so öfter bekreuzen, je länger er sie ansah, und erst spät fiel ihm bei, daß er sie nur nicht anzusehen brauchte, um auch das Bekreuzen unterlassen zu können.

So wendete er denn den Blick langsam auf die Staffelei, auf der ein eben vollendetes Bild thronte. Vor einer grünen Laube saß die Madonna mit dem Kind im Schoße, das offenbar soeben erst nach dem Schlafe die göttlich leuchtenden Augen aufgeschlagen hatte. Zugleich hatten kleine Engel, deren Köpfe noch halb sichtbar waren, die Wolken oben auseinander geschoben, so daß ein Sonnenstrahl auf das erwachte Kind fiel, und gleichzeitig auch mit dem Augenaufschlag hatten Kinder, die im Vordergrunde spielten, zu lachen begonnen. Darum sollte das Bild auch den Namen führen: „Das Erwachen des Kindes.“

„San Crispino!“ rief der Mönch beim Anblick des Gemäldes. Krispin, der Leder gestohlen hatte, um den Armen Schuhe daraus zu machen, war nämlich der Lieblingsheilige Fra Bernardos. Zwar gehörte er eigentlich dem Orden der Barfüßer an und konnte daher nicht recht begreifen, weshalb die Armen Schuhe brauchen sollten, aber wohl wußte

er, daß sie gar viele andere Dinge brauchten, und das Mittel, sie ihnen zu verschaffen, dünkte ihm so übel nicht. Er war auch diesem Bilde gegenüber in einer ähnlichen Versuchung und sein ungeheucheltes Entzücken hatte keinen anderen Grund, als den Gedanken an das Auskunftsmittel des heiligen Krispin. Von Kunst verstand er nichts, und die Idee des Bildes konnte ihm ohne Erklärung nicht einleuchten, aber die Madonna wäre, bis auf eine Kleinigkeit, die noch leicht hinzugefügt werden konnte, gerade die rechte gewesen, um als Altarbild in der kleinen Kapelle dell' Immacolata des Dorfes zu dienen, in welchem er und Annunziata heimisch waren.

Er begann dies auseinanderzusetzen, aber die Stunde schlug, in welcher Guido zu kommen pflegte, und das Mädchen ängstigte sich doch, er könnte die unbefugte Anwesenheit des Mönches übel aufnehmen. Sie stiegen den Hügel hinab und gingen nach dem Hause.

Inzwischen hatte Donna Poselli ein kleines Frühstück vorbereitet, das Annunziata auftrug, und der Mönch verlangte, daß sie sich mit an den Tisch setzte, weil er ihr erklären müsse, was er mit dem Bilde meinte, und sie ihm vielleicht zu der Erfüllung seines Wunsches verhelfen könne.

Ein Pfeiler der baufälligen Dorfkapelle war über Nacht eingestürzt und hatte mit seinem Schutt das Gnadenbild der Mutter Gottes auf dem Altare überdeckt. Als man es mit aller Behutsamkeit hervorgezogen, hatte es so despektierliche Löcher, daß man es der Gemeinde nicht mehr zeigen konnte. Dem göttlichen Jesukind war ein Auge ausgeschlagen und die heilige Jungfrau hatte den Mund weit geöffnet, weil er eben nichts mehr als ein Loch war. Das wußte ja alles l'Annunziata und auch, wie der Pfarrer des Sprengels sich darüber betrübte und wie sehr das Landvolk, besonders bei der Sonntagsfrühmesse, das Bild vermißte. Aber corpo di Bacco! — Der Himmel verzeihe! — woher soll ein neues Bild kommen? Der Gemeindesäckel ist immer leer und die Frommen, welche die arme Kirche bedächten, sind schier ausgestorben. Da wäre nun, wie gesagt, bis auf eine Kleinigkeit, dort oben beim Maler gerade das richtige aufgestellt. Aber diese Tedeschi sind alle Ketzer, sonst könnte man dem Maler für das Bild den Segen des Bischofs verschaffen und nach seinem Tode würde man umsonst für ihn zwei heilige Seelenmessen lesen. — —

„Er ist gar kein Ketzer," fiel Annunziata lebhaft ein, „er hat mir erzählt, daß er aus einer heiligen Stadt ist, die Köln am Rhein heißt, also gewiß auch dem Heiligen Vater gehört. Da wird Tag und Nacht zum Gebet geläutet, sagt er, und in der Mitte steht ein Dom, noch größer als die Peterskirche, und der geht so hoch in den Himmel hinauf und ist noch immer nicht fertig. Die Menschen können in solcher Höhe gar nicht mehr weiter bauen und so haben die größten Engel des Himmels die Arbeit auf sich genommen und bauen immer weiter, bis in den Himmel hinein."

Man hörte ihr sehr andächtig zu und Fra Bernardo, dem die Schilderung sichtbar imponierte, fügte doch belehrend bei, daß eine größere Kirche als St. Peter nicht auf der Welt sei, daß aber Köln am Rhein wirklich die Stadt, wo es keine Ketzer gebe, denn sie liege hart am Eingang von Rußland und links von der Türkei, und diese beiden Länder hätten die Stadt längst eingeschlungen, wenn sie nicht so voll von Gläubigen wäre, die der alleinseligmachenden Kirche angehören und die sie nicht verdauen können.

„Ja, Annunzia," fügte er hinzu, „wenn der Maler aus dem heiligen Köln ist, dann könntest du ihn wohl dazu bewegen, die Kirche zu bedenken, und du würdest dir nicht bloß den Himmel damit erwerben, sondern auch noch obendrein in dieser Zeitlichkeit glücklich werden. Denn der Sprengel würde zum Dank wenigstens so viel tun, daß du deinen Giuseppe Bovio nehmen könntest, und ihr wäret das erste Paar, das vor dem neuen Bild auf dem Altare getraut würde. Wer weiß, ob nicht der Bischof selber euch das Sakrament der Ehe spendete."

Annunziata schoß in die Höhe, wie von einem Freudenstrahl elektrisiert. Ihre Wangen glühten, und als sie die gefalteten Hände betend emporhob, daß der Himmel das Vorhaben segne, leuchteten solche Blitze aus ihren Augen, daß das alte Ehepaar und der Mönch unwillkürlich lächelten.

„Ja, aber," sagte der letztere, „an der Kleinigkeit, wie gesagt, dürfte es auch nicht fehlen. Unsere durchlöcherte heilige Jungfrau trägt das Kopftuch wie die Weiber alle, die vor ihr knien, wie es ja Annunzia auch niemals ablegt. Siehst du, Kind, das müßte der wilde Guido seiner Madonna noch auf den Kopf malen, und auf das bißchen Farbe mehr wird es ihm ja nicht ankommen. Ohne die pezzuola hätte die Gemeinde nicht die rechte Andacht. Sie ist auf dem alten Bilde gewesen und die Gemeinde ist seit ewigen Zeiten daran gewöhnt. Das Kopftuch gibt der heiligen Jungfrau erst das Zeugnis, daß sie uns gehört und daß sie Fürbitte für uns arme Sünder leisten will."

Als Annunziata ebenfalls beteuerte, Guido würde sich dazu leicht entschließen, denn er sei nicht geizig, wenn er nur überhaupt das Bild nicht lieber im heiligen Dom zu Köln würde aufhängen wollen, da schüttelte der alte Poselli, eine Prise nehmend, bedenklich den Kopf.

„Ihr kennt dieses Volk der Bildermaler nicht," sagte er. „Ich weiß, daß sie immer große Summen für das farbige Spielzeug haben wollen und Kaiser und Könige erwarten, die es mit nach Hause nehmen sollen. Ja, wenn ich mich erinnere, was ich in solchen Sachen schon gehört habe, so muß ich mich wundern, wie la Nunzia auch nur den Mut finden soll, so etwas zu begehren."

Das Mädchen entgegnete mit leidenschaftlicher Hast: „Hat man nicht den Mut, von den Heiligen alles Mögliche zu begehren, und die

wohnen doch so hoch oben und können vielleicht gar nicht mehr begreifen, was wir wünschen. Und ein Mensch, wenn auch eine Eccellenza mit einer goldenen Kette, ist doch noch immer kein Heiliger. Wie sollte ich nicht den Mut haben, von ihm zu verlangen, was mir am Herzen liegt!"

„Wohlgesprochen und dem Herrn gefällig!" ließ sich Fra Bernardo vernehmen und streckte drei Finger begierig nach der Tabaksdose des alten Poselli aus.

Der Anfang eines Gassenhauers wurde kräftig gepfiffen. Dies war das Zeichen, womit Guido anzuzeigen pflegte, daß er in den Garten getreten war und daß Annunziata ihm die Schlüssel zu bringen hatte. Guido war diesmal offenbar hoch erregt; Erwartung, Spannung, freudiges Hoffen drückten sich in seinem Wesen aus und ein wirres Durcheinanderplaudern sollte der Stimmung Luft machen, ohne sie zu erklären.

„War Baron Martell nicht hier? Sie wissen, er ist mein bester Freund. Aber nein! Sie können's nicht wissen, ich habe ihm bis zum Fertigwerden meiner Madonna das Atelier verschlossen. Heut ist der große Tag! Ich fürchtete, er käme noch vor mir. Wie Sie blaß sind, piccina! Das hat schon die Südluft an ihnen bewirkt; oder sind Sie immer so? Ja, es ist eine gesunde Bläße. Sie sind schön, Annunziata, das muß ich Ihnen endlich sagen. Briefe sind auch nicht gekommen? Ich erwarte Nachrichten in Kunstsachen, darum hab' ich mir sie gleich hierher adressieren lassen. Es ist also niemand da gewesen?

Während dieser Reden hatte das Mädchen aufgesperrt und fühlte sich bei der letzten Frage im Gewissen berührt. Darum trat sie mit ein und beichtete, daß Fra Bernardo sie beim Säubern überrascht und das Bild auf der Staffelei betrachtet hatte. Da war nun auch gleich Gelegenheit, seine Meinung darüber und folglich seine Wünsche vorzubringen. Ein unterdrücktes Kichern malte sich in den Zügen Guidos, als er hörte, daß er sein Meisterstück einer Dorfkirche zu ewiger Verschollenheit überliefern sollte. Als er aber nun gar erst erfuhr, daß er seiner Madonna ein Kopftuch malen sollte, da kannte die Heiterkeit keine Grenzen mehr. Er sank in einen Stuhl und krümmte sich vor Lachen. Mit der Röte der Beschämung in den sonst so blassen Wangen, mit niedergeschlagenen Augen und hochwogendem Busen stand ihm Annunziata gegenüber. Er wurde endlich aufmerksam auf diese in ihrer Regungslosigkeit für einen Maler besonders herrliche Erscheinung und stillte sein Lachen.

„Sie brauchen sich nicht zu schämen, Nunzia," sagte er, „Sie brauchen ja von den Sachen nichts zu verstehn. Ich will Ihnen nur so viel sagen, wenn ich die pezzuola malte, so würde ich mein Bild, meine Zukunft, meine Kunst und meinen Ruhm unter dem Kopftuch der Madonna begraben."

Er stand auf, trat zur Staffelei und betrachtete sein Bild mit liebevollen Blicken. Plötzlich aber verdüsterten sich seine Züge, er wendete sich zu dem Mädchen und sagte sehr ernst: „Wer weiß! Man macht sich allzu leicht Illusionen und wissen Sie, carina, ich hätte Lust, wenn ich Sie so ansehe, meinen Nachruhm zu verkaufen. Sie selbst wären der Preis. Sie sind gar zu schön. Wie gesagt, es könnte sich treffen. Dann würde ich Ihnen sagen: Das Bild ist dein, sei du mein!"

„Für das Leben?" fragte sie schüchtern.

„Für das Leben in Rom," erwiderte er mit halb verlegenem Lachen.

Der Eintritt des Barons Martell gab ihr willkommene Gelegenheit zu entfliehen. Sie erreichte im Garten noch den Mönch, der im Fortgehen begriffen war, weil er an die Möglichkeit einer so raschen Entscheidung in Sachen des Bildes nicht gedacht hatte. Stammelnd und gesenkten Blickes erzählte sie ihm die Unterredung mit dem Maler. Fra Bernardo drückte frommen Abscheu aus, dann aber blickte er andächtig zum Himmel und sagte dabei, als ob er zu sich selbst spräche und nicht gehört werden könnte: „Die Kirche hat die Macht zu lösen und zu entsühnen. Wir sind alle arme Sünder."

Als der Baron in das Atelier getreten war, hielt er sich scherzend die Hände vors Gesicht und sagte: „Ich sehe nichts, solange Sie da sind. Packen Sie sich gefälligst zum Teufel und lassen Sie mich Ihre Anwesenheit nicht ahnen."

Darauf nahm er einen Stuhl und setzte sich vor die Staffelei, um das Bild in allen Teilen auf sich wirken zu lassen. Es brauchte eine Viertelstunde, bevor er aufstand und sich nach dem Maler umsah. Des Barons stets grimmiges Gesicht, die sozusagen pessimistische Rauheit seines Wesens, das niemals eine Weichlichkeit aufkommen ließ, bewirkten, daß dem regungslos in einer Ecke harrenden Künstler die Tränen in die Augen traten, als der Baron, ohne ein Wort zu sagen, ihn schweigend umarmte. Das war von Seite dieses Mannes in vieljähriger Freundschaft niemals geschehen und Guido Speerting war tief erschüttert. Die Rührung schlug aber auch sogleich in den Jubel um, der sich zunächst in großartigen Plänen des Ehrgeizes äußert.

„Ja, ich will den heutigen Kunstschändern zeigen, daß die Kunst, die wahre, die heilige, langmütig ist und sich noch herabläßt, unter ihnen zu erscheinen. Sie beglücken mich, Baron, nicht weil Sie dem Bild da zustimmen, denn ich muß Ihnen sagen, es reicht bei weitem noch nicht an den Wert der beiden Stücke, die ich nach Deutschland gesendet habe, an meinen „Tod des Sokrates" und meine „Klytämnestra". Strenge Zeichnung und verständiges, nicht übersättigtes Kolorit! Jetzt liebt man die Orgie der Farben, den Faschingsplunder, den Hexensabbath der Trödlerwaren auf den Bildern und dies alles — für welche Idee? Für

die Verherrlichung der nackten blöden Sinnlichkeit. Da kann die elegante Lüsternheit sich unter dem Vorwand der Kunstbegeisterung sättigen. Diesen himmelschreienden Kram nennt man auch mitunter Realismus. Als ob es nicht genug daran wäre, daß die Pfützen und Kloaken in Wirklichkeit vorhanden sind, daß sie schon einmal da sind, sie müssen durchaus zweimal da sein, nämlich auch in der Kunst. Meine Bilder sollen eine Fackel aufstecken; ich erwarte jeden Augenblick die ersten Nachrichten darüber."

Der Baron brummte etwas, der Maler hatte nicht Aufmerksamkeit genug, um zu erkennen, daß es die Goethischen Worte waren: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt", welche auf die Seele des Künstlers ebenso gut passen als auf die des Verliebten. Der Baron wollte eben ein gemeinsames Mittagmahl verabreden, als die Briefe gebracht wurden, nach denen Guido gefragt hatte. Martell setzte sich wieder vor die Staffelei, der Maler öffnete die Postsendungen. Anverwandte schrieben ihm, daß „Der Tod des Sokrates" von der Ausstellungskommission zurückgewiesen wurde und die Kiste wieder bei ihnen liege. In einer anderen großen deutschen Hauptstadt war die „Klytämnestra" in das oberste Gemach des Ausstellungsgebäudes verwiesen worden, wo sie sich wie eine zufällige und gleichgiltige Wandverzierung ausnahm, denn eigentlich war das Gemach mit kleinen Skulpturwerken ausgefüllt. Gleichwohl war über die „Klytämnestra" in den Tagesblättern eine Anzahl Kritiken erschienen, die man mit einschickte. Guido las sie geduldig, eine nach der andern, wobei er zuweilen laut auflachte. Dann ballte er alle in einen großen Knäuel zusammen, in eine Kugel, und warf diese nach der Staffelei, daß sie mitten auf sein Bild traf.

Martell erhob sich voll Erstaunen, sah aber in das totenbleiche Antlitz des Künstlers und staunte nicht mehr, denn es sagte ihm alles. Wieder murmelte der Baron: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt." Er zwang den Unglücklichen, mit ihm den Tag zu verbringen, sagte ihm aber im Laufe der Stunden kein Wort des Trostes, eingedenk, daß in solchem Falle nur Stümper der Hoffnung bedürfen, der Künstler aber die herbe Bitterkeit als Beschaffenheit der Welt bis zum Grunde auskosten muß, um zuletzt als Gegensatz dazu in seinem stolzen Selbstgefühl den Trost zu finden. Abends gingen sie nach dem St. Sebastianstore, von dem aus sich ein Weg der Melancholie, bedeckt mit ehrwürdigen Trümmern, bis in die Totenstille der Campagna hinzieht. Sie sprachen wenig, nur sagte einmal Guido:

„Mein Geschäft in Köln hat die Firma: Speerting und Sohn. Der „Sohn" ist schon mein greiser Vater, so alt ist das Haus. In seinen dumpfen Kontorstuben ist der Friede, den ich nicht hätte entweihen sollen."

Der Baron erwiderte erst, als sie schieden: „In der vielbeklagten Vergänglichkeit erkennt die Masse der Menschen instinktmäßig und ohne Bewußtsein die Identität mit der eigenen Bedeutung und Existenz und bringt darum auch in der Kunst nur dem Vergänglichen eine leidenschaftliche Sympathie entgegen, dem Unvergänglichen zwar mit erheuchelter Ehrfurcht huldigend, aber nur, um es unbelohnt zu lassen und sich mit

einem geheimen Schauder davon abzuwenden. So teilen sich für Dichter und Künstler die Wege und, wer den der Unvergänglichkeit wählt, muß auf alle Reize des vergänglichen Lebens verzichten: È la vita."

Nicht mit lustigem Pfeifen betrat am nächsten Tage Guido Speerting sein Atelier. Er dachte an Anselm Feuerbach, der seine „Versuchung des heiligen Antonius", nachdem sie aus purem Unverstand zurückgesandt worden, in kleine Stücke zerschnitten und diese verbrannt hatte. Guido Speerting wußte eine bessere Art und Weise, sein „Erwachen des Kindes" zu vernichten. Hatte er doch erst tags zuvor zu Annunziata gesagt: „Ich würde mein Bild, meine Zukunft, meine Kunst und meinen Ruhm unter dem Kopftuch der Madonna begraben."

Er rief die junge Bäuerin und hieß sie, ihm für das Kopftuch als Modell zu dienen. Zitternd, schamerglüht, zögerte sie einen Augenblick zu gehorchen; allein er sah so ernst und traurig aus, daß er nichts Arges im Sinne haben konnte. Eifrig begann er zu zeichnen und zu malen, den Blick immer wieder auf das Modell richtend. Er sah aber nicht die schlanke Gestalt des fünfzehnjährigen Mädchens, nicht die weichen, wie zur Hingebung geschaffenen Formen, während die dunklen Augen und die aufgeworfenen Lippen eine keusche und doch schelmische Sprödigkeit ausdrückten. Er sah nur die Zerstörung seines Werkes, die er mit leidenschaftlichem Grimm zu Ende führte, bis er ein Gelächter aufschlagen konnte, das doch vom Lachen des vorigen Tages sehr verschieden war.

Annunziata war darüber erschreckt, allein er schenkte ihr das Bild mit einem Glückwunsch zu ihrer Vermählung. Erst ihr ausgelassener Jubel, ihre Wendungen und Biegungen, als sie unausgesetzt seine beiden Hände küssen wollte, erinnerte ihn, daß er an einen Preis gedacht hatte. Mit dem Mute und mit der Liebe für die Kunst schien jedoch auch jede sinnliche Empfänglichkeit in ihm erloschen zu sein. Noch am selben Tage verließ er Rom, nachdem er seinem Freunde, dem Baron Martell, den letzten Vorgang erzählt hatte und von ihm mit den Worten geschieden war: „Sie werden Nachrichten von mir aus Köln empfangen. In meinem Leben aber male ich nichts anderes mehr als Ziffern in die Kontorbücher meines Vaters."

Sechs Monate später schrieb er demselben Freunde nach Rom: „Ich bin in voller Tätigkeit in meinem neuen Atelier. Die Entwürfe drängen sich in meinem Kopfe, die Arbeiten auf meiner Staffelei. Was wollen Sie? Man ist nicht der Herr des Schaffens, sondern sein Sklave. Der Weltgeist will durchaus, daß die Kunst fortbestehe, und wir sind willenlose Werkzeuge in seiner Hand. Wie wäre es sonst auch möglich, daß sich gegenüber dem frechen Hohn der Welt und inmitten der bittersten Enttäuschungen die Kunst überhaupt noch fortsetzte? Ich arbeite, weil ich muß, ich kann der Seligkeit, die täglich in meinem Innern aufgeht und nach außen drängt, nicht widerstehen. Anerkennung für meine Leistungen hoffe ich nicht, solange ich lebe, aber eines ist mir völlige Gewißheit: Die Nachwelt wird meine Werke niemals begraben, nicht einmal unter dem „Kopftuch einer Madonna".

Paul Kirsch.

Wir wissen nicht, wohin wir gehn.

„Wohin ich geh?“ so fragst du mich.
O könnte ich dir's sagen!
Wie freute ich mich inniglich
Und wollte nimmer klagen.

„Wohin gehst du?“ Ist dir bewußt,
Daß du zum Ziel wirst kommen,
Daß sich erfüllt zu deiner Lust,
Was du dir vorgenommen?

Wir gehen fehl nur allzu oft
Auf den verworr'nen Wegen
Und statt der Freud', die wir erhofft,
Gehn wir dem Schmerz entgegen.

Wie sehr wir auch, getreu der Pflicht,
Uns mühen und bestreben —
Wohin wir gehn, wir wissen's nicht
Und irren durch das Leben.

Die Träume.

Im Schatten der Bäume
Auf schwankendem Ast,
Da wohnen die Träume
Und halten Rast.

Und gehst du im Walde
Bedächtig, allein,
Da kommen sie balde
Und fangen dich ein.

Was schwer dich bedrücket,
Im Sturme der Zeit,
Rasch ist es entrücket
Und du bist befreit.

Wornach du gerungen
In schlafloser Nacht,
Es scheint dir gelungen
Und rühmlich vollbracht.

Doch hast du verlassen
Der Träume Bereich,
Im Lärme der Gassen
Entschwinden sie gleich.

Und erst, wenn die Sterne
Beginnen den Lauf,
Dann kommen sie gerne
Und suchen dich auf.

Wenn aber der Morgen
Erstrahlet im Licht,
Sind sie schon geborgen
Im Waldesdickicht.

Schwanenlied.

Noch einmal, nah' dem letzten Ziel,
Vor Sonnenuntergang,
Erquick mich, trautes Saitenspiel,
Mit deinem gold'nen Klang.

Dereinst in schöner Morgenstund',
Da ich zum Sein erwacht,
Mein erstes Glück mir wurde kund
Durch deines Zaubers Macht.

Und als die erste Lieb' entflammt
Das Herz in Seligkeit,
Hast du, weil selber gottentstammt,
Verklärend sie geweiht.

Es kam der Kampf — und was der Mann
Errang im heißen Krieg,
Er dankt es dir, durch dich gewann
Er seinen schönsten Sieg.

Der Abend naht und es verrauscht
Des Lebens wilde Flut,
Das Ohr der fernen Brandung lauscht,
Der Drang der Wünsche ruht.

Noch einmal, nah' dem letzten Ziel,
Vor Sonnenuntergang,
Erquick mich, trautes Saitenspiel,
Mit deinem gold'nen Klang.

Aus dem Festspiele „Der silberne Kranz"[1].

Es spricht die Kunst:

Ja, zu dem Höchsten, nie noch Ausgedachten,
Dem nur die Gottheit ahnungsvoll sich naht,
Zum Vollkommensten und drum nie Vollbrachten
Führ' ich die Menschheit auf geweihtem Pfad.
Rastloser Kraft ist vieles schon gelungen,
Sie steiget auf, von heil'ger Glut entbrannt,
Allein je weiter sie emporgedrungen,
Je mehr hat ihre Ohnmacht sie erkannt.

---

[1] Zur 25jährigen Bestandsfeier des neuen Stadttheaters in Brünn am 13., 15. und 17. November 1907 aufgeführt.

Das Herrlichste, was je die Welt konnt' weisen,
Es trägt in sich des Ird'schen dürft'ge Spur,
Was sie bewundert, stolz erstaunt mag preisen,
Ist unvollkommen, ist ein Stückwerk nur.
Dort oben in den sonnenhellen Reichen
Am Thron der Götter wohnt das Ideal,
Und von ihm sprüht als ihrer Liebe Zeichen
Ins kalte Leben hell ein warmer Strahl.
Es zu erreichen, strebt der Mensch vergebens,
Doch stirbt in seiner Brust die Sehnsucht nicht.
Ihm nah zu kommen, ist des tät'gen Lebens
Erhab'ner Inhalt, gottgewollte Pflicht.
Ich schreit' voran die Stufen zur Vollendung,
Ein Stück des Ew'gen biet' ich freudig dar;
Wie bin ich stolz auf diese hohe Sendung,
Mir folge freudig der Erkor'nen Schar.
Denn bin ich nicht, erlischt im Herzen drinnen
des Himmels Trost, der gottgesandte Strahl
Und alles Gute fliehet rasch von hinnen,
Zur Statt des Unheils wird das Erdental.
Nichts Schönes mehr kann sich dem Auge zeigen,
Der Hoffnung Grün verdorret fahl und bleich;
Die Wahrheit selbst, sie ist verdammt zu schweigen,
Und es beginnt der Lüge Schreckensreich.

Aus **„Brünner Elegien“** 1907; III. Ante portas.

Frägst du, wer diese Stadt zu Macht und Ansehn erhoben,
Wer ihrer Blüte und Kraft fleißigster Förderer war,
Manch ein herrlicher Bau kann freundliche Kunde dir geben,
Fleiß und Betriebsamkeit sagen dir's deutlich genug.
Allüberall erblickst du die Spur des deutschen Gewissens,
Fühlst du das Wehen, den Hauch edlen, germanischen Geist's.
Bist du ein Zweifler jedoch, dann forsch' in dem Buch der Geschichte,
Was du zu schaun nicht vermagst, lehrt dich ihr treuer Bericht.
Strahlet die Stadt vor anderen stolz in rühmlichem Glanze,
Deutsche Arbeit fürwahr schuf ihr die Geltung, den Wert.
Wohl, wenn heut im Gewühl der Straßen ein Greis sich ergehet,
Klopft ihm bange das Herz, denkt er bekümmert zurück.
Vielfach tönt an sein Ohr der Klang einer anderen Zunge,
Auch die Schriften am Haus sprechen ein fremd Idiom.
Ganz eine andere Welt mit anderen Sitten und Bräuchen
Macht sich in Gassen und Haus seßhaft mit zäher Gewalt.

Traurig mag da der Greis der fröhlichen Jugend gedenken,
Als noch im weiten Revier seliger Frieden geherrscht.

Männer, die ihr im Kampf schon oft die Kräfte gemessen,
Schirmend den heimischen Herd, zeiget, was ihr vermögt.
Frauen, lieblich und hold, des Volkes herrlichste Blüten,
Lehret die Kinder, wie sehr Deutsche die Treue geehrt.
Jünglinge, denket in Scheu und Ehrfucht eurer Ahnen,
Denn um der Zukunft Geschick lohet der grimmige Kampf.
Hütet der Sprache heiligen Hort, den niemals ermess'nen,
Welche der Menschheit so viel köstliche Gaben beschert.
Schützet mit Stolz den heimischen Brauch, die würdige Sitte,
Liebliche deutsche Art, treu von den Vätern vererbt.
Kind, o werde bewußt, daß deutschem Blut du entsprossen,
Fromm um des Volkes Sieg flehe dein lallender Mund.

Aber o Kämpfer, gedenket im Kampfe der himmlischen Sendung,
Lasset neben dem Mut siegen das fühlende Herz;
Ist doch die schönste der Pflichten, die ernst im stürmischen Dasein
Jeglichem Menschen obliegt, wirklich ein Mensch auch zu sein.
Sieh, nach höherem Ziel treibt einst die Arche der Menschheit
Und das höchste Gesetz ist nur die Liebe allein.

Josef Trübswasser.

Der arme Hansi.

Der arme Hansi war ein krankes Roß. Das soll nicht geschimpft sein! Hansi war wirklich ein Roß, ein Wagenpferd. Es ging „im Zug“ vom frühen Morgen bis in die Nacht und, wenn seine Mitpferde, die wie er im Stalle des Großfuhrmanns Himmelbauer standen, wenigstens Sonntags ausruhen konnten, wurde er an diesem Tag statt vor den Lastwagen an das „Zeugl“ gespannt. Die Familie fuhr aus. Er trabte sie in den Prater, nach Grinzing oder sonst wohin „aufs Land“. Fesch war der Hansi, unbedingt. Sein braunes Fell schimmerte nur so und bei jedem Schritt wippte er das Hinterteil zierlich in die Höhe.

Das war damals. Jetzt freilich ging es ihm, wie dem schönsten Juden im Sprichwort: er wurde schäbig. Zudem war das eine Auge längst blind und auch das andere begann sich mit einer trüben, weißlichen Haut zu überziehen. Hansi war fertig. Bei Herrn Himmelbauer stand die Entscheidung seines Schicksals: entweder den Gnadenhafer bis ans selige Ende oder — in die Würste. Wer Herrn Himmelbauer kannte, wußte, daß er nicht lange schwanken würde. Soeben saß er in seinem „Salon“, wie man das altväterische, protzenhaft zusammengestoppelte Zimmer nannte. Mitten von der Decke ein „Luster“, eckige Laubsägearbeit mit funkelnden Glasprismen. An der Wand ein Sofa, davor ein runder, polierter Tisch mit einer mühsam gehäkelten Decke; darauf ein dickes Photographie-Album und eine Prachtband-Adresse, enthaltend das Ehrendiplom des Veteranenvereines. Um den Tisch niedrige, gräßlich unpraktische Fauteuils auf Porzellanrädern. Oberhalb des Sofas der Hausherr in Kreidezeichnung. Dann stand da noch ein Glaskasten mit verschiedenem Familienprunk, plumpen, unmöglichen Nippes, Glas-, Porzellan- und Silberzeug. Von der Tür zur gegenüberliegenden Wand war ein grüner Läufer gespannt, aus dem jetzt unter den wuchtigen Tritten Herrn Himmelbauers leise Wölkchen emporwirbelten. Wiener Hausherrentypus: untersetzt, Weinbeißergesicht mit ausrasiertem Kinn, kurzgehaltener Backenbart, knollige Nase, pfiffige Augen. Bäuchlein, Goldkette, dicke Beine. Er dachte an den Hansi.

Zu verwenden war er nicht mehr, „dös steht!“, sagte er bei sich. Im Stalle stehen lassen und füttern, wer weiß wie lang, kostet Geld. Da lieber ein rasches Ende, ja, kurz und schnell. Das wird das Beste sein. Nicht, weil er dabei noch Geld bekam, nein! Keine Spur! Weil er den Hansi so gern hatte die langen Jahre hindurch, nur deswegen.

Wozu sollte der arme Kerl sich noch so lange herumschleppen? Dabei dachte Herr Himmelbauer an die 160 Kronen, die der Roßfleischhauer schon geboten hatte. 200 mußte der geben, das war der Braune wert. Herr Himmelbauer erinnerte sich, daß er bei der „Großen Pfeife“ erwartet wurde. Dort sollte das Geschäft abgeschlossen werden. Herr Himmelbauer ging daher zur „Großen Pfeife“.

Als er knapp vor dem Mittagessen in sein Haus trat, begegnete er im Tor einem Knecht, der sich mit aller Kraft bemühte, Hansi zum Hause hinaus zu bringen. Der Blutgeruch, der von dem Fleischhauerburschen ausging, machte das Tier rasend vor Angst. Mit den glanzlosen Augen stierte es wild um sich und schlug aus. Herr Himmelbauer hätte beinahe eins vor seinen Bauch bekommen. Das war der Dank von diesem Vieh, das jahrelang seinen Hafer gefressen, in seinem warmen Stalle gestanden hatte! Da packte Herrn Himmelbauer die Galle. Er war ohnehin „fuchtig“. Der Haderlump, der Roßfleischer, hatte richtig nicht mehr als 160 gegeben. Da nahm nun Herr Himmelbauer seinen schweren Stock und hieb auf Hansi ein. „Üstehöööö!“ brüllte der Knecht. Hansi hatte sich bei den ersten Schlägen mächtig aufgebäumt und dann den Kopf nach rückwärts gewandt. Jetzt trabte er hinaus. Der Knecht brüllte noch immer, um sich Mut zu machen. — — —

Während dessen stieg Herr Himmlbauer in seine Wohnung und setzte sich zu Tisch, an dem ihn Frau und Kinder bereits erwarteten. Das Essen mundete ihm gar nicht nach dem starken Frühstück. Besorgt blickte die Gattin Herrn Himmelbauer an. „Mir schmeckt heut' nichts, weißt ja, der arme Hansi!“

„Der arme Hansi,“ flötete die Älteste.

„'s war doch a liaber Kerl,“ stimmte die Frau in die allgemeine Rührung ein.

„Der Abschied hat mich doch mehr angegriffen, als ich geglaubt hab'“, stöhnte Herr Himmelbauer und dachte an die Anstrengung der Stockschläge. Dann suchte er mit dem rechten Zeigefinger in den Augenwinkeln eine Träne. Als er dort keine fand, schritt er, anscheinend verdrossen, innerlich froh, davon, ins Kaffeehaus.

„Nehmt's euch a Beispiel am Vatter,“ ermahnte die Frau ihre aufhorchende Jugend, „was der für a wach's Herz hat — — !“

„Der liabe Vatter!“ flötete die Älteste. Vierzehn Tage darauf erhielt Herr Himmelbauer zu seinem Geburtstage von seiner erfinderischen Ältesten ein prächtig montiertes Hufeisen, blank poliert, mit Gold verziert, in einem blausamtenen Etui. In dem Samt des Deckels stand in Gold: Zur Erinnerung.

„Hast mir eine rechte Freud' g'macht, Luiserl, eine rechte Freud'“, schluchzte Herr Himmelbauer und dachte an die blinden Augen des Pferdes, „jetzt hab' ich wenigstens a Andenken von ihm. Der arme Hansi!“

Anton Vrbka.

s s S S S . . . . . !

Dieser Ton surrt durch den Äther. Markoni eilt zum Apparat. Die Gelehrten stecken die Köpfe zusammen. Endlich einigen sie sich: Dieses S ist ein Lebenszeichen aus unbekannten Fernen, vielleicht das Lebenszeichen einer Welt von Lebewesen ferner Planeten, die sich mit der Erde verständigen wollen.

Ein neues S mit höhnischem Kolorit verbreitet sich in aufsteigender Flut über die Kuhberg-Heide. Es ist die flügellose Sagaheuschrecke, ein lebender Rest aus grauer Vorzeit, welche mit diesem Ton die Tierwelt der weiten Heide alarmiert. Es muß was ganz Besonderes geschehen sein, denn ihr Signal ertönt immer wieder. Dabei kann sich ihr Pferdegesicht nicht genug höhnisch verzerren ob der Afterweisheit der Menschen.

Da ertönt vom Kloster tief im Tal der weitschallende Trauergesang der Glocken. Die große „Norberta" sagt es den Tieren der Heide, daß ihr Freund und Schützer, der Lehrer da unten in der Klosterschule, verschieden sei. Alle Tiere werden rebellisch. Die da unter dem Heidekraut hausen, klettern empor auf die schwanken Halme des Perlgrases und schwingen sie wie Trauerfahnen. Die veilchenblauen Laufkäfer rasen durch die Hänge, telephonieren hier am Becher des Mooses, benützen dort die Netze der Spinne zwischen den Heideglockenblumen zur drahtlosen Fernsprache und bringen Tausende und Tausende der zarten Heideglocken zum Tönen.

Die blaue und die rote Zygaena sagt die Botschaft auf- und niederflatternd bald der vornehmen Graslilie, bald der Sauerrose, deren Früchte sich schon in Trauer hüllen. Und erst die Heidelerche! Sie schwingt sich mit leise zitterndem Flügelschlag hoch in die Luft und verkündet von oben die Trauerbotschaft. Sie bricht mit schrillem Ton ab, stürzt sich wie leblos zur Erde und verkriecht sich zwischen die Blätterrosetten der Armeria. Aber ihre Ansprache hat gezündet. Die Grashalme der Heide recken sich senkrecht empor, das Schilf am vermoorten Weiher erzittert, die knorrige Heidekiefer fegt mit ihren Ästen über den Boden, das Nadelgehölz fängt an zu raunen. Die Blätter der einsamen Birke dort oben am Granitstock lispeln ihr Klagelied. Die Vogelwelt wird ängstlich, nur

der Falke und der Birkhahn rufen die Nachricht laut ins schweigende Tal hinab. Es horcht das Reh auf und in seinem Auge glänzt die Träne. Es hebt sich ein leiser Luftzug. Die Tiere wissen, der Schutzgeist der Heide kommt angefahren. Sein Vorgespann ist der Wind, sein Gefährte der Sturm. Bald rast der über das Heidemeer und tausendfach abgetönt in Schall und Ton tobt sich das Gefühl der Trauer aus. Dann wird es wieder still. Die letzten Wolkenfetzen sinken jagend unter die Kimmung, das Mondlicht ergießt sich über die Heide: Totenstille!

Was ist das dort oben am Felsengrat? Da haben sich die Tiere versammelt und halten die Trauerfeier für den Entschlafenen.

Nach der Ansprache, die der Buchfink im Brustton der Überzeugung begeistert herausgeschmettert hat, tritt die Gottesanbeterin vor, sagt den Psalm und dirigiert das musikalische Requiem. Das Solo hat die Nachtigall, leise begleiten sie die Zikaden und die Grillen. Das Amt zelebriert der Ziesel. Er sagt: „Meine Vorfahren reichen bis in die Zeit der Sagaschrecke zurück, als diese hier noch die erste Geige spielte.“ Weil er sich sehr würdig benimmt, haben die Tiere nichts einzuwenden. Die Brillantechse will zwar ihr Geschlecht als das weit ältere reklamieren, aber sie beherrscht das Wort nicht genügend, um durchzudringen.

Die Trauerfeier ist vorüber. Die Tiere setzen sich an den reichen Tisch der Heide zum Totenschmaus.

Es graut schon der Morgen. Mit lautem: „Teck, Teck“ schwingt sich die Dohle vom Turm der Klosterkirche auf die Heide und läßt sich am Felsen nieder. Sie nickt zwei-dreimal und spricht dann: „Wie ich soeben von der Frau unseres Freundes hörte, will der Lehrer hier auf der Heide begraben sein.“ Die ganz Heide begrüßt diese Mitteilung mit Jubel. Aber der Igel setzt seine Brillen auf, blättert in einem Buche, das voll ist von menschlichen Gesetzen, und sagt: „Dem entgegen stehen die §§ . . . . .!“ „Ach was,“ sagt die frohgemute Bachstelze, „jetzt haben sie unten Republik, da kann jeder machen, was er will!“ Aber man hört nicht viel auf sie. Eine Lobeshymne jagt die andere, die alle dem Entschlafenen gelten. Man weiß nicht, hat er die Tiere oder die Blumen lieber gehabt. Stolz erzählt es von sich die Lerche, daß sie sein Liebling war. „Schweig,“ sagt der Schillerfalter, „ich war sein Glück!“ Da mischt sich die Bergaster hinein: „Nein, ich stand ihm am nächsten!“ „Gefehlt!“ ruft der Chor der weißen, blauen und gelben Zwerglilien, „uns war er am gewogensten!“ Da kommt aus jenem Erdriß ein Veilchen heran und meint: „Uns nahm er mit nach Hause und erzählte uns immer von einem gewissen Mendel. Mit der Zeit erkannten wir uns selbst nicht, wie sich unsere Farbe veränderte. Und wir folgten ihm aufs Wort und mußten machen, was er wollte. Ich war zuerst blau, dann weiß, dann cyanrot und jetzt bin ich wieder blau.“

Dann meldet der Kuckuck vom Siegelfeldstein: „Uns las er oft aus einem Buche vor und erzählte uns immer von einem gewissen Siegelfeld, der auch in fernen Landen unsere Heimat pries. Und wenn Siegelfelds Geist hie und da kam und Nachschau hielt, da sagte er uns immer: „Haltet ihn hoch; kalkuliere, er war euer!"

Mit einem Ruck fällt da ein Stein polternd vom Felsriff ins Moos herab und von unten dringt die Stimme empor: „Was das doch für ein törichtes Geschwätz ist, das gar nichts wiegt! Er hat in meine Werkstatt hineingeguckt und den Menschen ausgeplaudert, wann ich mit dem und jenem Genossen in Kompagnie getreten bin. Ich sollte ihm darob eigentlich böse sein, meinte Pluto, doch eins schlage ich ihm hoch an: Er hat meine alten, frosterstarrten Glieder wieder in ihr Element gebracht, ins Feuer. Vor Vergnügen schmolz ich zu jenen schönen Gefäßen, die dort die Menschen haben. Ich will ihnen zwar nicht dienen, aber es freut mich, daß meine altersgrauen Glieder in dieser Form zu neuem Leben erwacht sind."

Als also auch die Steine den Verstorbenen als ihnen gehörig erklären, beschließt die ganze Heide, ihm in ihrer Mitte einen Platz zur langen Ruhe zu geben.

Die Heide bemerkt nicht, daß ein Gewitter aufzieht. Prasselnd trifft ein Blitz den Felsen. Wie ein Holzpflock zerfällt der Stein in Trümmer. Und eine Stimme sagt: „Auf mich vergesset ihr ganz, auf mich, der hier alles beherrscht und ordnet. Seit mir unser Herrgott die Blitzkammer anvertraut hat, spähe ich nach allen Seiten in der Welt herum, wer sich noch meiner erinnert. Niemand, als euer Liebling, der meine Wettermaschine dort in der alten Herzogsburg wieder belebt hat! Deshalb habe ich mir vorgenommen, euren Plan mit allen meinen Kräften zu unterstützen. In meiner Blitzkammer habe ich geheime Schränke, in denen die noch unerkannten Kräfte der Elektrizität schlummern. Ich schicke sie in Form von Wellen in die Welt und regiere diese, wie ich will. Was heißt Telefunken? Da bin ich viel weiter! Meine Wellen wecken das Leben und lassen es ersterben; meine Wellen wecken aber auch die Gedanken!"

Und er heißt die Sagaschrecke ihren Apparat spielen. Denn gerade halten die Bauern im Klosterdorf des Lehrers Sitzung darüber, ob sie dem Verstorbenen das Heidegrab auf ihrem Grund und Boden geben sollten.

s s S S . . . . ! ertönt es plötzlich im Raume und der Bürgermeister macht ein verklärtes Gesicht und meint: „Alsdann, Monner, er hat die Had' so gern g'habt; geben wir ihm das Fleckerl unterm Stoan!" So kommt der Lehrer zu seinem Heidegrab. Sie senken ihn hinein und setzen auf dem vom Blitze gesprengten Steinblock ein hohes Holzkreuz. Und weil sie aus dem Mund des Verstorbenen viel von Blitz und Blitzableitern

gehört haben, setzen sie dem Kreuz eine Eisenspitze auf. So liegt er jetzt dort oben unter jenem Kreuz, das so weithin über die Heide leuchtet.

In der ersten Nacht seiner Ruhe in dem von ihm selbst gewünschten Bette kommt die „Heide“, um zu fragen, was ihr Liebling wünsche. Aber die kluge Ameise verhindert die Frage, indem sie entscheidet: „Es ist doch klar, er wünscht nichts als die Heide.“ Und es kommen Menschen und wollen auf dem Grabe Blumen pflanzen. Aber es gedeiht da nichts, gar nichts. Nach langem Mühen geben sie die Arbeit auf und die Heide ergreift uneingeschränkten Besitz von dem Grabe. Im Windhauch der Heide schwingen sich die schwanken Zweige der Caluna und leuchten rot. Steigt aber ein Gewitter auf und durchwühlt der Blitz den kargen Heideboden, so leuchtet himmelwärts vom hohen Holzkreuz auf der Heide das St. Elmsfeuer.

Franz Haselstein
(Deckname: Anton Grunner).

Das stille Land.

Ich blicke durch verhalt'ne Tränen
Fern nach des Horizontes Rand.
Mich füllt ein namenloses Sehnen
Nach einem unbekannten Land, —

Wo alle Not zu Ende ginge
Und alle Qual der Leidenschaft,
Wo Friede mich und Ruh umfinge
In stiller, süßer Schlummerhaft.

Ein weiß' Gemäuer seh ich blinken
Aus dunklem Tannengrün hervor,
Draus schlichte Grabeskreuze winken.
Dort führt zu jenem Land das Tor.

Sturmlied.

Brause um die Erde,
Stolzer Sturm!
Schüttle und gefährde
Baum und Turm!

Fälle nieder, fege
Mit Gewalt
Weg, was morsch und träge
Faul und alt!

Laß sie krachend splittern,
Stamm und Ast,
Beben und erzittern
Mauerlast!

Auf dem Grab des Alten
Zauberhaft
Soll sich frisch entfalten
Jugendkraft.

Maienjammer.

Was ist das für ein trister Mai?
Wo bleibt die Maienwonne?
Hat ganz die Flut der Regnerei
Verlöscht die Maiensonne?

Denn ohne Regenschirm man kann
Vors Tor sich nimmer wagen.
Und fröstelnd siehst du Weib und Mann
Nur Winterpelze tragen.

Ein einz'ger Trost, ist er auch klein,
Mich hält in warmer Kammer:
Daß ich nicht muß Maikäfer sein
Bei diesem Maienjammer.

Was ist die Liebe?

Was ist die Liebe?
Ist's so zu nennen,
Wenn küssende Lippen
Auf Lippen brennen?

Was ist die Liebe?
Du wirst sie erkennen,
Mußt du vom Liebsten
Scheidend dich trennen.

Der Trauminit.

„Mein Madl is bös af mi'
Und schaut mi' nit on;
Doch mir follt ka' Schuld nit ein:
I hob ihr nix ton."

„I will d'r's glei' sog'n, mei Bua:
Du bist ihr z'wen'g keck.
Bitt'st long um a Buss'l rum,
Und nimmst's nit glei' weg!"

Max Mayer-Ahrdorff,

Domprobst von Olmütz.

Dietholm Florian.

Ein deutsches Bauernbild aus Südmährens Gefild in 2 Aufzügen.[1]

Personen:

Dietholm Florian, angesehener, wohlhabender Bauer in Possitz.
Katharina, sein Weib.
Franz, Theologe, schwarze Gewandung, weiße Halsbinde
Ferdl, Zögling einer Lehrerbildungsanstalt
Mariedl, 16 Jahre alt
Friedl, 10 Jahre alt
(Franz, Ferdl, Mariedl, Friedl: beider Kinder.)
Entner Franz, 92 Jahre alter, zittriger Bauer.

1. Aufzug.

Bezirksstraße vom Possitzer Schüttkasten bergab, an der Teichtelmühle vorbei ins Petertal. Spät am Abend. Mariedl eilt, mit einem Grastuche am Arm und einem Rechen über der Schulter, den Straßenrand entlang ins Petertal. Ihr setzt in lustigen Sprüngen, über Stock und Stein, ihr viel jüngerer Bruder Friedl nach und ruft, bemüht, sie zu erreichen.

Friedl: Mariedl, sag, wo laufst denn hin so spät?
Es wird ja finster schon, gleich Nacht und du
am Weg! Wohin denn hast's so eilig? Sag!

Mariedl: Ums Gras da drunt' ins Petertal, nit weit,
noch a paar Schritt. Die Mutter konnt's nit mehr
derglängen. Hol' halt ich's nach Haus. Gehst mit?

Friedl: Wie? Bei der Teichtelmühl vorbei? Jetzt auf
die Nacht? Weißt nit? Dort spukts und geistert's ja.

Mariedl: Was dir nit einfallt, Friedl! A Bua und so
an' Angst! Magst dich nit schamen? Geh, lauf z' Haus!
Versteck dich hintern Stadl! Daß ich nit lach!

Friedl: Hörst nit, wie's Totenwichterl wimmert, klagt?

---

[1] In stellenweise etwas gekürzter Fassung.

Mariedl: Wird halt bald jemand sterben, sag'n d' Leut,
Wann's Wichterl schreit. Dich geht's nichts an, laß 's sein!
Bist jung und g'sund, hab' nur kein' Angst! Da horch
Dem sehnendsüßen Nachtigallenschlag — — —
Wie der sich dehnt und zieht und widerhallt!

(Die beiden Kinder sind inzwischen bis zur Teichtelmühle gelangt. Im Hintergrunde der Teich. Es wird dunkel, fast Nacht.)

Friedl (blickt ängstlich um sich, voll zaghafter Scheu):
Die Mühl steht still. Das Rad ist abgestellt.
Mariedl: Wer weiß, wer die einmal hiehergesetzt.
Der Teich, verträumt, sieht düster drein. Er schläft.
Friedl: Nur wenn die Frösche quaken, weiß man, daß
er lebt.
Mariedl: So meinst?
Friedl (fährt erschreckend zusammen): Hast's g'hört?
Mariedl: Was denn?
Friedl (ängstlich): Hörst's nit?
Mariedl: Das Rascheln? — Na, du bist a Hasenfuß!

(Friedl hält sich ängstlich, dennoch neugierig an Mariedl an.)

Lauf weg, lauf zu, was d' laufen kannst, nur weg!
Friedl (entsetzt): Ein Flederwisch aus Binsen, Schilf und Gras
mit langem, schwarzem Haar gar fest geknüpft! —
Mariedl: Legt sich aufs Teichtelwasser, fegt es rein
und spiegelklar.
Friedl: Ei ja! Wie lang der Besen ist!
Wie weit der glängt! Mariedl, schau nur, schau!
Mariedl: Sei stad! Darfst nichts dreinred'n, still sein mußt!
Da wer' mer was erleben.
Friedl: Wie es wuzelt,
herum aufquirlt, hin her huscht und schlupft
aus allen Löchern, Wurzeln, Eichenbäumen,
Strauchwerk und Stein.
Mariedl: Das sind die Zwergln, weißt?
Die nur beim Zwielicht, Stern- und Mondenschein
sich zeigen auf der Oberfläch der Erde,
in Zipfelmütz und langem Bart. — Bist brav,
dann helfen s' dir; verschwinden schadenfroh,
wenn d' ehrlos wirst und treulos Handschlag brichst.
Friedl: Da — da! Die Manndln baun ein silbern Tor!
A Insel steigt da raus, a Bruck schlagen s' hin,
Ei ja! Das glänzt, das leucht', das glitzert, sprüht

wie Myriaden Sterne, lauter Gold —
Und Silberkufen fließen glatt und schwer
wie heißes Eisen aus dem Flammenmeer.
Mariedl: So sei doch stad, sonst laufen s' uns davon.
Friedl (aufgeregt): Jetzt kommen gar auch Musikanten raus
Mit Baßgeig, Hörnern, Streich und Dudelsack,
A große, kleine Trommel haben s' auch.
Sie hüpfen auf die Äst und Bäum hinauf,
ein jeder sucht für sich den besten Platz.
Der eine schwingt an' Stab. Schon geht es an.
Mariedl (nachdenklich): Sie spielen wundervoll und zauberschön.
Friedl: Uj! Feuergarben steigen in die Höh'! —
Wie's saust, wie's braust, wie's zischt, wie's krixt und
kraxt,
hoch in dem finstern Wald verglüht die Nacht,
brennt, blendet lichterloh, das Tor geht auf! — — —
Mariedl (unbeirrt): Verscholl'ne Heimatklänge werden wach —
von Südmähr'n, Thayastrand und Jaispitzbach,
vom Guckinsland, ach, Lieder, Lieder, weich
und edel, schön und rein, der Muttersprache
süßeste Laute, durch Jahrtausende
so hold geformt, voll Klang, Gesang und Farbe.
Friedl: Jetzt öffnen sie die Flügeltore weit
und Feuerbäche sprühen rot hervor.
Mariedl: Goldregen, gelbgrün, lagert hügelnah,
dahinter fließend Silber formt ein Haus.
Friedl: Getänzelt hupfen kleine Knaben vor,
Mariedl: Nun Mädchen, weiß in Seide, fein und zart —
Friedl: Sie wenden sich, den Hut tief in der Hand,
zum Reigenspiel, sie duften Veilchen gleich —
Mariedl: Das sind der Jugend heitre Tage, die
noch nie die bange Sorge hat gestreift.
Sie streun nur Rosen auf des Lebens Pfade,
anmutig lacht, was sorglos sie berührt.
Sie sind die Blütenkelche, honigreich,
in unserm Wonnemond, im holden Mai.
Friedl: Ein Zug, anmutig, festlich, feierlich
verläßt das Tor.
Mariedl: Das Räderwerk des Staates!
Friedl: Ein großer Aufzug, der kein Ende nimmt.
Mariedl: Verblaßte Wangen, hohle Augen, glatt
in äußerer Erscheinung, engbrüstig,
der Auszehrung, dem Siechtume sehr nahe.

F r i e d l: Goldstrotzend ihre Hüte, Röcke; Stern
an Stern schmückt ihre Krause, ihren Frack.
M a r i e d l: Nicht läßt sich dieser Schein vergleichen mit
dem Glanz, der unsern Vätern innewohnt,
mit jener Kraft, die ihre Schwielen bergen,
die Tag für Tag in rüst'ger Arbeit wächst,
in später Stunde erst zur Ruh sich legt.
F r i e d l: Sie trippeln! selbst den Fröschen fällt das auf.
M a r i e d l: Das kommt vom unsicheren Kniegelenk,
dem steten Bücken, Krümmen, Aufwärtsspähn,
woher der Wind, wohin er etwa strömt.
Wie anders unsrer Eltern Schritt und Tritt,
urwüchsig bietend jedem Widerstand
den steifen Nacken, stolz die Bauernstirn!
F r i e d l: Mariedl, schau; Die edlen Frauen schreiten,
rubin-, smaragd-, saphir-, granatbesät
in langen, wallenden Gewändern. Samt
in allen Farbentönen eng sich anschmiegt
dem schlanken Körperbau.
M a r i e d l: Gern geb' ich's zu:
Berückend Augenweide solch Geflimmer.
Allein was frommt's, wenn Schminke trunken macht!
F r i e d l: Mich blendet, was ich sehe; dich versteh'
ich nicht.
M a r i e d l: Glaub's schon, mein liebes, gutes Kind!
Wirst du erst älter werden, tiefer wirst
du blicken; manches Unglück, schweres Leid
siehst du in Samt und Seid' vorüberziehn.
F r i e d l: Bei uns im Dorf gibt's seltner Leid und Schmerz?
M a r i e d l: Wohl seltner, Friedl.
F r i e d l: Und warum?
M a r i e d l: Weil wir
bescheid'ner, gottergeb'ner, schlichter sind
und arbeitsamer, nicht von wildem Ehrgeiz
gejagt, wie's diese hohen Stände sind.
F r i e d l: Erhöhter Feuerschein sticht aus dem Tor,
haucht Elfen aus, so zart wie Eiderflaum.
Was gibt's?
M a r i e d l: Es naht die Feenkönigin! —
F r i e d l: Rotgold, die Schlepp' verbrämt mit Zobel, schwarz —
M a r i e d l: Vom Haupt in Diamanten strahlt die Krone
im aufgelösten, blonden Wellenhaar;
ein spinngewebter Schleier hüllt sie ein.

F r i e d l: An ihrer linken Seit' blauweiß ein Ritter,
ich hör sein Streitroß wiehern, seh' es bäumen.
M a r i e d l: Zum Hochzeitsschmaus sie wandeln festlich nach
der Insel, wo die Tafel wird gedeckt.
F r i e d l: Die werden beide doch wohl glücklich sein?
M a r i e d l: Mein Kind! stell doch nicht solche heikle Fragen!
Glaubst, weil sie Königin, er König ist?
Wie mancher glatten Stirne war der Reif
aus feinstem Golde zum Verhängnis, brachte
Verderben, Jammer, Unglück, Not und Tod! —
Wend' deine Augen ab von dem Geflitter.
Mir scheint, die Mitternacht ist längst vorbei.
Das Morgenrot schon färbt der Bäume Wipfel.
Schlaf, Brüderchen! Das alles war ein Traum — —

(Die beiden legen sich unter den Eichbaum, verfallen in tiefen Schlummer. Das Tageslicht nimmt sachte zu.)

2. Aufzug.

Possitzer Hochebene bei der Statue des hl. Donatus an der Straße. An einem Feldrande Dietholm Florian, den Pflug in der Hand; ihm zur Seite sein Weib Katharina, beide in alter Tracht. Mariedl und Friedl sind mit den vorgespannten Ochsen beschäftigt, in nächster Nähe auch Franz und Ferdl. Ansassen, die Haue, den Rechen, die Sense am Arme, wie sie frühmorgens aufs Feld gehen, halten inne und horchen, was es gibt. In der offenen Landschaft weite Sicht auf Pollauer Berge, Nikolsburg, Znaim und die im Zwischenraume liegenden Dörfer.

D i e t h o l m F l o r i a n (feierlich): Seht ihr das purpurne Leuchten am östlichen Himmel?
Den Anbruch des neuen Tages, den Weckruf zur Arbeit?
Dahin aller Spuk der Nacht, der Träume Geflunker,
der flackernden Irrlichter blendendes Tänzeln und Gaukeln.
Einsetzen heißt es den Pflug mit göttlichem Beistand,
damit uns werde das tägliche Brot der Verheißung.

(Florian nimmt die Bibermütze vom Haupte, ihm folgen die anderen; er betet laut):

Herr Gott des Weltalls! segne die Mühen des Alltags,
wo immer sich ehrbar reget der Menschen Fleiß,
das Schaffen und Wirken des Geistes, der Hände Tun,
der Herzen Pochen den Rain des Lebens entlang.
K a t h a r i n a: Wir bitten und beten, himmlischer Vater, du segne
auch uns, die Familie, den Herd, das Volk, die Flur,
der Heimat Land, das uns beglückt und nährt;

hier uns're Kinder, auf daß sie nie sich entfremden
dem Boden, dem Stamm, der uralt sie gezeugt, sie
geboren,
damit sie werden, was wir von ihnen erhoffen.

Florian: Ohn' Glauben kein Gedeihen, kein Bestand.
Der muß, wie hier der Pflug die Ackerkrume,
Durchfurchen tief das Herz. Lebend'ge Sprach'
ununterbrochen führen, wechseln mit
dem Herrn der Welt. Du, Franz, mein erstgeborner,
mein vielgeliebter Sohn, hast dich nach Wahl
des eig'nen Herzenstriebes ganz geweiht
dem Priestertum, der höchsten Würde, die
es unter Menschen gibt. Gezwungen hat
dich niemand. Weder Mutter noch auch ich.
Aus dir allein trafst du die Wahl. Ein schwer'
Beruf, voll Mühsal und Entsagung. Nie
darfst eignem Willen folgen. Biegen ihn,
wenn nötig, brechen! unterwerfen mußt
du dich der geistlich hohen Obrigkeit.
Weißt, was das heißt: das ganze Leben lang?
Mein Kind, ein steter Kampf wider Natur,
der nie erlahmt, als bis das Auge bricht.
Vollbringst du siegreich über dein Gelüst
die hehre Aufgab', so du dir gestellt,
dann — merk dir's, was dir jetzt dein Vater sagt —
Dann stehst du am Altar an Gottes statt,
opferst des Heilands Leib und Blut für dich,
fürs ganze Volk. Ein Kranz, mein Franz, von mehr
als Gold um deine Stirne wunderbar
sich windet, leuchtet, strahlet, nie vergänglich,
in alle Ewigkeit und unauslöschlich.
Nicht wie das Katzengold der Träume heut
zur Nacht, nein! Rein und wahr zum Heil des
Stammes,
zu Gottes Ehr, aus Lieb zu Volk und Scholle.

Katharina: Willst du, mein Franzl, wirklich Priester werden
und diesen heil'gen, schweren Stand erküren?
Dein Leben opfern, Pflichten üben hart
und schwer?

Franz: Ich will! will alles wagen, beugen
die menschliche Gebrechlichkeit in mir,
will dienen Gott dem Herrn und meinem Volk.

Ihr, gute Eltern, habt euch viel geplagt,
damit wir vorwärts kämen in der Welt.
Gott lohn' es euch an uns und eurem Haus.

Florian: So laß uns Herr, erleben froh den Tag —

Katharina: Daß du als Priester zu uns kommest heim,

Beide: in unserm Kirchlein darbringst für uns alle
das erste unblutige Opfer.

Katharina: Ferdl,
mein zweitgeborner Sohn, am Orgelstuhle
spielt wundersame Melodeien, die
das ganze Volk mitsingt, das: „Großer Gott,
wir loben Dich, wir preisen deine Werke! —"
Welch seliges Empfinden, ob es gleich
Das Mutterherz zersprengt.

Florian: Wie würd's uns freun!
Willst, Ferdl, Lehrer werden? Was an uns,
soll dir geboten sein, zu kommen an dein Ziel.
Ein herrlicher Beruf, das, was die Brust
bewegt, zu senken in der Jugend Herz.

Ferdl: Wie du, mein Vater, denk ich auch.
Erforsche aus den Augen deiner Kinder,
ob drin ein Hehl, ein Fehl, ob's eine Lug
dort drinnen gibt! Zutraulich, lieb und warm
ohn' Angst und Scheu ist unser offner Blick.

— — — — — — — — — — — —

Es lacht der biedre Pulsschlag unseres Volkes
der ganzen Welt arglos entgegen. Weh'
jedoch, wenn es gereizt im Zorne lodert!
Dann freilich bricht es Felsen spielend aus
mit unheimlicher Kraft, bäumt auf und streckt
zu Boden, was da in den Weg sich stellt.
's ist ehern stolze Größe, erdverbunden,
uralte und urdeutsche Bauernkraft.
Im Traum, ein breiter Strom, zieht seines Weges
Dies emsig schaffend, fleißig gute Volk,
genügsam, wortkarg, friedlich, förmlich scheu.
Es hält vor fremden Toren emsig Wacht,
opfert sein Leben und verläßt sie nicht.
Enttäuscht jedoch, erbost, reckt sich die Kraft
des Urs im wilden Wald, tritt alles nieder,
selbst mächt'ge Eichenwäll' zerstampft's wie Rohr.
Es ist der bleischwer harte, feste Griff

des, unliebsam gestört, erwachten Schwertes,
das Siegfried wetternd schwang, Gewittersturm,
der Jungheld um Kriemhildens Hand im Braus.
— — — — — — — — — — — —

Forian: Es ist ja wahr, daß viele Sorg' gebleicht
hat uns das Haupt und manche Rune tief
durchfurcht schon unser alternd Angesicht.
Was liegt daran? Unsagbar ist das Glück,
Den einen Sohn zu wissen am Altar,
den andern auf dem Lehrstuhle der Schule.
Doch Hand in Hand müßt ihr durchs Leben schreiten.
Gefehlt wär's, solltet ihr euch streiten, sehr!
Denn Kirche, Schule, unzertrennlich wirkend,
heilsam Gedeihen fördern, baun sie auf!
Der Zwist streut Unkraut in die schönste Saat,
reißt nieder schonungslos den stärksten Grat.

(Franz und Ferdl bieten gleichzeitig ihren Eltern die Hände zum Gelöbnis.)

Beide: Geleistet, Vater, Mutter, sei der Schwur
im offnen Feld, in heil'ger Stunde hier
auf unserm Boden und am hellen Tag,
daß Liebe uns geleiten soll bis an
das Grab.

Florian: Das walte Gott und seine Gnad'!
Noch eins! — Bist, Ferdl, etwas hitzig, merk's,
das taugt fürs Leben wenig. Wahr ist's wohl,
daß man sich nicht verletzen lassen darf.
Da hilft nur, nenn' es: Bauernstolz! Es liegt
im Schweigen eisig abwehrender Trumpf.
Verschließ in dir, was rings um dich sich regt,
das Edelste, Kostbarste, Beste nur reich' dar
der Jugend deiner Schul'. Denn leer Geschwätz,
das artet aus, führt leicht zu Haß und Zorn.
Bleib ruhig und gelassen, Leidenschaft
dir halte ferne! — Vieles noch wollt' ich
euch sagen, doch für heute ist's genug.
Ein Volk, das nicht aus eignem
Blut die Kraft
besitzt, die Priester und die Lehrer sich
zu stellen, geht ganz zuverlässig ein.
Denn der Altar, der Gottes Allmacht kündet,
die Schule, der Entwickelung, dem Geist
geweiht, in Eintracht tätig, sind der Grund,
auf dem die Volksgemeinschaft blüht, gedeiht.

Entbehrend diesen Lebensunterhalt,
verdorrt, entwurzelt, selbst das größte Reich!

Katharina: Mariedl wächst heran im Elternhaus
zu meiner Hand, ist fleißig, brav und gut.

Florian: Bekommt, wann's an der Zeit, die Mitgift für
ein' Bauerngrund; was aber mehr bedeut',
ist das, was, Mutter, du ihr angelernt,
was sie von dir hat aufgenommen in
ihr kindlich Herz und in ihr fromm Gemüt —
Mariedl! Tugenden, die jeden Mann
dereinst beglücken werden.

Katharina: Und der Friedl?

Florian: Gesund, aus echtem Schrot und Korn, wird er,
was heut sein Vater ist: ein Bauer! treu,
aufrecht, ein ganzer Mann! Die Furchen wird
er ziehn tief in das Heimatland, damit
gedeihe, was er sät; Südmähren blüh' und reife
zum schönsten, liebsten Gau der ganzen Welt! —

Entner Franz (tritt aus dem Kreise der Zuhörer und spricht, gestützt auf seinen Krückstock, in ungeheuchelter Ergriffenheit):
Wahrhaftig, Dietholm! Was du sprichst und wie
du's bringst zum markig klaren Ausdruck,
das Sinnen deines ehrlich starken Wollens,
ergreift doch alle, die dich hören. Stehst
wie ein Prophet dem Bund des ganzen Volkes
bevor. So leicht ist's nicht, zu folgen dir,
zu tun, was du, dein tapfres Weib vollbracht!
Ein willensechtes deutsches Vorbild warst
der Possitzer Gemeinde stets. Ein Bauernhaus,
in Gottesfurcht gefügt auf festem Grund,
gebaut, wie alle unsre alten Häuser,
auf Gattenlieb', auf Kindersegen, Treue,
dem Unterpfand des himmlisch ird'schen Glücks.
Daran schloß sich dein Fleiß, der Tag für Tag
beim Morgengraun schweißtriefend schon begann
und spät am Abend erst nach Ruhe sich
besann. Nehmt euch ein Beispiel, Kinderchen,
was Mühsal leistet, wenn sie ehrlich will.

Florian: Die Sonn' steht hoch, laßt uns zur Arbeit gehn!
Gelobt sei Jesus Christus.

(Alle Anwesenden antworten auf den katholischen Gruß und gehen auseinander.)

Blanche Kübeck.

Fischer von Erlach in Südmähren.

Der nicht vergessene Mährer J. J. David erzählt in einer suggestiven Studie, wie ein auf einer Osterferienreise begriffener Wandersmann, aus der Ebene von kahler Heerstraße kommend, plötzlich unter flüsternden Föhren ein Wunderschloß auf hohem Fels erblickt. Es ist in Abendsonne getaucht, tief unten zieht auf der Feuerspur eines Flusses langsam ein Ferge dahin, — „Montsalvatsch in Mähren!" . . . Deutlich ist in diesem, märchenhaft und sehnsuchtweckend, wie eine Luftspiegelung wirkenden Bilde Schloß Frain in Südmähren zu erkennen. Die Frain, diese Lieblingssommerfrische der Znaimer, ist mir stets als ein Stück romanischer Landschaft erschienen, das sich in den heimatlichen Getreidefluren niederließ, denn alles stimmt hier, den romanischen Charakter schaffend, zusammen: Traumschlanke, pinienähnliche Kiefern, mildwürzige Luft, Fischer von Erlachs Rundbauten, nicht zuletzt das Andenken an jene Frau aus italienischem Geblüt, einst hier wohnend und waltend, an Maria Anna Pignatelli, die später mit dem Grafen Althan vermählte Freundin Karls VI. Nach zweistündiger Wagenfahrt von Znaim auf schnurgerader Landstraße tauchen dunkle Nadellehnen, für einen Augenblick eine schloßgekrönte Felskuppe über nickenden Ähren auf, hinab winden sich breite Serpentinen zur föhrenumschlungenen Thayaschlucht, die lichten Häuser des netten kleinen Kurortes grüßen. Auf zyklopischem Granitblock, 114 Meter hoch, sind die aus mehreren Epochen stammenden Gebäude des Schlosses hingestreckt, ein Schwibbogengang wirft sich, den vorspringenden Felskegel, der die Grabkapelle trägt, mit dem Schloß verbindend, über klaffenden Abgrund. Charakter und Adel, das romanisierende Gepräge lieh dem Bau — in der kleinen runden Kuppelkirche und dem oval ausgebuchteten, von eigensinnigem niederem Dache überstülpten Rittersaal — Fischer von Erlach, der in der großen mährischen Bauepoche um 1700 nach Frain berufen ward. Den Fels hinunter kriechen noch die zerfallenden Mauern und Türme einer alten Przemyslidenburg. Beim Gasthof „zur Thaya" wird halt gemacht. Auf dem holprigen Marktplatz wittert zwischen Bäumen eine graue Dreifaltigkeitssäule, weiter oben lacht hellgelb, vom Blau des

Himmels reizend umkost, die Barockkirche des Ortes, die mich irgendwie an Traunkirchen gemahnt, fröhliche Blumenfarben lachen aus den von kleinen, weißjackigen Burschen betreuten Anlagen einer Gartenbauschule jenseits der Thayabrücke. In flirrendem Weiß stehen in der Julisonne die Wände des Schlosses gegen die dunkelblaue Luft. Die beiden uralten, wipfeldürren Pappeln oben, mit dicken Wurzelschlangen an den Fels geklammert, wirken dann wie Zypressen. Im Schatten des granitenen Felsbrockens, auf dem das Schloß breit hingelagert ist, wird unter Bäumen bescheiden getafelt. Nahebei auf der Thaya gondeln Sommergestalten in schmalen, flachen Booten vorüber, junge Leiber, von der Sonne zu Rothäuten gebrannt, teilen schwimmend in böcklinischer Laune die Flut, diamantene Wasserperlen sprühen. Hellgrüne Gebüsche bezeichnen den Weg zum Schloß hinauf. In der Nähe sind es sehr hohe Linden, die ihre sonngesprenkelten Blätter über uns herabzuschütten scheinen. Gefleckte Lichter und Schatten tanzen bei leichtem Wind wie Pardelfelle über die wurzeldurchzogene Erde. Hinter der Toreinfahrt des Schlosses legt sich ein breiter Steg über die Tiefe. Zu unseren Füßen atmet die wonnige Landschaft mit ihrem schwarzgrünen Nadelteppich und ihren mattgelben, reifenden Feldern, ihrem heiter-freien Linienschwung, dem lebhaft belebten Thayagewässer. An weißer Mauer glühen blutrote Schlingröschen, das seidige Zelt ihrer Äste spannt eine zedernartige, lichtgrüne Lärche aus, gegenüber dunkelt eine Zypresse. Einige Stufen tiefer auf einer Terrasse, am Ende des Rentmeistergärtchens, liegt Fischer von Erlachs Kapelle, das Mausoleum der Althan. Grüngoldene Nußbaumblätter zittern, Mauerschwalben flattern in wilden Flügen hin und her. Zwischen zwei später gebauten Zwiebeltürmen wölbt sich die Kuppel auf — die Karlskirche im Kleinen steht vor uns! Diese anspruchslosen Türmchen sehen wir vor der Karlskirche als jene unvergleichlichen Säulen ragen, welche Kolumne und Kuppel in einzigartiger Vereinigung zeigen. Unter einer Grabplatte in der Kapelle ruht neben ihrem Gatten Fürstin Pignatelli. Sie hatte später Grafen Althan, damaligen Besitzer von Frain, geehelicht und überlebte Karl VI., ihren kaiserlichen Freund und Gönner, noch um fünfzehn Jahre. Ober der Eingangstür zur Kapelle erblickt man die vereinigten Steinwappen Althan-Pignatelli, letzteres mit den bezeichnenden Krügen — Pignatte — in den vier Feldern. Die ursprünglich landesfürstliche Burg Frain, eine regelrechte Grenzfeste gegen Niederösterreich, die seit 1487 im Besitze der Lichtenburg, Boskowitz, Pernstein, Lomnitz und Althan war, ging 1799 durch Verkauf an den Grafen Mniczek, 1876 in weiblicher Sukzession an die Grafen Stadnicki, die heutigen Besitzer, über. Ein gotisches Baufragment durchschreitend, gelangt man auf den hufeisenförmigen, rosenerfüllten Hof des gegen 1694 von Fischer von Erlach unter Mithilfe Matthiellis erbauten Schlosses — endgültig in die Barocke. Fischers ausgesprochene Art, durch Zusammenstellung runder, ovaler und rechteckiger, sich gegeneinander öffnender Räume Wirkungen zu erzielen, ist auch an diesem Schloßbau wahrzunehmen. Vor dem Flügel uns gegenüber gipfeln zu beiden Seiten

einer Freitreppe Lorenzo Mathiellis Riesengruppen, Herkules und Antäus, Aeneas und Anchises, wie geballtes Rauchgewölk erdrückend empor. Sie waren ursprünglich für das Portal der Wiener Reichskanzlei bestimmt und sind Geschenke Karls VI. an Fürstin Pignatelli. Durch ein Vestibül jenes die Herrschaftsräume umschließenden Traktes betritt man Fischer von Erlachs elliptisch geformten Rittersaal. In Nischen wuchten in der monumentalen Verewigungssucht früherer Zeitläufte Mathiellis zehn überlebensgroße Standbilder derer von Althan. Erst der Alemannenherzog in vorsintflutlichem Kostüm, der Ahnherr, von dem das Geschlecht seinen Namen herleitet; dann Krieger in Helmen und Rüstungen, im Schlapphut des Dreißigjährigen Krieges, zuletzt ein korpulenter Herr in Jabot und Perücke, mit Plänen und Zirkeln versehen. Von der Decke schwebt ein großer, rings mit Öllämpchen besteckter Empirebronzereif, ein richtiger Moscheenluster, herab. Leider treten die später den Fenstern eingefügten farbigen Glastäfelchen in unlauteren Wettstreit mit den wundervollen luftblauen und hellbraunen Tönen und Wolken und Figuren auf den die laterngekrönte Kuppel und die Räume zwischen den länglichen Oeil de boeuf füllenden mythologischen Fresken Rottmayrs. Unter jenen oblongen Fenstern umziehen plastikenartige Grisailles, historische Szenen, den Saal. Das Graugemälde ober der Eingangstür stellt das befestigte Schloß Joslowitz dar, das später nach Fischer von Erlachs des Jüngeren Plänen umgebaut wurde. Durch die luftigen Bogen eines noch italienische Schule verratenden Säulenvorbaues an dem hochgelegenen Joslowitzer Schlosse schweift das Auge weit über die saatenreichen mährischen Hügel hin. Der Auslug für einen Feldherrn wäre dies. Vom Frainer Rittersaal führen Glastüren auf Terrassen mit schwelgerischen Blicken in das Land hinaus. Eine winzige Kanone mit einem Brennglas, das, von der im Zenit stehenden Sonne getroffen, das Pulver entzündet, gibt feudal den Mittagsschuß ab. Auf Rondelen blühen hellrosa Rosen, zwei Triumphbogen mit Kassetten und Philosophenbüsten wölben sich im romanisierenden Geschmack der Zeit. Die bunten Scheiben in den Fenstern des Saales lassen die Römerpforten bald wie von Flammen angeglüht, bald im scharfen Mondlicht italienischer Nächte orangegelb, bald in sinkender Campagnasonne resedagrün in fahler Gewitterstimmung sehen. Auch so kann man Italien erleben. In dem hellen, intim wirkenden Speisezimmer sind Fayencen aus der leider seit 1880 aufgelassenen Frainer Steingutfabrik, Teller und Tassen mit bräunlichen und graugrünen Ansichten und Ornamenten, aufgestellt. Eine schlanke Urne, lauchgrün wie chinesische Jade, prangt in einer Ecke als Schaustück, von Kredenzen und Tischchen blinken uns die Glanzflächen getriebenen antiken Silbers entgegen. Der ganze Raum ist auf Braun, Grau und Grün gestimmt, nach den auf Leinen gemalten idealen Landschaften an den Wänden. Räume im Empirestil, durch Glastüren verbunden, folgen. Das Spielzimmer beherrscht auf einem überlebensgroßen Bildnis ein hünenhafter Pole im Harnisch mit großmächtigem Schnurrbart, kahlem Schädel und noch jugendlichen Zügen. Aus einem anderen Ölbilde blickt

der von Löckchen umrahmte lebensgroße Matronenkopf der Gräfin Mniczek, geborenen Lubomirska, zu uns hin. Wir blättern im Fremdenbuch. Henryk Sienkiewicz weilte einmal zur Hirschjagd hier. Mit der Zeichnung eines zur Strecke gebrachten Sechzehnenders verewigte sich Pochwalski. Der Salon birgt Familienerinnerungen, Wände und Kommoden sind von Aquarellen und Photographien bedeckt: Rassige Frauen, Männer, pikant genießerisch, voll Geist und Lebensgier, Feuer und Eigenwillen, Rätseln und Verborgenheiten. Von den niederen, runden Tonöfen winken üppige Venusgestalten herab. Ein photographisches Bildnis zeigt Gräfin Mniczek in einer Spitzenbarbe mit greisenhaft zugespitzten, doch immer noch edlen Zügen als Neunzigjährige. Sie fuhr noch selbst zum Photographen; allerdings mußte sie ein junger Lakai die Treppe hinauftragen, der jetzt als achtzigjähriger Schloßverwalter vor uns steht. Nebenan, im breiten Alkoven ihres Schlafgemaches, entschlummerte die Greisin in ihrem wie eine Wiege geformten, mit Sternen und einem Flambeau aus Goldbronze verzierten Mahagonibett. Mohngirlanden in Stuck ziehen sich längs der Wände hin. „Dies kleine Leben umfaßt ein Schlaf," sagt irgendwo Shakespeare. Dann lockt noch ein entlegenes Fremdenzimmer. Eingelegte Sekretäre und Tabernakelschränke, darauf schwarze Vasen und Urnen aus Basaltwedgewood, — das in die Wand eingelassene Bett ist ganz in Spitzen vergraben. Einer der beiden monumentalen Louis-XVI.-Tonöfen bildet eine Attrappe, durch die man aus dem anstoßenden Kabinett unvermutet in die Stube gelangt. Ein Frauenbildnis auf einer Staffelei fesselt magisch. Leicht gepudertes Haar wellt sich über dem südlich mattgetönten, bläßlichen Oval des Gesichtes. Lebenskluge dunkle Augen sprechen zu uns in diesem Antlitz, das man eher sympathisch als schön nennen möchte. Es ist das Porträt Maria Anna Pignatellis, deren Fluidum noch heute über diesen Räumen webt. Man kann es gut glauben, daß diese Frau auch die verstehende und verständige Beraterin eines vielbeschäftigten Monarchen war. Einmal, als wir Schloß Frain wieder besuchten, wartete im Schloßhofe ein zierliches Gespann auf die kleinen Gräfinnen, ich glaube fünf an der Zahl. Eine von ihnen stand kindlich trotzig, wie im Boden verwurzelt, ein allerliebst verkörpertes Veto, da. . . . Tiefblaue, ins Violenfarbene spielende Schatten weben um die Schlucht, die Kiefernhänge, die Stämme der Bäume, purpurne Sonnenlichter rieseln. Als Mittelton waltet ein warmes Braun, hellgrün besonnte Flächen, metallisch blaugrüne Töne leuchten aus der Ferne her. Grau, phantomhaft ragt das Schloß ins Abendlicht. Montsalvatsch in Mähren! . . . Noch einige scharfe Kurven unseres Wagens, und dieses pinienschlanke Traumbild ist versunken, eingeschlungen von weiten Feldern, — blaßblondem Korn, schwerem Weizen in Altgold, bläulich schimmerndem Hafer, darüber Wolken und Vögel im unendlichen Raume.

Friedrich Schumann.

An Nikolsburg.

Ich lieb' dich, du meine Vaterstadt!
Ich liebe dich Holde, dich Feine.
Ob mir auch manch and're gefallen hat,
Wie dich, so liebe ich keine.
Du bist wahrhaftig die letzte nicht
Der schönsten deutschen Städte.
Dich deutsch zu erhalten, ist Ehrenpflicht,
Der weihn wir uns ernst um die Wette.
Ich liebe dein stolzes, hochragendes Schloß,
Den Heiligen Berg und die Wälder,
Deine Plätze, die Gassen, die Gäßchen im Troß,
Die Häuser und Gärten und Felder,
Der Gotteshäuser erhebende Pracht,
Der ragenden Türme Schöne,
Der vielen Glocken bezwingende Macht,
Die Harmonie ihrer Töne.
Wie hab' ich den stillen Garten so gern,
Wo wir an den Gräbern beten!
Ich hab' keinen Friedhof nah und fern
Mit gleicher Andacht betreten.
Wo sich um die träumende Fürstengruft
Die stillen Winkel gesellen,
Wo im Schloßpark Romantik die Geister ruft,
Die vom Vergang'nen erzählen — — —
Am Ölberg, am Turold, beim bröckelnden Turm
Des Gaisbergs, bei Sonne, Wetter und Sturm
Erstand ein herrliches Paradies
Dem Knaben, dem Jüngling und nimmer verließ
Es der reife, der alternde, kranke Mann.
Erinnerung hielt mich im Zauberbann.
In dem Paradies durft' ich selig verbleiben,
Mocht' sonst auch das Schicksal mich grausam treiben.

Mit hoffnunggeschwellten Segeln lief
Mein Lebensschiff einst in die Ferne:
E r i n n e r u n g war's, die zurück es rief,
Sie leuchtete hell wie die Sterne.
Wo der Vater starb, mir die Mutter verblich,
Wo die Schwestern zur Ruhe gegangen,
Soll auch der Heimat Erde mich
Einst mütterlich wieder umfangen.
H i e r will ich im Tode glückselig sein,
Des Friedens der Heimat mich freuen,
Mein G e i st noch soll st e h n in der Kämpfer Reihn,
Wenn Feinde und Not sie bedräuen — — —
Du teures Nikolsburg, wanke nicht,
Bleib' deutsch bis in alle Knochen!
Von der Weltgeschichte als Weltgericht
Wirst du dann einst selig gesprochen.

Die herzlose Kuh.

Es war im Jahre 1888. Die stattliche Schar Bauern und Bäuerinnen, welche in der Notariatskanzlei in Joslowitz in mehrstündiger Debatte das reiche Erbe eines kinderlosen Vetters zu verteilen hatten, war glücklich unter einen Hut, der Erbvergleich war zu Papier gebracht und es ging ans Unterschreiben.

Ein etwa 70 Jahre altes Bäuerlein mit wahrhaft schneeweißem Kopfhaar, rosig angehauchten Wangen und noch lebhaft blitzenden Augen war mir während der Verhandlung durch seine besondere Zungenfertigkeit aufgefallen. Als er ohne Brille unterschrieb und den Namen Anton Schmied wie gestochen aufs Papier setzte, machte ich den üblichen Kanzleiwitz: „Alle Achtung! Sie schreiben ja wie ein Schulmeister!" Da stand das kleine, jünglinghafte, schlanke Männchen rasch auf, streckte sich stolz und apostrophierte mich mit den Worten: „Ja, was glauben Sie denn, Herr Doktor! Wieviel tausend Kinder ich schreiben gelehrt hab'? Ich bin ja ein Schulmeister, Ihr Oberlehrer war auch mein Schüler."

„Wie ist das möglich?" unterbrach ich den Alten, „der zählt ja 84 Jahre?"

„Und ich 96", rief Schmied triumphierend. „S e c h z i g Jahre lang war ich aktiver Lehrer. Wissen's, ich bin eigentlich gelernter Schneider. Als ich nach der Lehrzeit, 17 Jahre alt, in mein Heimatsdorf zurückgekehrt war, wurde ich, da ich im Lesen, Schreiben und Rechnen sehr tüchtig war, als Schulgehilfe angestellt, hab' mich dann fortgebildet und wurde so Lehrer."

„So," sprach er dann, sich zu seinen Landsleuten wendend, „jetzt gehn wir auf eine Weil' ins Wirtshaus, den Schrock'n obischwab'n, und dann heim." —

Ich besah mir den greisen Schulmann mit unsäglichem, fast andächtigem Erstaunen.

Weder früher, noch nachher bin ich einem so hochbetagten Menschen begegnet, der in gleichem Maße die körperliche und geistige Frische dieses alten, ganz nach Art der Bauern gekleideten Lehrers besessen hätte.

Noch am selben Tage traf ich den Oberlehrer des Ortes, der ebenfalls erst vor kurzem als 84jähriger in den Ruhestand getreten war, und erzählte ihm mein Erlebnis.

„Alles ist wahr, was Ihnen der Alte sagte," bestätigte der Oberlehrer, „er ist ein kreuzbraver Mann; durch viele Jahrzehnte fast allen Standesgenossen, uns südmährischen Lehrern überdies unter dem Spitznamen „Der Kuhtonl" bekannt, weil er einst eine Kuh sein eigen nannte, die herzlos war." Auf meine Bitte erzählte mir der Oberlehrer die Geschichte dieser Kuh.

Es war gegen Ende der fünfziger Jahre und Schmied in einer Nachbargemeinde als Schullehrer tätig, in welcher Eigenschaft er, wie damals alle Lehrer am flachen Lande, einen unglaublich geringen Jahresgehalt (kaum 120 Gulden) bezog, dafür aber den Anspruch auf Naturalbezüge, u. a. das Recht hatte, alljährlich zur Zeit der Weinlese bei den Bauern Weinmaische anzufordern und zur Einkelterung zu sammeln. So erzielte man, namentlich in guten Weinjahren, eine genügende Menge des edlen Rebensaftes für den eigenen Jahresbedarf. Wer so grimmig sparte wie der Schmied und so bedürfnislos war wie er, der konnte sogar noch Wein einlagern oder verkaufen.

Es war wieder einmal ein schöner Herbst und ein gutes Weinjahr, als unser Kollege höchstpersönlich mit seinem Wagen, dem er eine Kuh vorgespannt hatte, Maische einsammeln in die Weingärten fuhr. Die gespendete Maische kam in ein Faß, welches in einen großen, vor dem Preßhause und Keller des Schulmeisters aufgestellten Bottich entleert wurde.

Gegen Mittag kam unsre Tonl, er zählte schon 65 Jahre, mit dem Gefährte zum Preßhause, schüttete die gesammelte Maische in den Bottich und lockerte der Kuh die Stränge, damit sie einige Bewegungsfreiheit zum Grasen erhalte. Er selbst setzte sich auf dem Boden in die warme Sonne, lehnte sich an die Preßhaustür und schlief ein. —

Als er nach etwa einer Stunde, durch das lustige Peitschengeknall eines Vorbeifahrenden geweckt, die Augen öffnete, sah er zu seinem

Mißvergnügen die Kuh ganz nahe dem Bottiche stehen, den Schädel in den Bottich gesenkt.

Blitzschnell sprang Schmied zum Bottich und ein einziger Blick ließ ihn die ganze Situation überschauen und das Unglück einschätzen, das über ihn hereingebrochen war.

Die Kuh hatte dem armen Schulmeister, während er schlief, die gesammelte Maische bis aufs letzte Restchen aufgefressen und ausgesoffen. Nun stand die Sünderin mit einem ungeheuerlichen Bauch und dem dümmsten Kuhgesicht der Welt vor dem von ihr so schwer geschädigten Herrn und Gebieter.

Der aber, in einer Anwandlung von Zorn und Verzweiflung, die jeder Beschreibung spottete und um so komischer wirken mußte, als Schmied längst als großer Sparer und wohlhabender Mann bekannt war, trat mit hoch erhobenen, zur Faust geballten Händen zur Kuh und rief ihr, halb drohend, halb jammernd, in höchster Erregung die Worte zu: „Kuh! hast denn du aach a Herz?“ — Die Missetäterin antwortete nicht. Ein Kellernachbar hatte die Szene beobachtet und bald wußte es das ganze Dorf, „daß der Schulmeister a Kuih ohne Herz hatte“.

Karl Müllner.

Aus „In den Zwölften", Nikel Kurz.[1]

Der wandernde Seifensiedergeselle Nikel Kurz, ein warmherziger Naturfreund, beobachtet, wie Kinder beim Blumenpflücken wahllos und mutwillig über Bedarf abreißen. Mit lustigem Zuruf sammelt er sie um sich und erzählt ihnen zur Belehrung folgende kleine Geschichte:

„Als der liebe Gott", hub Nikel nach gehörigem Räuspern endlich an, „sich zur Freude und Lust die Welt erschaffen hatte, da gab es in der ersten Zeit auf der Erde nur Tiere und Pflanzen. Die Tiere, groß und klein, konnten alle reden, gerade so wie wir Menschen jetzt, und die Pflanzen waren noch nicht mit Wurzeln und Würzelchen in den Boden festgewachsen, sondern gingen, wohin sie wollten, tranken den Tau des Himmels oder das kristallhelle Naß der Quellen und lebten von Licht und Luft. Auch sie konnten Zwiesprach miteinander und selbst mit den Tieren halten.

Unter den Tieren waren die Stärksten und Gewaltigsten die Drachen und Lindwürmer. Gar bald rissen diese die Herrschaft über ihre schwächeren Genossen an sich und drückten und bedrängten besonders hart die ganz Kleinen unter denselben.

Wie in der Welt der Tiere hatten auch im Pflanzenreiche die Hohen und Mächtigen das Regiment über die Niedrigen und Schwachen sich angemaßt. Vor allen anderen waren das die Sippen der Schachtelhalme, Farne und Bärlappe, damals insgesamt turmhohe Bäume, während sie heute demütig auf der Erde kriechen müssen oder kaum ein Meter hoch über den Boden emporwachsen.

Sehet, und die sind so in ihre jammervolle Niedrigkeit gestürzt worden: Die Drachen und die Lindwürmer, die Schachtelhalme, Farne und Bärlappe fühlten täglich ihre Macht wachsen und da schwoll ihnen gewaltig der Kamm. Himmelan hoben sie ihr Haupt, und da sich zu dem Bewußtsein des Unrechtes, das sie den von ihnen vergewaltigten Genossen zufügten, gar bald die Furcht vor dem vergeltenden Schöpfer gesellte, beschlossen sie, gegen diesen aufzustehen, den Himmel zu stürmen und den lieben Gott von seinem Thron zu stoßen. Die Farne, Schachtel=

---

[1] Union=Verlag, Stuttgart, 6. Aufl.

halme und Bärlappe, dann auch noch die gewaltigen Schuppenbäume, die sollten die höchsten Berge in den Gebirgen erklimmen, die übermütigen Beherrscher der Tiere aber wollten hierauf an ihnen emporklettern, Feuer und Flammen speien, so die ehernen Tore des Himmels zum Schmelzen bringen und dann ungestüm und mit aller Wucht in denselben eindringen.

Die Aufgabe der Bäume war keine leichte. Trotzdem sie in mächtigen Massen heranrückten, gelang es ihnen erst nach vielen hundert Jahren, die Berge zu überwinden und auf ihrem Scheitel festen Fuß zu fassen. Als dies aber endlich geschehen war, da kamen die unübersehbaren Scharen der Lindwürmer und Drachen. Wie das wogende Meer staute sich ihre Menge in den Tälern und mit ungeheurem Freudengeschrei sahen sie die Wipfel ihrer Freunde hoch über die Wolken in die Feste des Himmels hineinragen. Das niedere Volk der Kräuter und Sträucher aber duckte sich jetzt in banger Erwartung des Kommenden noch viel mehr und in die verborgensten Schlupfwinkel verkrochen sich voll Angst die kleineren Tiere.

Viele freilich mochten ahnen, daß ihren Bedrängern das Werk mißlingen werde, daß die glücklichen Tage der Freiheit nahe bevorstünden, denn von Zeit zu Zeit kamen sie aus ihren Verstecken hervor und erhoben ihre Augen zu den Bergen. Aber was sie dort sahen, war vorderhand wenig trostreich für sie. Allüberall ringelten sich die gewaltigen Riesenleiber schon um die Stämme der obersten Bäume, der ganze Himmel war in Rauch und Dampf gehüllt, an allen Ecken und Enden zuckten die feurigen Gluten aus dem Rachen der schnaubenden und geifernden Ungetüme auf, Geschrei und Getümmel erfüllten die Schöpfung und diese erzitterte in ihren Grundfesten.

Da, als das bebende Geschmeiß unten auf der Erde bereits fürchtete, jetzt und jetzt müßten die stolzen Empörer ihr Ziel erreichen, da erhob sich in seiner Allmacht der Schöpfer von dem ewigen Throne und sandte im gerechten Zorne seine Blitze wider die aufrührerischen Toren. Zu Tausenden und Abertausenden schlugen da krachend die stolzen Baumriesen zu Boden und begruben in ihrem Falle die zuckenden, gräßlich verstümmelten Leiber der Ungeheuer, die eben noch voll Anmaßung und Überhebung gegen die Himmelstore gestürmt. Noch einmal streckte der liebe Gott seine Rechte aus, grollend erbebte die Erde, unermeßliche Abgründe taten sich auf und verschlangen die trotzigen Himmelsstürmer. Nur wenige ließ der Herr am Leben; diese mußten nach seinem Willen verkümmern und sollten in ihrer Erbärmlichkeit ein warnendes Beispiel für alle künftigen Geschlechter sein.

Eine große Stille herrschte in der ganzen Schöpfung, als der Allmächtige sein Strafgericht gehalten hatte. Dann jedoch ging durch dieselbe ein Seufzer der Erleichterung; die Erlösten atmeten tief auf im

Hochgefühle der Freiheit. Hierauf warfen sie sich nieder, dem Allgütigen zu danken. Mit Wohlgefallen sah der liebe Gott auf das demütige Volk und er wollte nicht, daß noch einmal sein strafender Arm auf seinen Geschöpfen lasten sollte. Deswegen nahm er den Tieren die Sprache und den Pflanzen überdies die Freiheit der Bewegung. Er bannte diese an einen Ort; sie senkten die Wurzeln in die Erde, trieben Blüten und Früchte und waren auch so ihres Daseins froh, obgleich ihnen die Möglichkeit zu freveln genommen war. Denn in seiner Weisheit setzte Gott ihnen jetzt einen Herrn, dem sie dienen, den sie erfreuen, dem sie gehorchen lernen mußten, den Menschen. Den Geist aber, das Empfinden ließ er den Pflanzen so gut wie den Tieren. Und sei das Blümlein noch so klein, das Pflänzchen noch so zart, in ihnen wohnt ihr Geist, der sie belebt, der sie im Frühling froh wieder erstehen läßt, wenn der grimme Winter sie mit seinem Todesodem versengt hat.

Die Tiere alle wissen das, sie waren ja mit Zeugen des göttlichen Strafgerichtes. Darum werdet ihr es auch gar selten beobachten, daß ein Tier mutwillig auch nur ein Hälmchen krümmte und so dem Pflanzengeist Pein verursachte. Von den Menschen aber wissen dies nur wenige und darum wüten sie so oft gar grausam ganz besonders gegen die unschuldigen Blümlein, die ihnen doch nur zur Lust und Augenweide erschaffen sind.

Karl Vallazza.

Deutsche Heimat.

Wohl hat das bunte Leben mich
Vielorts herumgetragen,
Wohl sah ich manche prächt'ge Stadt,
Vernahm gar schöne Sagen.
Doch alles, was mein Auge sah
Und was mein Ohr vernommen:
Der fremde Wald, das fremde Lied,
Sie mochten mir nicht frommen.

Es glühn am Heimathimmel doch
Viel funkelnder die Sterne,
Viel schöner singt die Nachtigall,
Daheim als in der Ferne.
Und klingt ein Lied auch noch so süß
Fernweit auf fremder Erde:
Der Mutterlaut tönt süßer doch
Am trauten, deutschen Herde.

Sommer.

1. Draußen lacht der blaue Äther
Und die Kirsche färbt sich röter,
Und im Winde wogt die Saat,
Denn der liebe Sommer naht.

2. Und der Buchfink im Geäste
Schnäbelt mit der Finkin traut,
Denn sie hat ihm grad im Neste
Ein Geheimnis anvertraut!

3. Alles reift der Frucht entgegen,
Sonne strahlt in heißer Glut;
In den Feldern reicher Segen
Und im Nest die junge Brut.

Kleinstadt-Idyll.

Die Kleinstadt ruht; durch winzig kleine Fenster
Lugt dunkeläugig ins Gehöft die Nacht;
Vom Turm verhallt die Stunde der Gespenster
Und nur das Auge des Gesetzes wacht.

Am Marktplatz unter alten Linden flutet
Vom Brunnenrand der Quell und raunt sein Lied;
Da kommt der Wächter her und gähnt und tutet
Und schlendert weiter matt und schlummermüd.

Auf Dächern breit, die großen Lachen gleichen,
Ruht schimmernd wie Metall der Vollmond hell —
Ein Köter hockt dort unter den zwei Eichen
Und kläfft ihn an mit heiserem Gebell.

Die Kindesseele.

Des Kindes fromme Seele
Ist fein wie Blütenstaub,
Ist wie der Glanz des Falters,
Ist zart wie junges Laub.

Sie tönt wie gold'ne Saiten,
Die sanft ein Hauch berührt,
Sie sprudelt wie ein Bächlein,
Das dich durch Blumen führt.

Sie strahlt wie helle Spiegel
So klar und fleckenrein
Voll Liebe und voll Unschuld
Und mild wie Sonnenschein.

Sie ging als reinste Blüte
Hervor aus Gottes Hand,
Sie ist sein schönstes Kunstwerk
Und ihm daher verwandt.

F. Streloff.

Geständnisse.

Fräulein Dengern, die Gesellschafterin, hatte schon längst verzweifelte Versuche gemacht, ihr Gähnen zu unterdrücken. Nun gab sie es auf, ermahnte ihren Schützling, bald nachzukommen, empfahl ihn dem wachsamen Schutzengel und zog sich zurück, um ihr gewohntes Schläfchen zu machen.

Dieses „Nickerchen" dauerte nach ihrer Einschätzung bloß das berühmte „Viertelstündchen", artete aber gewöhnlich in sechzig Minuten aus.

Fräulein Eva hatte diese langjährige Gewohnheit ihrer einstigen Lehrerin, die sich nunmehr in eine Art Anstandsdame und Gesellschafterin verwandelt hatte, stets wohltuend empfunden; heute umsomehr, als sie sich in angenehmer Gesellschaft befand und nichts vermißte.

„Irgendwo und irgendwann habe ich Sie schon gesehen," meinte sie sinnend zu ihrem Gegenüber. — Sie war ein schlankes Figürchen und lag in lässiger Anmut im tiefen Korbstuhl. Der Angeredete verbarg geschickt ein heimliches Lächeln: „Nicht möglich! Mein Alltagsgesicht taucht in der großen Menge unter. Aber ich habe Sie gesehen — es war auf einem Ball."

„Ich war hier bloß einmal tanzen — am Frühlingskränzchen."

„Am Frühlingskränzchen?" wiederholte er, erleichtert, daß er des Nachdenkens enthoben war.

„Was trug ich für ein Kleid?" meinte sie neckend.

„Sie trugen ein Kleid, gewoben aus Mondstrahlen, aus Luft und Duft. Es floß in feinen Falten, es war anspruchslos und hob doch all die herben knospenden Reize der taufrischen Jugend. Es war das Gewand einer Fee, der passende Rahmen für ein holdes Wesen. Es war das Kleid der Madonna, so fromm und keusch; der spinnwebzarte Schleier einer Elfe, die schwebend kaum den Boden berührt, und die reizvolle Hülle einer Venus, die fliehend lockt und lockend flieht."

„Von welcher Farbe?" frug sie leise; die kühne Huldigung hatte das Blut in ihre blassen Züge getrieben. „Was sagt eine Farbe! Ich hätte Schwarz im Rosenlicht gesehen mit den Augen meiner Seele. Die

Seide schmiegte sich, verhüllte und gab preis. Und ein feiner Duft entströmte ihr, legte sich auf Seele und Sinne. Er lullte ein, ließ vergessen und sprach von nie gekannten Wonnen einer fernen, schönen Welt. Himmlisch, irdisch, würzig und doch voll verhaltener Schwüle. Nie vergesse ich das selten harmonische Bild. Matter Glanz umfloß die zarte Gestalt und hob sie enger aus der Menge — — — — —

Ich aber stand geblendet wie ein reiner Tor, wie ein Page, der seine Königin nicht einmal um die Huld eines Tanzes anzuflehen wagt. War wunschlos beglückt, wenn ich sie bloß sah, verlor sie nie aus den Augen; gleich einem Falter flatterte meine suchende, sehnende Seele dem beschwingten, duftenden, seidenrauschenden Menschenkind im Märchenkleide nach — — — —"

„Es war gelb!" In ihrer Stimme klang verhaltene Erregung.

„Gelb in der Farbe fahler Teerosen, in der Farbe des Bernsteins. Und wie eine blasse Menschenrose schaute das süßeste Köpfchen aus der Umrahmung hervor, neigte sich gleich der Blumenschwester unter der Last der schweren Flechten."

„Aber, aber!" protestierte sie ehrlich und griff unwillkürlich nach den „Haarersatzteilen", ob sie noch fest saßen. „Mein Haar ist gar nicht von solcher Fülle."

„Zürnen Sie dem Träumer, wenn ihm Wahrheit zur Illusion und Illusion zur Wahrheit wird? Zürnen Sie den Augen, die all diese Bilder im wachen Traume sahen, dem Munde, der kühne Worte formt und stille Wünsche verschweigt?"

Eine kleine Hand stahl sich mit festem Drucke in die entgegengestreckte und duldete das sengende Siegel des heißen Kusses.

Goldfischchen war gefangen.

* *
*

Dasselbe Paar nach einem Jahre.

Es ist wieder ein warmer Sommertag, doch sie sitzen sich nicht steif gegenüber, sondern eng aneinander geschmiegt. Die Rechte ziert ein schlichter Trauring.

In seinem stolzen Bronzegesicht ist ein Ausdruck von Triumph und Genuß, der früher nicht da war. Unter ihren Madonnenscheiteln gucken die ehemals scheuen Blauaugen schon etwas zielbewußter ins Leben.

Seit kurzem sind sie als jungvermähltes Paar hieher gekommen, auf ihren Wunsch an den ihr unvergeßlichen Ort, der den Anfang ihres Glückes gesehen.

Wie bei allen jungen Liebesleuten, zittert auch in ihren Gesprächen das verträumt selige: „Weißt du noch?" „Damals sagtest du . . .", nach.

Wo ist die Zeit, die vor dem seligen Tag ersten Sehens lag? Vergessen, versunken, verloren, nie gelebt! — Wirkliches Sein, warmes Leben erwachte erst damals.

Und wie sie aus halben Worten, hingehauchten Seufzern Frage und Antwort formen, tritt ein gequälter Zug in das Puppengesichtchen der jungen Frau.

Sie lehnt ihre weiche Wange an seine Hand und flüstert fast tonlos: „Du, Schatz! Ich — ich muß dir ein Geständnis machen."

Ein brunnentiefer Seufzer.

Er lächelt überlegen. „Ich bin ganz Ohr."

„Damals, du weißt doch — da habe ich dich eigentlich belogen —"

Er versucht sein Gesicht in ernste Falten zu legen und sie starr anzusehen. „Du, und eine Lüge? Das ist nicht möglich."

„Und doch," sagt sie kläglich.

„Laß nichts Unausgesprochenes zwischen uns stehen," mahnt er im Tone des Herrn und Gebieters.

Sie kuschelt sich enger an ihn. „Weißt du noch, wie du mich am Frühlingsball das erstemal sahst?" Ein zögerndes Nicken, ein gedehntes „Ja".

Ganz in Rückerinnern versunken, haucht sie: „Die Worte, mit denen du mich damals im Bilde festgehalten hast, hatten mir das erstemal das Bewußtsein meines Wertes gegeben, den ersten Eindruck auf mein unberührtes Herz gemacht. — Und — ach, ich muß meinen ganzen Mut zusammennehmen, um dir das Geständnis zu machen: ich war damals gar nicht auf dem Ball."

Er lacht leise und erlöst: „Ich auch nicht!"

Otto Sedlař.

Zwei Parabeln.

1. Der wahre Beherrscher der Menschen.

Es lebte einst ein Weiser; dem waren vier Jünglinge zur Erziehung anvertraut. Drei davon entsprossen vornehmem, fürstlichem Geblüt, doch in Ungewißheit gehüllt war des vierten Herkunft. Als es nun zum Abschied kam am Schlusse der Lehrzeit, da gedachte der Weise seine Schüler noch einmal eingehend auf Herz und Nieren zu prüfen. So fragte er sie denn: „Wie gedenkt ihr einst über die Menschen zu herrschen?"

Da trat der erste, aus fürstlichem Hause stammend, stolz, eine gebietende Erscheinung, vor mit blitzenden Augen: „Die Menschen vermag nur Furcht zu bezwingen. Feige sind sie! Mein Wille laste in eherner Wucht auf ihnen, nur in furchtgebietender Majestät will ich mich ihnen zeigen und sie also meistern!" — Da schüttelte der Weise voll Zweifel das Haupt.

Der zweite, schön und strahlend vor Sanftmut und Güte, sprach: „Nein! Nicht Furcht bändige die Menschen, sondern Liebe und Güte! Durch ihre Dankbarkeit will ich sie beherrschen, nicht durch Furcht und Gewalt! Jedem will ich Freude bereiten!" — Abermals wiegte der alte Meister in Zweifeln sein Haupt.

Nun erhob sich der dritte Fürstensohn, nicht stark und gewaltig wie der erste, nicht schön und gütig wie der zweite, aber unermeßlich reich an Schätzen. Voll Zuversicht nahm er das Wort: „Was Furcht, was Liebe! Mein das Gold, käuflich alle Menschen! Darum bin ich ihr Herr. Meine Reichtümer werden sie beherrschen!" — Und wiederum schüttelte der Weise sein Haupt.

Nun meldete sich der letzte Jüngling, zweifelhafter Abkunft, häßlich von Angesicht und dürftig gekleidet. Und er stellte sich hin vor den Meister, breitspurig, mit frechem, höhnischem Grinsen: „Bin weder schön noch stark noch reich, bin nicht einmal aus edlem Geblüt, sondern der Schande Kind. Dennoch werde *ich* der Welt Herr sein. Besser als Furcht und Liebe und Gold, vermag *ich* die Herzen der Menschen zu beherrschen, denn ich verstehe ihnen zu *schmeicheln*!"

Da umarmte ihn der Meister und sprach: „Ja, du wirst der wahre Herrscher sein über die Sterblichen, während jene nur scheinbar herrschen. Denn du kennst die Menschen!"

2. Der Ring.

Ibrahim, ein reicher und weiser Mann, saß eines Abends vor dem Hause und rauchte seine Pfeife, als unter Wehklagen sein Nachbar, der arme Assad, gelaufen kam.

„Was ficht dich an, mein Bruder?" fragte Ibrahim freundlich.

„O Herr," jammerte Assad, „ich bin der elendeste aller Menschen! Sieh! Seit vielen Jahren sparte ich und legte Denar auf Denar beiseite, die ich mir mühsam vom Munde abknauserte, nur um endlich einen Diamanten erwerben und besitzen zu können von so herrlichem Feuer, wie jener ist, den du am Finger trägst. Nenn' es, wenn du willst, Torheit, Narrheit, Wahnsinn — aber ich konnte nicht anders. Gestern nun hatte ich nach namenloser Plage die Summe endlich zusammengebracht, die zum Ankauf eines solchen Steines nötig ist . . . Wie ich aber soeben den Schatz aus seinem Verstecke hervorholen und mich damit in den Besitz des so ersehnten Kleinods setzen wollte — — — denk' dir, o Herr, da war mein ganzes Geld verschwunden . . . ein elender, ein ruchloser Dieb hat es mir gestohlen . . . Mein Leben, meine Daseinsfreude, mein alles ist vernichtet!"

„Du tust mir leid, Assad!" sprach Ibrahim ruhig. „Und doch will es mir scheinen, als habe Allah dich für deine Hoffart gestraft. Was willst du mit einem so kostbaren Stein, du, der du doch so oft des Lebens dringendste Notdurft entbehrst?"

„O!" rief Assad jähzornig. „Du hast es ja leicht, Moral zu predigen, du, dem nichts abgeht, du, der alles besitzt, was das Leben herrlich macht! . . . Was ich damit wollte? Auch einmal schmücken wollte ich mich, auch einmal darum angesehen, auch einmal deshalb beneidet werden!"

„Gut!" sagte Ibrahim. „Hier hast du meinen Ring! Trage ihn, und wenn deine Erwartungen sich erfüllen, sei er dein! Du kannst ihn sofort an dich nehmen, an deinen Finger stecken und dich damit auf den Weg machen!" — — Assad wollte erst nicht an eine solche Großmut glauben. Als er aber sah, daß es seinem reichen Nachbarn voller Ernst damit war, ergriff er überglücklich den Ring, pries den edlen Sinn Ibrahims, steckte das Kleinod an den Finger und eilte die Gasse entlang, indem er die Hand in der Luft schwenkte und jeden zur Bewunderung seines Schatzes aufforderte.

Aber siehe da! Statt zu staunen, lachte alles und die Leute riefen: „Schaut doch den eitlen Narren an! Da hat er sich nun gar einen falschen Stein gekauft, nur um etwas Glitzerndes zu seinen Lumpen zu haben! Seht, wie er sich brüstet, der Tor! Vergebens will er auch nur einem Kind glauben machen, daß der Stein echt sei!"

So tönte es von allen Seiten und der Spott wurde schließlich so arg, daß Assad sich nach Hause flüchten mußte und beschämt und bestürzt wieder bei Ibrahim ankam. Dieser lächelte gütig und sagte: „Nun, hast du jetzt den Wert deines Schmuckes erkannt?"

„O Herr," murmelte Assad betrübt, „ich verstehe die Lehre, die mir Allah durch dich gab: Jedem das Seine! Wir sollen alle mit dem zufrieden sein, was uns geworden ist. Ein armer Mann darf nichts tragen, was nicht zu seiner dürftigen Kleidung paßt. Denn wäre es noch so echt, er könnte dem Verdacht nicht entgehen, daß er sich mit falschem Schmucke brüstet."

„Die Lehre ist damit noch nicht zu Ende!" sagte Ibrahim. „Ich wollte dir zeigen, daß der Reiche auch unechte Dinge tragen darf, ohne seinerseits sich einem solchen Verdacht auszusetzen. So sehr beurteilt die Welt alles nach dem äußeren Schein. Behalte den Ring, er ist wirklich falsch."

Eugen Schick.

Aus „Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten" (Leipzig 1902, Verlag Seemann).

Die stille Gasse.

Sie hat im ganzen zwölf Häuser. Alle von einer altmodisch unbeholfenen Bauart mit geschweiften Eisenstäben um die Fenster. Vor dem Tore ausgetretene, vom Regen verwaschene Stufen. Rechts davon der Glockenzug. Fromme Sprüche, die zagende Seele zu erquicken und zu stärken, stehen über dem Eingange oder in Schnörkelbuchstaben ein Monogramm in einem Flammenherzen.

— —

Da war er auch schon, der erste blaue Frühlingstag mit Vogelgezwitscher und liebkosendem Sonnenschein. Die Häuser schienen wie frisch getüncht über Nacht, viel lichter und freundlicher. In den Hintergärtchen gackern flügelschlagend die Hühner und scharren in dem fruchtschwarzen Erdreiche. Die Bäume setzen ihre ersten Blattknospen an, deren frisches Grün sich von den Zweigen leuchtend abhebt.

Im Hause Nummer 2 der stillen Gasse, zu ebener Erd', wohnt der Herr Thomas Ägidius Wodiczka. Er ist ein kleiner, sehr magerer Mann in den Vierzigern, bartlos, mit wohlgepflegten, schon schütteren nußbraunen Künstlerhaaren. Da er Witwer ist, besorgt ihm seine Mutter das wenige, was es in seinem Haushalte zu besorgen gibt. — Sein einziges Glück ist seine sechsjährige Tochter Steffi. Seit ihrer Geburt war es wohl noch keinen Tag gesund gewesen, das arme, bucklige Dingerl. Den ganzen langen, langen Winter hat sie mit einem bösen Gelenksrheumatismus beim Ofen in der Wiege liegen müssen . . .

Heute hat sie die Großmutter zum erstenmal in den warmen Mittagssonnenschein hinausgetragen. Ganz in Tücher eingemummelt, sitzt die Steffi in dem hohen Kindersessel aus Stroh vor der Türe und lächelt. Zuerst traut sie sich gar nicht zu atmen. Erst nach und nach schlürft sie die milde Luft, die so gut ist, wie der Himbeersaft, welchen ihr die Frau Hausfrau einmal gegeben hat. —

Der Herr Wodiczka, der heute zum erstenmal seinen eierspeisgelben Überzieher an hat, kommt aus dem Amte. Er küßt sein Stefferl auf die

Stirne und steckt ihr ein Sträußlein Schneeglöckchen zwischen die mageren Fingerchen. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtet er mit unendlicher Zärtlichkeit lange sein Kind. Dann tritt er in die Wohnung.

Er weiß nicht . . . ihm ist heute so leicht, so wohl . . . Diese ersten Frühlingstage. — — — —

Es ist noch ein halbes Stündchen Zeit bis zum Essen; da kann man noch emsig sein und zwei, drei Bogen Noten kopieren. Und wie die Feder zwischen den fünf blauen Linien auf- und niederspringt, da summt er leise eine Melodie vor sich hin: „Es blüht das fernste, tiefste Tal . . ."

Mit großen Augen sieht unterdessen Steffi einem jungen torkelnden Dackl zu, der auf die Spatzen im Hofe Jagd macht. Wie ist ihr das alles so lustig, wie ist ihr das alles so neu!

Zum Essen wird das Stefferl wieder ins Zimmer getragen. Aber sie mag heute nicht essen, trotzdem ihr die Großmutter so viel Lebzelt auf den Grießkasch gestreut hat. Sie möchte lieber noch draußen sitzen bleiben. Und ihre Augen füllen sich mit Tränen . . .

Einige Minuten später ist Stefferl über ihrem Grießkasch eingeschlafen. Der Herr Wodiczka hat sich heute eine „Kuba fünf" gegönnt, welche er, fleißig kopierend, ausschmaucht; die Großmutter wäscht die Teller und die kleine Steffi träumt vom lustigen Dackel, von den Spatzen und von der guten, guten Sonne . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frühmorgens an einem Sonntage im Juni. Der Herr „Kanzeleyrat a. D." hat dem Kanari frisches Badewasser gegeben und ein Stück Zucker zwischen die Drähte des Vogelhauses gesteckt. Nun geht der Rat — noch unfrisiert, im blauen türkischen Schlafrocke und in Pantoffeln — die Stiegen hinunter, um seinen Garten zu inspizieren. Er schmaucht seine Morgenpfeife: Dreikönig-Rauchtabak mit präpariertem Waldmeister. (Das ist so eines seiner kleinen Geheimnisse, eine seiner Spezialitäten.) — —

Dem kranken Marillenbäumchen, aus dessen Wunden weinrotes Harz blutet, streicht er im Vorübergehen über die Rinde. Ob der sich wird erholen können? — —

Aber dafür die Petersilie! Wie die heuer gedeiht! Unglaublich, wie der Schnittlauch wächst! — — — Auf dem Gehwege findet der Herr Kanzleirat einen schlummernden Sandlaufkäfer, der fürsorglich ins Gras gesetzt wird. — —

In der Luft, die kalt und rein ist, liegt's wie ein Brummen und Surren von vielen hundert Bienen . . . .

Ein Hahn läßt ein schüchternes Krähen hören und dann: Die Morgenglocken! Die Morgenglocken! . . . .

— —

Der Hausherr von Nummer 4 ist gestorben. Es war ein mürrischer Alter, den man nur selten durch die Gasse humpeln sah.

Man hatte Furcht vor ihm und die Kinder liefen schreiend fort, sobald sie seiner ansichtig wurden.

Die sonderbarsten Geschichten waren über ihn im Umlaufe; wie sehr er die Menschen hasse und nur seltene Bücher und jahrhundertalte Bilder liebe; was für Unsummen er für verschlissene Seidenstoffe und Teppiche und verrostete Waffen ausgebe; wie er sich oft wochenlang mit seinen Antiquitäten in einem Gartenpavillon einsperrte . . . . . und manches andere erzählten die Leute.

In jedem Hause wurde für einen Kranz gesammelt. — Sie sind fast alle zum Begräbnis gekommen, die aus der stillen Gasse . . . .

In dem Hausflur von Nr. 4 steht ein braun angestrichener Holzsarg. Ein dicker, schwitzender Priester mit einer Goldbrille leiert die Gebete herunter. Die Köchin des verstorbenen Hausbesitzers schluchzt in ihr Taschentuch.

Sie ist Universalerbin . . . . . .

Die anderen starren einander regungslos an, und ihre Blicke fragen: „Wer wird der nächste sein von uns?" . . . . . .

— —

Annentag. Das siebzigjährige Fräulein mir vis-a-vis hat also heute ihr Namensfest. Sie ist noch eine ganz rüstige Dame mit grausilbrigen Haaren.

Fräulein Annas Augen sind dunkelbraun; wenn sie lächelt, rötet sich ihr Gesicht, und auf ihren Wangen erscheinen zwei Grübchen, in die ich ganz verliebt bin. Als ob Mademoiselle siebzehn und nicht siebzig wäre!

Heute ist Annentag. Zuckerbäckerbuben bringen ihr Torten ins Haus, die Fahrpost Schachteln und Kistchen, Dienstmänner Blumenbuketts. Der Briefträger hat einen ganzen Stoß Briefe für sie. — Ja, wenn man Prima-Ballerina am Hoftheater gewesen ist!

Zwei ehemalige Kolleginnen vom Theater kommen in einer Equipage vorgefahren. Der Livrierte springt vom Bock und öffnet den Wagenschlag, auf welchem eine siebenzackige Krone prangt. Große Gratulationscour bis in die sinkende Nacht hinein — — —

Ein wenig abgespannt, sitzt das Fräulein vor der Lampe. Sie liest die vielen, vielen Glückwunschschreiben. Und manche Freudenträne . . .

Wie eine Theaterdekoration im Mondscheine liegt sie da, die Gasse, und schläft.

Ein alter Herr nur geht unverdrossen in ihr auf und ab. Aber das gute Fräulein weiß nichts mehr von dieser Fensterpromenade . . . . .

Erika Spann-Rheinsch.

Aus „Die Laute", (Stuttgart 1913, Deutsche Verlags-A).

Scheinbare Notwendigkeit.

Der Berg, der sich vor deinen Fuß geschoben,
Er selbst ist's, der dich hoch emporgehoben.
Die Woge, welche deinen Pfad verschlang,
Trägt dich nun selber hin im Überschwang!

Als Prüferin tritt vor des Menschen Bahn
Die scheinbare Notwendigkeit heran
Und tritt die Feigen nieder, die sich bücken,
Und wölbt den Tapfern diamantne Brücken.

Meerquelle.

Auf des Meeres tiefstem Grunde,
Mitten in der bittern Welle,
Sprudelt aus verborgnem Schlunde
Eine reine, süße Quelle.

Bergtief zu des Ozeans Füßen,
Länderweit kam sie geronnen,
Seiner Schwermut Nacht zu grüßen
Von dem heitern Reich der Sonnen.

Mag ins Trübe sich vermischen,
Was die Trösterin verspendet,
Ewig mit den klaren, frischen
Fluten wölbt sie sich vollendet.

Also spürt der Leidgeübte
Tief im dunkeln Herzen innen
Eine reine, nie getrübte
Quelle süßer Hoffnung rinnen.

Aus „Paracelsus und sein Jünger". (Reichenberg 1919, Stiepel).

Urborn.

Wie sei Klarheit, frug Clarus, im Kleinsten stets zu gewinnen?
„Wenn du am Größeren kühn immer das Kleinere mißt."
Doch wie wäre das Große in irdischer Wirrnis erkennbar?
„Wenn du am Höchsten, an Gott, Großes und Kleines erprobst!"
Wie ist Gutes und Böses auf zweifelnder Brücke entscheidbar?
„Wenn du im Herzen dem Gott lauter und kindlich gehorchst!"

Wie ist die goldene Schönheit zu trennen von schillernder Krankheit?
„Wenn du im Herzen den Gott still und verehrend erschaust!"
Wie erlangte ich Weisheit und Einsicht jeglichen Dinges?
„Wenn du im Herzen den Gott, der ihm Gesetz ist, erkennst!
Einer nur ist der Quell des Guten, Schönen und Wahren,
Und das Gewissen, es reicht jegliches Wissen dir dar."

Aus „Trutznachtigall" (1920 bei Joh. Stauda, Augsburg).

Tu dein Bestes!

Bächlein, was eilst und drängst du so sehr,
Du füllst doch nimmerdar das Meer!

Ich eile und ströme, weil ich muß,
Schon spür' ich mich als voller Fluß!

Ich eile und sauge die Quellen ein,
Als tränkte ich einst das Meer allein.

Und fassen sich tausend Bächlein Mut,
Gewiß, so füllt sich des Meeres Flut!

Die Bäuerin.

Tags wie ein Aschenbrödel geht sie grau einher,
Hebt auf ihre Schultern Lasten überschwer,
Gewaltig wäre für Helden die Arbeit, die sie tut,
Niemand hat je gefunden, wie sie müßig ruht.
Sie sorgt für Mann und Kind, für Gäste und Gesind,
Der Hof ist voller Vögel, im Stalle Rind an Rind,
Sie ist ihrer aller Mutter, man braucht sie an jedem Ort,
Keins hat sie je vergessen, ist hier und dort wie der Wind.
Aber zur Nacht, wenn sie feiernd thronet im Traum,
Wirft ihr ein Engel gold- und silberne Kleider vom Baum,
Gibt ihr ein Licht und einen seidenen Schleier weit,
Darin grüßt sie die heilige Dreifaltigkeit.

Nun, Knabe, kommt es auf dich an!

Nun, Knabe, kommt es auf dich an!
Das deutsche Erbe ist vertan,
Geschlagen ist das deutsche Heer,
Verloren ist das deutsche Meer,
Die deutschen Grenzen sind zerfetzt —
Du, Knabe, du bist Deutschland jetzt!

Du, Knabe, blaugeäugt und blond,
In dir blüht Deutschlands Wonnemond.
Es ist wie du so jugendstark,
Treu, rein und lauter bis ins Mark,
Es reift zum Sieg, bist du ein Mann —
Nun, Knabe, kommt es auf dich an!

Aus „Gruß an Brünn“, Lieder und Gedichte (1925 bei Joh. Stauda, Augsburg).

Stadt Brünn.

Alles steigt an der Stadt. Sie wandelt die grünenden Hügel
Leise im Kreise hinan, um den granitenen Fuß
Legt sie den Gürtel der Straßen und schmiegt sich mit Markt und mit Rathaus
Enger am Abhang empor, setzt den ferngrüßenden Dom
Hoch auf die Schulter des Berges und drängt noch mit Häusern und Gärten
Breit und lebendig hinauf, jugendlich strebt sie ins Licht!
Und so wüchse sie fort in den Himmel; doch setzt ihr des Spielbergs
Ernste Festung zuletzt würdig die Krone aufs Haupt.

Auf dem Hadiberg.

Das Kreuzkraut glüht, der Diptam blüht,
Es glänzt der weiße, wilde Lein,
Die Wachtel singt ihr Lebenslied
Und ich bin selig und allein.

Buntfalter legt der Flügel Pracht
Auf goldne Christusaugen hin,
Der Felsenweichsel reife Tracht
Blinkt wie ein Festschmuck aus Rubin.

Wohin mein Fuß, mein Auge schweift,
Glüht mich der pontische Zauber an,
Und auch mein eignes Wesen reift
Zu neuer Blüt' und Frucht heran.

Anton Altrichter.

An der Luv-Leiten.

Es war einmal — und das ist gar noch nicht lange her — da wollte der Michel fort. Wohin, wußte er selbst nicht, aber fort wollte er. Daheim gefiel es ihm nicht mehr, seitdem ein kalter Wind durchs Land pfiff. Er fuhr ihm unter die Joppe und verkühlte den Leib. Er riß ihm den Hut vom Kopfe und zerzauste sein schönes Haar. Er warf ihm den Eimer um, als er zur Quelle ging, wehte Spreu und welke Blätter ins Brünnlein und schüttete eisigen Regen herab, daß das Wasser schwoll, tiefe Furchen in die Felder riß, das Gefels bloßlegte und Steingerölle auf die Saaten schleppte. Er brach Bäume im Walde, knickte sogar drei Obstbäumchen im Garten und trieb beißenden Rauch vom Herdfeuer in die Stube, daß sich die Decke schwärzte und die Tränen rannen. Nein, da blieb der Michel nicht länger, es war nicht auszuhalten. Er schlich aus der rauchigen Stube ins stille Bodenkämmerlein und schnürte sich ein Ränzel zusammen — ganz insgeheim. Dann setzte er sich auf die geblumte Truhe, schlenkerte die Beine voll Wanderlust und träumte von fernen Ländern mit Sonnenschein und Goldbergen. Die Nacht huschelte vorm kleinen Fenster und Michel sann. Die Nacht wurde tief schwarz und Michel spann an seinen Gedanken, daß ihm der Kopf schnurrte. Die Nacht begann sich zu erhellen und Michels Herz schlug unruhig. Da krähte ein Hahn — noch etwas heiser. „Das ist der Rote", murmelte der Michel und rutschte langsam von der Truhe. Ein zweiter Hahnenschrei rief munter herüber. „Das ist der Schwarze mit den schillernden Federn," gähnte der Übernächtige und zog Weste und Joppe zurecht. Ein drittes Kikeriki schmetterte herauf. Da verleugnete Michel sein Herz, tappte nach dem Ränzel und schlich die Stiege herab. Wie eine Stufe unter seinen Stiefeln aufknarzte, gefror ihm das Blut in den Adern. Doch die Tür zur Schlafkammer der Mutter blieb zu und das heiße Herz taute schnell den Angstfrost. Michel huschte zur Haustür hinaus und rannte gebückt über die ansteigende Halde, so schnell ihn die Beine trugen. Erst am Waldrande hielt er an und lehnte sich keuchend an einen Fichtenstamm. Nur wenige Atemzüge lang, bis das Herz nicht mehr in den Halsadern schlug. Dann schritt er langsam im Dämmerlichte des Waldes dahin. Er wollte zur Straße und ging doch immer seitab, immer höher den Wolfs-

bügel hinan, bis er oben auf der kleinen Lichtung stand. Gerade erhob sich die Sonne über die Kämme der Leiten gegenüber. Ihr Goldglanz floß über die Wiesen und Felder, über das Einschichthaus, dessen weiße Wände hell aufleuchteten, und über die Dächer des Dorfes, die aus der Bodenfalte herausgiebelten und deren Taubengrau sich goldig verfärbte. Michel setzte sich auf einen Granitklotz, der in grüner Rasenweiche lag und neben dem blaue Glöckchen den Morgen einläuteten. Seine Augen betasteten das Einschichthaus, aus dessen Tür er sich vor anderthalb Stunden geschlichen hatte. Sie wollten das Herz im Giebel erkennen, jenen Ausschnitt im Bretterschilde, durch den er so oft vom Boden zum Wolfsbügel, zu den dunklen Waldhügeln und in die Welt geschaut hatte. Wie er so saß und sann, stand plötzlich ein kleines Männlein neben ihm, alt und weiß, mit Augen so quellhell, gütig und weise. Es zupfte ihn am Ärmel, wies hinab zum Winkelwaldl, wo die Stämme im Windbruche durcheinander lagen. Leise sprachen seine Lippen: „Sie werden wieder wachsen! Es hat schon mancher Sturm über diese Hügel gebraust. Er legt sich wieder. Ich denk' schon neunmal Wald und neunmal Wiese, aber einen Wäldler hab' ich noch nicht gesehn, der vorm kalten Wind davongelaufen ist.“ Dem Michel stieg das Zornblut zu Kopfe, doch der gutmütige Blick des Zwerges beschwor den Sturm. „Nur ruhig, mein Freund! Nur ruhig Blut! Schau hin!“ Seine Rechte zeigte hinüber nach dem Kreuzhübel mit dem stillen Dorffriedhofe, dessen Kreuzbalken im Busch- und Baumgrün versteckt waren. Nur das Türmlein der Kapelle ragte hinaus und die Sonnenstrahlen machten es golden. „Dort liegt der Michel, dein Ahn — ein Morgenstern hat sein Haupt zerschmettert. Dort liegt der Martin, deines Urgroßvaters Großvater — eine Schwedenkugel hat sein Herz zerrissen. Seinen Bruder, den Steffl, hat ein wilder Dragoner, ein eingelegter Seligmacher, zum Krüppel geschlagen. Dort liegt der Jürg, des Urgroßvaters Bruder — die Robot hat ihn zu Tod geschunden. Ihr Geschlecht aber schaffte unverdrossen am Einschichthof — Jahrhunderte lang. Dein Herz pumpt ihr Blut!“

Das Männlein hielt behutsam still. Michels Kopf sank langsam zur Brust. Die Blumenglocken hörten zu läuten auf und die Vöglein verstummten im Walde. Es war heilige, gottheilige Stille. Ein Vater-Unser lang. Dann schnellte der Michel vom Stein. „Wohin?“ wisperte der graue Kleine. „Nach Hause!“ kam es fest und trutzmutig vom Munde des Jungen. Da erklang unten die Dorfglocke, die Blumen schwenkten Glöcklein und die Vögel jauchzten im Geäst. Der Michel fuhr mit der Rechten über die Augen und wollte dem Graumännchen die Hand drücken. Es war aber verschwunden. Rasch zog er die Joppe fester und schritt zurück zum Vaterhaus. Der Wind zottelte sein Haar und die Sonne vergoldete es. Daheim spuckte er in die Hände und ging an die Arbeit.

Guido Glück.

Aus „Der goldene Boden“, Roman (Teschen 1912, Verl. Prochaska).

Die Handlung spielt vor Beginn des Weltkrieges in einer gemischtsprachigen südmährischen Stadt (Lundenburg) und hat heute schon angesichts der vollständigen völkischen Umgruppierung nach dem Umsturze eine gewisse historische Bedeutung gewonnen. An dem Beispiele des wirtschaftlich niederbrechenden angesehenen Tischlermeisters Schwarz wird klar, wie Hochmut, Bequemlichkeit und mangelnder Sparsinn den einstigen goldenen Boden des deutschen Handwerkes untergraben und den Aufstieg der nüchterneren, volksbewußteren tschechischen Konkurrenz fördern. Vom Hintergrunde des völkischen Ringens heben sich die kleinen und großen menschlichen Schwächen und Eitelkeiten, wie sie in kleinen Städten so üppig blühen, ab und runden sich mit dem Gezänk der verschiedenartigen Parteiungen zu einem naturwahren Bilde.

Der Tapezierer Dohnal hielt heute sein gewohntes Schläfchen, in dem er die reichlich genossenen Speisen des Gabelfrühstücks und des Mittagmahls bedächtig zu verdauen pflegte, länger als sonst. Er lag in bequemen Hausschuhen auf dem alten Lederdiwan, dessen schadhafter Überzug eine Erneuerung schon längst nötig hatte, und hielt seine langen Finger auf dem vollen Bauch gekreuzt. Seine Augen waren geschlossen, obwohl er nicht mehr schlief, sondern sich wohlig einem angenehmen Duseln hingab.

Seine magere Frau, die etwas von der Flinkheit der rascheligen Eidechsen in ihren scharfen Drehungen und Wendungen hatte, vervollständigte vor dem in der Ecke stehenden Spiegel ihre Toilette, denn sie hatte einen Besuch vor. Besondere Schwierigkeiten bereitete ihr die Frisur und mit großer Geduld und nimmermüder Hand hielt sie einen kleinen Spiegel in allen möglichen Stellungen vor, hinter und neben ihrem Haupte, indes die Rechte mit einem kleinen Kamm die widerspenstigen Haare zur Ordnung zu zwingen trachtete. Endlich war sie fertig und nun galt es nur noch, den großen Hut irgendwie vorteilhaft aufzusetzen.

„Du, Johann, es ist drei Uhr vorbei und du hast wollen um zwei aufstehn.“

„Ich weiß, Ritscherl, ich weiß, aber ich hab’ so große Üblichkeiten vom Magen. Ich hab’ doch gar nicht viel gegessen zu Mittag, aber war das Schweinerne zu fett, ich weiß nicht, es ist mir gar nicht gut.“

„Das Schweinerne war gar nicht fett,“ wehrte sie ab und legte ihren bösen Mund noch mehr in strenge Falten, die ohnehin ihr schmales

Gesicht über und über bedeckten. „Du wirst halt vormittag wieder 'was gegessen haben."

„Aber gar nichts, Ritscherl, nur eine Kleinigkeit, es ist gar nicht der Rede wert, ein kleines Saftgulyas, aber das hat mir noch so geschmeckt. Von dem kann's doch nicht sein."

„Du kannst ja überhaupt ganz im Wirtshaus essen, wenn's dir dort besser paßt. Ich hab' gar nichts dagegen. Ich koch' genau so wie meine selige Mutter und eine solche Köchin kannst du dir heutzutag' suchen, mein Lieber. Gott, wenn ich bedenk', was die nur für Mehlspeisen getroffen hat, die Arme . . ."

„Aber ich sag' ja nichts, Ritscherl. Du kannst ja nichts dafür. Du weißt, ich hab' halt mit dem Magen zu tun, immer diese Üblichkeiten. Wohin gehst denn, Ritscherl?"

„Ich muß einmal zu der Schwarz schauen. Du weißt, ich geh' nicht gern hin, schon wegen den hochmütigen Dingern, den Mädeln. Aber ich bin ihr den Besuch schon lang schuldig und dann is es auch wegen der Berti, weißt, wegen dem Winzerfest. Da muß man sich doch besprechen. Nicht, daß ich von ihnen einen Rat haben wollt', Gott bewahre, aber ich will doch nicht, daß die Schwarzischen am End' unsere Berti ausstechen. So nobel wie die können wir's Gott sei Dank! auch noch geben."

„Also, geh nur hin, Ritscherl. Ich werd' auch gleich aufstehn. Ich wär' so gern selbst zum Apotheker gegangen, weißt, wegen der neuen Einrichtung, aber ich hab' inzwischen den Heinrich hingeschickt. Ich steh' gleich auf und werd' halt hingehn. Du kannst mir wieder die Zeitung hergeben, Ritscherl, sei so gut. Ich bin heut noch gar nicht dazu gekommen, eine Zeitung in die Hand zu nehmen. So, dank' schön. Es wird mir langsam zu viel, gar wenn ich diese Üblichkeiten hab' vom Magen. Grüß' dich Gott, Ritscherl, ich steh' gleich auf."

Die Frau Dohnal war trotz seiner mehrfachen Versicherung, daß er bald aufstehen werde, davon gar nicht so fest überzeugt; sie warf einen letzten, prüfenden Blick auf die Vorder- und Rückansicht ihrer Erscheinung in den großen Spiegel und raschelte dann mit eckigen, schnellen Wendungen zur Tür hinaus, worauf sich Dohnal vollständiger Ruhe hingab, denn von seiten seiner lieben Tochter brauchte er keine Störung zu befürchten, da sie zu einer Freundin gegangen war, und seine liebe Ritschi fand vor Abend erfahrungsgemäß von ihren täglichen Nachmittagsbesuchen nicht heim.

Die Frau Tapezierer zog es vor, statt des kürzeren Weges durch Nebenstraßen den durch die Stadt einzuschlagen. Sie verlangsamte ihren rasch trippelnden Gang, als sie den Stadtplatz betrat, grüßte einzelne Frauen, dankte süßlich lächelnd einigen Herren und tauschte mit guten Bekannten längere Begrüßungen aus, betrachtete mit einem giftigen Blick die dicke Frau des Textilfabriksdirektors, die heute wieder

einen unmöglichen Hut trug und mit viel Grazie der schweren Landequipage entstieg, um einige Besorgungen bei dem Delikatessenhändler zu erledigen. Frau Dohnal verneigte sich tiefer als vor ihren vertrauten Bekannten und stellte wieder bei der breiten Grimasse des herablassenden Dankes, die bei der behäbigen Frau Direktor mit einem Schließen der Augen stets verbunden war, mit Genugtuung fest, daß sie immer dicker und unförmlicher werde, ihr das runde Gesicht, in dem die kleinen, schwarzen Augen wie versunkene Rosinen in einem flachen Kuchen saßen, demnächst ganz aus dem Leim gehen werde und sie in den letzten Tagen ganz unglaublich gealtert sei, was ihre vorgetäuschte Jugendlichkeit als ungeheure Lüge entpuppe. So viel sah, verglich und bemängelte Frau Dohnal in dem kurzen Augenblick freundschaftlichen Grußes.

Dann besah sie sich die Neuigkeiten in den verschiedenen Geschäften und blieb längere Zeit vor dem eleganten Modistengeschäft des Fräuleins Wally stehen. Sie fand alle Hüte unglaublich auffallend, wie es eben dem koketten Geschmack dieser koketten Person entsprach, und beschloß sofort die Lilatoque mit dem großen weißen Reiher zu kaufen.

Das Fräulein Wally trat wie absichtslos aus dem dunkeln Laden und mit einem einzigen stechenden Blick übersah die sittenstrenge Frau Tapezierer die ganze Unanständigkeit dieses Mädchens, die schon alle weitesten Grenzen überschritt: die große griechische Frisur, die unmöglich echt sein konnte, mit den dirnenhaften, pikanten Ponylocken, deren reiche, dichte Fransen knapp oberhalb der starken Augenbrauen sorgsam gerade geschnitten und genau zugestrichen waren, das enganliegende Kleid, das so entsetzlich kurz war, daß man die dünnen, schwarzen Strümpfe mit den blaugestickten Zwickeln und die Halblackschuhe mit den koketten Silberschnallen sah.

Es war einfach ein Skandal.

„Küss' die Hand, gnädige Frau!“

„Immer reizend, Fräulein Wally, immer schick! Ich sag's jedesmal, da sieht man, daß Sie Geschmack haben. Sie haben halt wunderbares Haar, und die neue Frisur, einfach entzückend . . . Schöne Sachen haben Sie wieder da. So eine Toque ist halt riesig fesch. Besonders die lila da. Wenn sie nicht zu teuer wär', die möcht' ich gleich haben.“

„Aber, gnädige Frau, die ist gar nicht teuer. Die können Sie billig haben. Die Frau Hausner, wissen Sie, die doch sonst alles nur in Wien kauft, hat sich genau die gleiche bei mir bestellt. Aber Ihnen möchte ich sie billiger rechnen, gnädige Frau. Ihnen mach' ich einen Ausnahmspreis, schon wegen einem andern Mal.“

„Wissen S', Fräulein Wally, das versteh' ich nicht, das ist nur so eine Protzerei, aus Wien muß sie alles haben, die alte Schachtel. Ich halt' doch auch etwas auf mich und hab' Gott sei Dank! einen guten Geschmack, das kann ich ruhig behaupten, aber seitdem wir Sie hier

haben, da braucht man wirklich nicht gleich nach Wien zu gehn. Was möchten Sie mir denn rechnen, Fräulein Wally, für die Lilatoque mit dem weißen Reiher?“

„Für Sie, gnädige Frau, aber Sie dürfen es nicht weiter sagen, weil ich der Hausner achtzig Kronen gesagt hab', Ihnen, gnädige Frau, lass' ich sie für, sagen wir, sechzig Kronen. Das ist aber schon das Alleräußerste.“

„Sapperment, ist das viel! Hören S' auf, sechzig Kronen! Das ist doch riesig teuer. Sagen wir, fünfzig!“

„Fünfundfünfzig, gnädige Frau, weil Sie es sind, Frau von Dohnal, aber ich bitt' Sie, erzählen Sie 's nur nicht weiter. Da verdien' ich wirklich nichts dabei. Darf ich sie Ihnen nach Haus' schicken?“

„Nein, nein, Fräulein Wally, ich komm' morgen selber her, da kann ich's dann gleich probieren. Also, fünfundfünfzig. Wirklich nicht weniger?“

„Das ist schon das Alleräußerste, gnädige Frau. Küss' die Hand!“

Fräulein Wally blickte der eilig Forttrippelnden mit Siegermiene nach, hatte sie doch der dummen Gans ein gutes Geschäft zu verdanken. Mit verschränkten Armen blieb sie auf den Steinstufen, die zu ihrem Laden führten, stehen und streckte ihren schönen Fuß aus, in dessen Lackschuhspitze sich die volle Nachmittagssonne wohlig spiegelte. Im Seitenspiegel ihres Auslagskastens beobachtete sie ihre vorteilhafte Körperhaltung und betrachtete wohlgefällig ihre reichen Ponyfransen und ihre zartbestrumpften, feinen Knöchel und ihren federnden Wadenansatz, die sie den suchenden Blicken vorübergehender Männer neidlos preisgab.

Inzwischen eilte Frau Dohnal doppelt rasch weiter, denn es schlug bereits vier Uhr, und so direkt zum Kaffee wollte sie doch nicht kommen, obwohl es ihr anderseits Vergnügen bereiten würde, die Schwarzischen unvorbereitet zu überraschen. Aber ihr Kaffee war doch viel zu gut, als daß man riskieren sollte, keinen mehr zu bekommen.

Als sie vor dem Speisezimmer stand, hörte sie mehrere Stimmen und lautes Lachen. Ohne abzulegen, trat sie nach ziemlich leisem Klopfen und, ohne ein einladendes „Herein“ erst abzuwarten, ein und fand die beiden ältesten Mädchen mit dem jungen Haller, was ihr äußerst unpassend vorkam. Diese Empfindung äußerte sich aber nicht in ihrem liebenswürdig verzogenen Gesicht und der übertriebenen Freundlichkeit, mit der sie alle begrüßte.

„Nur einen Augenblick, liebes Fräulein Anna, ist die Mama zu Hause? Ich will durchaus nicht aufhalten oder stören . . .“

Anna ging die Mutter holen, die von der Überraschung durch diesen Besuch nicht entzückt war, aber bald darauf mit weit auseinandergehendem Antlitz die „liebe Freundin“ begrüßte.

„Endlich, liebe Frau von Dohnal, daß Sie sich einmal wieder sehen lassen. Ich hab' mir schon gedacht, ob Sie nicht am Ende krank sind, aber so legen Sie doch ab, das wär' noch schöner, jetzt müssen Sie schon dableiben. Sie wissen, wir haben nur ein Lackerl Kaffee zur Jausen, aber deswegen dürfen Sie uns doch nicht weggehn."

„Aber, liebe Frau von Schwarz, das möcht' ja g'rad' so ausseh'n, als ob ich zur Jause gekommen wär'. Das geht doch nicht."

„Ich weiß, Sie sind einen besseren Kaffee gewohnt, als wir haben, aber deswegen müssen Sie doch mittrinken."

„Spotten Sie nur, liebe Frau von Schwarz. Also, wenn Sie erlauben . . ."

Und sie legte umständlich ab und es gelang ihr auch die Aufmerksamkeit der Schwarz auf ihren neuen Herbstmantel zu lenken.

„Da schau, Mizzi, was die Frau von Dohnal für einen schönen Herbstmantel hat!"

„Aber, ich bitt' Sie, Frau von Schwarz, ein ganz einfacher Fetzen. Etwas muß man schließlich anzieh'n und das Eitelsein, das hab' ich schon ganz aufgegeben."

„Reden S' nicht, Frau von Dohnal, so eine fesche Frau, wie Sie sind! Nein, der ist aber wirklich schön und so geschmackvoll! Woher haben S' ihn denn?"

„Den hab' ich beim Goldschmidt gekauft. Ich bitt' Sie, mein Mann wollte, daß ich mir einen extra nähen lass', in Wien, aber es ist doch viel einfacher, wenn man so etwas fertig kauft. Mir paßt bald etwas."

„Ja, bei Ihrer Gestalt und Ihrer Schlankheit, Frau von Dohnal, das glaub' ich. Also, bitt' schön! Anna, hol' die Marga und die Irene und den Franzl. Ich bitt' Sie, bei uns ist das immer gleich ein ganzes Regiment. So, Herr Haller, ich bitt' schön, nehmen S' hier Platz."

„Neben dem Fräulein Mizzerl," sagte lachend die Dohnal. „Die Jugend zur Jugend. Gelten S'?"

Inzwischen wurde rasch gedeckt und bei dem Auftragen des Gebäcks und des frischgebackenen, vanilleduftenden Gugelhupfs, der also auch ohne sie verzehrt worden wäre, nahm die Dohnal abermals die Verschwendung der Schwarzischen zur Kenntnis.

Als die Jause vorüber war, entfernten sich die Tante, Irene und der kleine Franzl und das Gespräch wandte sich dem eigentlichen Grund der Anwesenheit der Frau Tapezierer zu.

„Ja, liebe Frau von Schwarz, wissen Sie, ich bin eigentlich gekommen, um mit Ihnen und den Fräulein wegen dem Winzerfest zu reden. Der Herr Haller wird Ihnen doch schon gesagt haben?"

„Wegen dem Winzerfest? Aber natürlich. Also, Ihr Fräulein Berti . . ."

„Ja, liebe Frau von Schwarz. Die Sache ist nämlich die. Wenn Ihre Fräulein Töchter nicht mithalten, wissen S', dann lass' ich meine Berti natürlich auch nicht. Es passen mir nicht alle. Manche Mädeln heut=

zutag' haben gar zu freie Ansichten und so sonderbare Manieren. Die Fräulein gehen doch?"

„Ja, die Anna und die Mizzi schon."

„Und das Fräulein Marga? Sie wollen nicht mittun?"

„Nein. Rote Wollstrümpfe zieh' ich wenigstens nicht an," erklärte mit gerümpfter Nase die Rezniczekverehrerin.

Die Dohnal lachte gezwungen und krampfhaft.

„Es müssen ja nicht Wollstrümpfe sein, Fräulein Marga! Sie werden schon kommen."

„Im Kostüm gewiß nicht. Möglich, daß mich die tödliche Langweile in dem Nest hinzugehen verleitet. Aber nur als entzückte Zuschauerin. Es wird sogar ein Kuhreigen getanzt."

„Aber, Marga," ermahnte die hilflose Mutter mit entschuldigendem Lächeln.

„Also, ein Winzerinnenreigen."

„Da soll meine Berti auch mitwirken," sagte pikiert und unterstrichen die Dohnal, wobei sie süßlich lächeln wollte, „aber wie gesagt, sie hat genug, wenn sie in einem Zelt verkaufen wird. Und was nehmen denn die Fräulein für ein Kostüm?"

„Ein Dirndlkostüm," rief Marie, die sich auf den Abend sehr freute, „aber keine Wollstrümpfe, wie die Marga sagt."

„Wissen Sie, Frau von Schwarz, es wär' mir am liebsten, wenn meine Berti mit den beiden Fräulein in einem Zelt sein könnte. Man weiß doch nie . . . Der Herr Haller ist doch auch dabei?"

„Na und ob! Selbstverständlich, es wird eine Riesenhetz' sein. Wir werden selbstredend das schönste Zelt haben," fügte er vielversprechend hinzu.

„Wegen den Damen natürlich, müssen S' wenigstens hinzusetzen, wenn S' ein bisserl galant sein wollen. Aber die heutige Jugend . . ." Und die Frau Tapezierer sah ihn mit ihrem süßsauren Lächeln an, was Marga veranlaßte, mit kurzem Gruße zu verschwinden.

„Ein hochmütiges, ekelhaftes Ding," dachte sich die Dohnal und wandte sich liebenswürdig an die Schwarz:

„Sie haben ein wahres Glück, liebe Frau von Schwarz, so häuslich erzogene und so schöne Mädchen, und das Fräulein Marga soll ja so wunderbar singen und Violin' spielen. Wird man denn nicht das Vergnügen haben, sie zu hören?"

„Mir scheint für den Winter, Frau von Dohnal, planen sie etwas. Wissen S' vom Theaterverein," sagte die stolzbetörte Mutter.

„Aber, das ist ja interessant. Und da beklagt sich noch das Fräulein Marga über Langeweile. Aber, was ich sagen wollt', liebe Frau von Schwarz, wissen S', es handelt sich also um die Kostüme. Wenn schon die Fräulein mit meiner Berti in einem Zelt sein werden . . ."

„Im schönsten, Frau von Dohnal," wiederholte witzig der junge Haller.

„Aber natürlich, liebe Frau von Dohnal, das sollen sich die Mädchen nur untereinander besprechen."

„Ja, das mein' ich auch. Sie werden wahrscheinlich alles aus Wien kommen lassen? Wissen Sie, liebe Frau von Schwarz, so nobel können wir es nicht geben wie Sie. Aber man möcht' halt auch nicht gern zurückstehn."

„Aber ich bitt' Sie, Frau von Dohnal, davon ist doch gar keine Rede. Meine Mädeln sind ja, Gott sei Dank, auch für das Einfache."

„Bis auf das Fräulein Marga," rief der junge Haller, der sich nicht besonderer Gunst von seiten der Spröden erfreute.

„Sie ist halt ein bißchen eigen in gewisser Beziehung," sagte verlegen und entschuldigend die Schwarz, „aber sonst ist sie ja ein liebes, gutes Mädel."

„Aber gewiß. Mein Gott, jeder ist halt anders und das ist ja schließlich ihr gutes Recht, so ein schönes und begabtes Mädchen. Übrigens, was die Eitelkeit betrifft, Herr von Haller, da haben die jetzigen Männer unseren Mädeln gar nichts vorzuwerfen."

„Meine verehrten Damen," sagte der Betroffene zu Anna und Marie, „jetzt geht es gegen uns los. Wenn es Ihnen angenehm ist, machen wir vielleicht einen kleinen Spaziergang, damit wir nicht stören."

Und breit lächelnd küßte er den beiden Frauen die Hände.

„Sie zieh'n sich gut aus der Affäre, aber recht haben Sie, solang' man jung ist. Also, adje, Fräulein Anna, adje, Fräulein Mizzi. Ich schick' also meine Berti morgen her zu einer näheren Besprechung. Und bessern Sie sich, Herr von Haller!"

„Schwer möglich, meine Gnädigste!" und er machte seine korrekteste Verbeugung.

‚Wohlwollend' blickte die Dohnal ihnen nach und musterte die Mädchen dabei vom Kopf bis zum Fuß.

„Das sind doch liebe, hübsche Mädeln, ihre Töchter, Frau von Schwarz! Na, und der junge Haller, mir scheint, da wird sich 'was machen? Nicht?"

„Aber, was Sie nicht sagen, Frau von Dohnal! Wer denkt denn da daran," antwortete die Schwarz und dachte sich, warum er eigentlich noch immer nicht um die Mizzi angehalten habe.

Erst jetzt, da sie so schön untereinander waren, kam es zu dem richtigen Geplauder und die Frau Tapezierer wußte gar viel zu erzählen und fand an der Frau Tischlermeister eine gar aufmerksame und teilnehmende Zuhörerin. Ob sie nun dieses oder jenes erzählte, mit allem weckte sie gleich großes Interesse und nie ergab sich eine störende Verschiedenheit in ihren Ansichten und Überzeugungen.

Dabei saßen sie sich doch lauernd gegenüber und die musternden Blicke, die sie beide vom Kopf bis zum Fuß entkleideten, hatten trotz des ständigen Lächelns einen fast feindseligen Glanz.

Die Frau Tapezierer, die einem feineren Ohr durch ihr langgezogenes „Jaa" ihre wahre, stets gegenteilige Meinung verraten hätte, ließ sich sogar von der gutmütigeren Frau Schwarz zu einem mit gespitzten Lippen kokett genippten Gläschen süßen Likörs verleiten und wußte bei ihren bis ins Detail ausgeschmückten Erzählungen kein Ende zu finden. Als sie aber dann im Dunkel der frühen herbstlichen Abendschatten saßen, erhob sie sich endlich mit den Worten:

„Aber wir plauschen da, liebe Frau von Schwarz, und plauschen, es sitzt sich halt bei Ihnen so gemütlich, und dabei wird es spät."

„Aber bleiben S' doch nur, Frau von Dohnal, man sieht sich ja eh' genug selten."

„Jetzt müssen Sie wieder einmal zu uns kommen, Frau von Schwarz, auf einen kleinen Plausch; lassen S' sich nicht immer gar so bitten. Einen so guten Kaffee, wie Sie ihn gewohnt sind, kriegen S' freilich nicht bei uns . . ."

„Ich werd' schon kommen, Frau von Dohnal. Wenn S' jetzt wirklich schon gehn müssen, es tut mir leid."

„Nein, nein, wirklich, ich muß schon gehn. Alsdann, ich dank' Ihnen schön, Frau von Schwarz . . ."

„Aber ich bitt' Sie, wofür denn!"

„Und kommen S' also recht bald, ja? Ich freu' mich."

Sie erhob sich rasch, blieb aber noch im Vorzimmer eine Viertelstunde, eine zweite auf dem Gang und verabschiedete sich längere Zeit beim Haustor, so daß es schon dreiviertel sieben schlug, als sie endlich die Straße betrat.

Sie musterte die Spaziergänger und warf wieder freundlich grüßende Blicke hinüber und herüber und schloß sich noch einer bekannten, in ihrer Nähe wohnenden Frau an, mit der sie die neuesten Beobachtungen über die Familie Schwarz gegen die der von der anderen heimgesuchten Familie Wibiral eifrig austauschte.

In einer Nebengasse bemerkte sie mit ihrem bösen, durchdringenden Blicke trotz der herrschenden Dunkelheit und der spärlichen Straßenbeleuchtung die Marga Schwarz mit dem Sohn des reichen Fabrikanten Stahl und blieb lauernd mit ihrer Freundin stehen.

„Da haben S' gleich die Erziehung. Die Alte sitzt zu Haus' und kümmert sich um nichts wie um Tratschereien, statt auf ihre feinen Mädeln aufzupassen. Die eine geht mit dem jungen Haller und die Marga, das hochnasige Ding, gibt's noch nobler. Die muß es natürlich mit dem jungen Stahl halten, der gerade so ein Luftikus ist wie der junge Haller. Ich sag's ja immer, das ist eine Erziehung!"

Karl Kreisler.

Die wegfertigen Brüder.

Zu Lübeck das Volk geriet in Not.
Es zog durch die Lande der schwarze Tod.
Im Kloster der Koch um Mitternacht,
Gerüttelt von Geistern, war erwacht.

„Koch, geh in die Küche, es ist an der Zeit.
Wegfertigen Brüdern ein Essen bereit'!
Sie warten nicht lang, sie gürten sich bald,
Bis wieder der Klang der Glocke erschallt."

Der Koch erschrak im Herzen tief:
Wie kam's, da alles im Kloster schlief
Und nichts vom Prior verkündet war,
Wegfertig harrte der Brüder Schar?

„Wer geht, wie viele werden es sein? —"
„Sind dreißig an Zahl aus der Brüdergemein'.
Zur Wanderung sind sie gesamt gesellt,
Verlassen noch heut die sündige Welt."

Er schlich in die Küche, er regte den Arm.
Wie mochte dies sein? — Daß Gott erbarm'!
Es schenkten Geisterhände den Wein
Und trugen die Speisen den Brüdern hinein.

Und als er trat aus der Küchentür,
Da drang es dumpf aus dem Gange herfür.
Zum Refektorium riß es im Lauf
Ihn fort — er tat — die Türe auf:

Da brannten die Lichter hell im Saal.
Es saßen neunundzwanzig beim Mahl,
Bekleidet die Glieder mit Linnen licht,
Verhüllt das starre Angesicht.

So saßen sie. Es grauste dem Mann,
Er wankte und stieß mit dem Fuße an . . .
Ein weißes Hemd auf der Erde lag.
„Wes ist das Hemde, du Nächster, sag!"

„Es ist das deine!" — Und zitternd strich
Er's über die Schultern, zum Tische schlich
Und setzte sich, das Antlitz er barg. —
Am Morgen lagen dreißig im Sarg.

Der Traum.

Das ist merkwürdig," sagte der Nervenarzt, bärtig, genial zerrauft. „Das kann doch kaum möglich sein, eine solche Übereinstimmung . . . Ja, die Sache ist ganz klar," setzte er fort, irgendeine beirrende Erinnerung abstreifend, „passen Sie auf: Sie haben also geträumt, daß Sie in einem dichten Wald inmitten einer exotischen Landschaft waren, voll bunter Vögel und brausend von den Schreien wilder Tiere . . . daß Sie vor einer Boa die Flucht ergriffen, die Sie ganz aus der Nähe fürchterlich erschreckte. Dann kamen Sie — war es nicht so? — plötzlich zu einem kleinen, spiegelklaren Teich, stürzten sich hinein, schwammen ans jenseitige Ufer und sanken ermattet in das Gras. Auf einmal, die Augen öffnend, erblickten Sie den Kopf der Schlange mit drohend aufgerissenem Rachen dicht über sich, ein goldener Ring entfiel ihm, der Sie fesselte, dann spürten Sie die schreckliche Berührung des Untiers und — erwachten . . . Ich habe Ihren Traum, wie ich meine, im wesentlichen genau rekapituliert, nicht?"

„Stimmt ganz genau," antwortete lächelnd der Patient, ein noch junger, eleganter Herr mit etwas verlebten Zügen. „So war es . . . ich erschaudere noch jetzt, wenn ich daran zurückdenke . . . Und nun sagen Sie mir, bitte, ich bin schon sehr begierig, was bedeutet der Traum, wie würde ihn die moderne Wissenschaft auslegen, diese Theorien, die meinen, daß im Traumzustand die geheimsten Kräfte des Tierlebens zur Entfaltung kommen. Lassen Sie mich mein Schicksal wissen, denn ich fühle, daß sich aus dieser Vision etwas ankündigt, dem ich nicht entrinnen kann. Also!"

„Es ist kein Zweifel möglich," sprach bedächtig der Doktor und zog an seinem Bart, während sein halb bedauernder Blick auf den anderen glitt. „Da ich Sie nur flüchtig kenne, vermag ich ganz objektiv zu urteilen. Der Urwald ist der Ausdruck Ihrer Sehnsucht nach starken, spannungsreichen Erlebnissen Ihrer Sinne, die Vogelrufe sind sexuelle Lockungen, die Tierschreie bedeuten die Qualen Ihrer Seele, die Sie fühlen, indem Sie sich einem bestimmten Begehren hingeben. Die Schlange aber, beachten Sie das wohl, ist natürlich das Weib, wahrscheinlich ein konkretes Weib . . . Sagen Sie, haben Sie nicht irgendwie bekannte Züge an diesem Schlangenkopf wahrgenommen?"

„Das könnte schon sein," sagte der junge Herr und ein unbestimmbares Lächeln trat in seine Mundwinkel, „aber — Sie begreifen, ich darf Ihnen nicht . . ."

„Gut," fuhr der Traumdeuter fort, „es ist also ein bestimmtes Weib, das sie lieben, dem Sie entrinnen wollen, weil Sie eine Gefahr für das ganze Leben wittern, und das gleichwohl nicht von Ihrer Fährte weicht, — dem Sie erliegen, so eilig Sie auch als Schwimmer auf dem

klaren Spiegel der Seele Rettung suchen. Die Schlange wirft Ihnen den Ring zu: das heißt, Sie wissen, daß die Frau Sie dauernd an sich kettet ... Nehmen Sie sich in Acht vor ihr! — Die Sache ist ja so klar."

Der von schrecklichem Los Bedrohte zeigte keineswegs Angst oder ähnliche Regung. Er sagte fast befriedigt: „Wenn ich also einer Sehnsucht oder sonst einem starken Liebestrieb in mir freien Lauf lasse, so ist, nicht wahr, der Verlauf ziemlich unvermeidlich und ergibt sich zwingend aus meiner seelischen Anlage, deren Schwäche oder Hemmungslosigkeit in meinem Traum zur Klarheit kommt?"

„Sicherlich," erwiderte der Arzt, „es ist so. Ihr Trieb, der diesen Traum geboren hat, weist Ihnen diesen Weg und keinen anderen."

Es klopfte an die Tür, eine weibliche Stimme ließ sich vernehmen: „Du, störe ich sehr? Es ist jemand am Telephon, der Dich persönlich sprechen will."

„Ja, ich komme, mein Kind," gab der Arzt zurück, „komm herein, leiste inzwischen einem Herrn Gesellschaft, den Du kennst."

Er verließ das Zimmer. Eine pikante Dame mit lebendigen, schwarzen Augen, in denen vielleicht auch einige Schärfe lag, trat ein und reichte dem jungen Mann die Hand, die er küßte.

„Nun," sagte sie und machte ängstliche Augen, „was hält er von Deinem Traum?"

„Er deutet ganz richtig, was freilich schon längst geschah," lachte der Kranke. „Er hat keine Ahnung, Deine Furcht war unbegründet. Und wenn etwas Argwohn in ihm war, so mußte dieser Traum, den wir für ihn ersannen, ihn beruhigen. Diese Traumpsychologie hat doch ihren Wert ... Und jetzt, schnell, wann kommst Du ..."

Da öffnete sich die Tür, der Doktor trat ein. Sein Gesicht schien plötzlich tief erblaßt, seine Stimme zitterte halb im Schmerz, halb im Zorn, als er zu seiner Frau begann: „Es hat mir eben ein Freund telephoniert, ob ich wisse ... alle wüßten es ... er hat Dich gestern aus der Wohnung dieses Herrn kommen sehen ... es ist nicht möglich!" schrie er auf, als die beiden stumm blieben, „und doch, eine Unruhe in mir warnte mich. — Und Ihr Traum, natürlich, alles Erfindung, Schwindel, um mich einzufangen ... von beiden erdacht ... Dirne!", schrie er, stürzte gegen seine Frau und erhob die Hand zum Schlag. Sie wich zurück, sie schien wie ihr Geliebter alle Fassung verloren zu haben. Endlich sagte der Arzt, sich bezwingend: „Ich werde sofort die Scheidung beantragen. Wenn Sie wenigstens gegen diese ein Ehrenmann sind, so wissen Sie, was Sie ihr schuldig sind."

Der andere nickte resigniert, nach vergeblichem Versuch, mit Worten gegen ein Schicksal anzukämpfen. „Und nun erwachen Sie aus Ihrem Traum," fügte der Arzt heftig hinzu, „es wird ein bitteres Erwachen sein. Tragen Sie die Kette, fühlen Sie die Angst und den nahen Rachen!

Ich habe es auch, ich habe es lange gefühlt. Denn nun hören Sie noch das letzte: Was Sie mir zur Täuschung und zum Spott erdichteten, dieser Traum, ich habe ihn wirklich geträumt, einst, in der Nacht, bevor ich mich dieser Frau erklärte. Ich erzählte ihr nie etwas davon. Aber es wurde Wirklichkeit, was ich geträumt hatte . . . wie es jetzt für Sie Wirklichkeit werden wird, Ausgeburt Ihres Gehirns und Ihrer Nerven, nur scheinbar künstlich, in der Tat bestimmend für Sie, wenn es auch einem schlimmen Zwecke dienen sollte. Sie ahnten eben Ihr Schicksal voraus wie ich damals . . . Unser Instinkt war der gleiche . . ."

Er verließ, schwer erschüttert, wie es schien, und doch zugleich wie von einer Last befreit, die beiden. Sie standen regungslos. Endlich sagte der Mann, gleichsam etwas Schweres von sich schiebend: „Ach was, es ist eingetreten, was wir im Grunde längst erwarteten und auch wollten, obgleich uns der Skandal nicht recht war: Du gehörst mir allein. So gefährlich wird das nicht sein, mit Dir in einer Ehe zu leben."

„Wer weiß?" sagte sie nachdenklich, „ihn habe ich genug gequält. Er war mir zu gelehrt, zu langweilig . . . Aber Du bist ja anders!"

„Wir wollen es abwarten," gab er zögernd zurück und reichte ihr die Hand, „gehen wir dem Schicksal entgegen!"

Fränze Schretzmayer.

Mutter sein.

Mutter sein, heißt schmerzlich ringen,
Still die schwerste Bürde tragen.
Mutter sein, das „Muß“ vollbringen
Und niemals klagen.

Mutter sein, heißt Liebstes geben,
Schicksals Tücken überragen;
Mutter sein, für andere leben
Und stets entsagen.

Die Insel der Seligen.

Aus dem Meere des Lebens erhebt sich in strahlender, überirdischer Schönheit eine Insel. Die Klippen derselben fallen in schroffer Steilheit ab und werden von der bitteren Salzflut des Daseins umspült. Die Insel aber ist ein unsagbar schöner Traum der Unwirklichkeit, wie ihn nur wenige Lebewesen zu träumen vermögen — — — — — — —

Und auf der Insel der Seligen, wo die Sonne nie untergeht, sondern in ihrem milden, schimmernden Glanze immer verharrt, wandeln die Seelen der Liebenden, die sich nicht finden konnten auf den Brandungswogen des Lebensmeeres — — — — — — — — in stummem Glück, ohne vom Fluche der körperlichen Erfüllung verfolgt zu werden. Die Ewigkeit ist für sie ein Tag und der Tag eine Ewigkeit — — —

Sie halten sich bei den Händen, sehen sich in die wunschlos gewordenen Augen und wandeln selig dahin, auf Rosen der Erfüllung, die ohne Dornen sind — — — —

Und die Insel der Seligen ragt stumm, bestrahlt von einer nie untergehenden Sonne, in sehnsüchtige Träume hinein — — —

Rings um sie donnern die gischtigen Wellenberge des Lebensmeeres und eröffnen gähnende Abgründe der Not, Schuld und Sühne.

Gelbe Rosen.

Gelbe Rosen blühen im Garten, die Falter kosen und tanzen voll Lust, die Lüfte sind weich, die Wolken ziehen, die Vögel singen und zu allem lacht die Sonne . . . . Die gelben Rosen aber blühen und warten.

Worauf? . . . .

Daß eine Königin komme in goldenem Wagen, den schneeweiße Renntiere ziehen. Daß sie vor den gelben Rosen anhalte, dem Wagen entsteige, die Rosen breche, um ihr nachtdunkles Haar und die lilienweiße Brust mit ihnen zu schmücken. Dann sollte die Königin, also geschmückt mit den gelben Rosen, zu einem herrlichen Palaste fahren, dort den diamantenen, strahlenden Thron besteigen und — — — die gelben Rosen wären am Ziel ihrer Wünsche. — — — —

Da kam ein armes, bleiches Mädchen in den großen Garten, brach die gelben Rosen mit zitternden Händen, barg sie an ihrer kindlichen Brust und — — — — legte sie der toten Mutter aufs schmucklose Grab . . . . Dort sind sie verwelkt.

Es blühen wieder gelbe Rosen im Garten, sie warten; sie träumen davon, daß einst eine Königin kommt, sich mit ihnen zu schmücken . . .

Helene Hirsch.

Aus „Das liebe Leben“, Roman.[1]

Matthias Griebl hätte wohl das größte Anrecht darauf, als Held dieser Geschichte angesehen zu werden; er verwahrte sich aber so entschieden dagegen, daß man sich füglich nach einem andern umsehen muß.

„Ich — Romanheld? Gott bewahre! Ich bin der Matthias Griebl, gewesener Buchbindermeister, jetzt nur glücklicher Besitzer meines Stamm- und Vaterhauses, Ecke Letten- und Fürstenstraße Nr. 44. Aber Romanheld? Gott bewahre noch einmal! — Ich habe Bücher gebunden wie mein Vater und Großvater, in Ganz- oder Halbleder oder Leinen, mit Golddruck und allerlei Zierrat. Und an den Feierabenden — im Winter in meiner Kammer, im Sommer unter dem Nußbaum im Hof — habe ich in diesen Büchern gelesen. Und da bin ich darauf gekommen: es war immer wer anderer der Held als der, von dem in der Geschichte am meisten gesprochen wurde und um den sich alles zu drehen schien, und es hat mir Spaß gemacht, diesen andern herauszufinden und dem Dichter nachzuweisen, daß sein König, den er mit so viel Macht und Selbstherrlichkeit auf den Thron gesetzt hat, doch nur eine armselige Nebenfigur und das Hündchen seiner Geliebten oder die Schnupftabaksdose seines Hofnarren der eigentliche Hauptmacher war.

Nein, ich bin es nicht. Sucht ihr überhaupt nach dem Helden dieser Geschichte, dann bitte ich euch: nehmt mein Haus dafür, und ich will es mir als hohe Ehre anrechnen, gerade so, als wenn sie meiner Person selbst widerfahren wäre. — Euch widerstrebt es, Stein und Mörtel und Dachziegel so gewichtig zu nehmen? Ja, glaubt ihr wirklich, ein altes Haus wäre nichts anderes als Stein und Mörtel und Ziegel und Balken? Haha! Da sei ihr fehl! Mein Großvater hat es erbaut, mein Vater von ihm ererbt und an mich weitergegeben. Seine Mauern umschließen alles, was drei Generationen gedacht, gefühlt, an Glück erfahren haben und an Leid. An seinen Wänden zerbeulten sich die Atemzüge dreier Menschenalter: das runde Lachen der Kinder, die heimlichen Seufzer der Frauen,

[1] Erscheint 1925 mit dem neuen Titel „Das Grieblhaus“ in Buchform bei Herder i. Freiburg i. Br.

die Herrgottsakermentsflüche der Männer und der letzte Hauch der Sterbenden. Meint ihr, da blieben Stein nur Stein und Balken Holz? Meint ihr, diese sind zermürbt vom Holzwurm und zerbröckelt nur von Sturm und Regen und dem Ungemach der Zeiten? Unter Menschen sind sie Mensch geworden und haben Herz und Seele bekommen und fühlen und leiden mit ihnen. Und darum zerquälen sie sich mit der Zeit und zermürben und werden alt und krank, und eines Tages fällt das Haus in sich zusammen und schaut uns aus blinden Augen an wie ein Totes, — es ist gestorben.

Meint ihr noch immer, es wäre zuviel Ehre verschwendet, ein Haus zum Helden eines Romans zu machen? Bitte sehr! Nehmt jemand andern dafür! Meinetwegen den alten Welzl, den Leiermann, den ich bestellt habe, alle Dienstage und Freitage in meinem Hof den Parteien aufzuspielen und seine Lieder zu singen — alte Volkslieder aus Nestroys Zeit. Bitte sehr, wie's beliebt! Aber das eine gebe ich dem Herrn Romanschriftsteller oder der Schriftstellerin zu bedenken: mein Haus — ich stehe da ganz auf dem Standpunkte der Schnecke — das bin ich. Wirft jemand einen Stein auf mein Haus, so fühle ich mich getroffen. Und zu meinem Hause zähle ich alles, was außerhalb und innerhalb dazu gehört. Also auch den Wetterhahn auf seinem Türmel, auch das große rote Buch in der goldenen Faust über dem Tore, ja selbst das Unkraut auf den Gartenwegen und das Hausgerät im Schuppen. Und meine Parteien selbstverständlich und auch den Tatzelhund, den herrenlosen Köter, der mir einmal ins Haus gelaufen kam und nicht wieder fortzujagen war. Selbst über den lasse ich nichts Nachteiliges sagen, obzwar er um jeden herumschwänzelt und jedermanns Hund ist. Und gar über meine Parteien! Da soll sich einer unterfangen, etwas Unrühmliches über sie zu schreiben! Etwa über die kleine hübsche Lore Werginz, auf die meine Fanni immer etwas eifersüchtig ist — in allen Ehren natürlich — oder über meinen Freund, den Kontrollor Permann, oder gar über die hochwohlgeborene Baronin im ersten Stockwerk, Tür Nr. 3 — dem würde ich nicht schlecht in die Feder fahren! Nur über meinen Schwiegersohn, den Rechnungsrat Friedrich von Habiger, mag er schimpfen, soviel er will; der ist gottlob nicht meine Partei." — Soweit ist es Grieblscher Originalstil . . .

Und jetzt erst käme der eigentliche Erzähler zu seinem Rechte. Das wäre ich sozusagen. Aber nach dem Vorangegangenen wird mir manch einer glauben, daß es nicht so leicht ist, den Anfang zu finden zu dem, was man vom Grieblhause erzählen will. Wo den Faden anknüpfen? Vielleicht an der Türklinke der oder jener Partei, die da im Grieblhause wohnt? Vielleicht an die der kleinen hübschen Lore Werginz? Das wäre nicht ratsam. Am nächsten Morgen läge am Ende der Faden zerrissen auf dem Boden und es käme dann vorzeitig heraus, daß Lore über Nacht auf und davon ist, den bunten Lampions und der Fackelmusik nach,

irgendwohin, vielleicht gar dem Leichtsinn in die Arme, was doch erst festgestellt werden muß.

Aus ähnlichem Grunde wäre es auch nicht ratsam, den Faden dieser Geschichte bei Permann anzubringen, etwa ans Stiegengeländer. Mit Hilfe dieses Fadens könnte man leicht nachweisen, daß Kontrollor Permann in dieser Nacht wieder mehr schlecht als recht nach Hause gekommen ist, Altheidelberger Geistes voll, den Schluß des „Gaudeamus" noch in der Kehle, den Abschiedskuß der hübschen Kellnerin . . . Aha, da fährt mir auch schon Griebl in die Feder . . . Er würde mir auch in die Feder fahren, wenn ich den Herrn Professor Kiesewetter — zweiter Stock, Tür Nr. 4 — ein wenig hernehmen würde, der seine junge, hübsche Frau arg vernachlässigt und, den Ranzen und alle Taschen voll Gottesleichtsinns, auf den Bergen herumsteigt, den Weg zu suchen, auf dem er Gott begegnen könne. Ist es dann ein Wunder, wenn seine junge Frau . . . Da haben wir's; schon ist Griebls Faust wieder da und ich kann nicht weiter . . .

Bleibt mir also wirklich nur der Herr Rechnungsrat Friedrich von Habiger, der Schwiegersohn Griebls, übrig, den ich nach Herzenslust mit meiner Feder zerzausen könnte. Aber gerade dazu habe ich die geringste Neigung. Der Rechnungsrat Habiger ist allenthalben als äußerst gewissenhafter und rechtlicher Mann bekannt, der unsere Achtung und Wertschätzung verdient, und ich müßte gerechtigkeitshalber seine Partei gegen Griebl ergreifen, und da würde mir der erst recht in die Feder fahren. Über all diesen Erwägungen ist mir die Lust, einen Grieblhausroman zu schreiben, gänzlich abhanden gekommen. Weil es aber doch schade wäre, das alte, liebe Haus, das nach Griebls Ausspruche zu einem Stück Leben geworden ist, gänzlich sang- und klanglos zusammenfallen zu lassen und der Vergessenheit zu überliefern, habe ich mich entschlossen, einige Aufzeichnungen über das Grieblhaus und seine Bewohner zu machen, einige Szenen, die sich innerhalb seiner Mauern abgespielt haben, festzuhalten und dieses Material, vielleicht auch noch mit einigem Gerankwerk versehen und mit ein paar Blumen aus dem Grieblgarten geschmückt, einem Berufeneren zur gefälligen Verwertung zu übergeben. Diesen Berufeneren glaube ich schon gefunden zu haben. Da gehört zu den Parteien des Grieblhauses einer — er wohnt oben im Turmzimmer — der ist — Leser, sage es nicht weiter! — der ist Dichter. Einer von den Gottgefälligsten, einer der noch nichts geschrieben hat, nicht eine Zeile. Er sagt, er müsse noch durch viel Leid und Sterneneinsamkeiten gehen, bevor er reif zu diesem Priesteramte sein werde. Griebl aber meinte dagegen, in seinem Hause könne ein jeder zum Dichter werden und brauche gar nicht durch Leid und Einsamkeiten, sondern bloß durch seinen Garten zu gehen. Da wachse aus jeder Tulpenzwiebel ein Gedicht empor, sie brauchen bloß Versfüße zu bekommen und sind gemacht. In

dieser Hinsicht könnte man also über Vielgast, den Dichter, beruhigt sein. Von seinem Turmzimmer aus sieht er die Tulpen- und Hyazinthenbeete im Grieblgarten und sieht noch weitere Gedichte auf den Feldern blühen, die hinter dem Garten und bis zum Horizont reichen. Und zu Nacht hat er die schönste Gotteseinsamkeit, besteckt mit ewigen Sternen und beglänzt durch den Mond, der über den Feldern zu ihm aufsteigt ... Somit bleibt es dabei. Was du, geneigter Leser, mit diesem Buche in die Hand bekommst, ist beileibe kein Roman, ist nur ein Stück Leben aus dem Grieblhause, das dereinst Vielgast oder ein anderer zu einem zunftmäßigen Roman umarbeiten soll. Und dann magst du entscheiden, wer der eigentliche Held dieser Geschichte ist: ob Matthias Griebl oder am Ende doch sein Haus oder, — und das scheint mir am zutreffendsten zu sein, immer am zutreffendsten — das liebe Leben.

Das liebe Leben, das da im Grieblhause so offenherzig sich darbietet wie in keinem der neuen, modernen Häuser, wo es keine großen Höfe, keine offenen Gänge, die wie Kanzeln aussehen, gibt wie hier; das liebe Leben, das da über den geräumigen Hof stapft oder die ausgetretenen Steinstufen mit klappernden Absätzen hinaufläuft oder in nachbarlicher Mitteilsamkeit an die oder jene Tür der kleinen Hofwohnungen sich lehnt oder aus einem Fenster ins andere spricht von seinen kleinen Kümmernissen und Sorgen; das liebe Leben, das sich nicht selbst angehören will und sich Bruder und Schwester dünkt von all dem Leben, das das gastliche Dach des Grieblhauses liebevoll beschirmt und beschützt ...

Und wenn jetzt — es ist neun Uhr morgens — Frau Griebel unter dem Nußbaum bei dem grüngestrichenen Tische sitzt und Erbsen klaubt, und ihre Tochter Vally — Frau Rechnungsrat von Habiger — in Hut und Handschuhen und einer Einkaufstasche am Arm neben ihr steht, muß man annehmen, daß soundsoviel Augen und Ohren teilhaben wollen an ihnen: die Augen an ihrem Äußeren, ihren Mienen und Gebärden, die Ohren an ihrem Gespräche. Und weil sie dieses nicht hören können, müssen die Augen Berichterstatter sein. Was sie da sehen, hören die Ohren. Sie hören viel Ernstes und viel Kummer heraus. Ist es am Ende doch wahr, was in der Gasse vom Gielbhaus gesprochen wird?

Nein, nein, so arg ist's nicht .... Das Gespräch fing doch ganz harmlos an ....

Ob sich Vally nicht setzen wolle.

Sie dankt, sie muß gleich wieder gehen.

Wie lange sie schon nicht da war. Und die Traute schickt sie auch so selten zu den Großeltern, wo sie doch weiß, wie sie sich mit ihr freuen.

Sie hat so wenig Zeit. Muß zum Lernen schauen. Im letzten Zeugnis hatte sie einen Dreier im Rechnen und das ärgert Friedrich

sehr. Darum rechnen sie jeden Tag miteinander bis in den Abend hinein.

Das arme Kind! Vally soll nur dem Vater nichts davon sagen. Gott bewahre! Sie weiß, wie unvernünftig der Vater über den Punkt denkt.

Unvernünftig! — Vally soll nur an ihre eigene Kindheit sich erinnern. Diese Unvernunft hat ihre Jugend verschönt. Und trotz dieser Unvernunft ist sie eine tüchtige Hausfrau geworden.

Ja, aber eigentlich hat sie erst von ihrem Mann sparen gelernt. Er hat ihr jeden Kreuzer vor- und nachgezählt.

Aber vielleicht auch — jede Freud'.

Vielleicht. Dafür hat er ihr die Freude am Sparen beigebracht.

Frau Griebl lenkt schon ein: wenn nur Freude dabei ist, dann hat's schon richtige Wege. Vally ist ein wenig zappelig geworden.

Ob denn der Vater nicht bald aus dem Garten kommen werde?

Frau Griebl ist auch schon aufgestanden und ruft hinauf: „Matthias!" Und in ihrer Stimme liegt ein bißchen Bedauern, ihn von einer lieben Beschäftigung abberufen zu müssen, und das macht ihre Stimme noch sanfter und weicher, als sie sonst ist. — Und wie er da antwortet: „Ja!" — klingt in dem kurzen Worte ein klein wenig Ärger mit, in einer lieben Beschäftigung gestört worden zu sein, und das macht die Stimme etwas gröber und spröder, als sie sonst sein mag.

Frau Griebl kehrt zum Tisch zurück und auf dem kurzen Gange überlegt sie: Soll ich? Und dann faßt sie Mut. Sie hätte eine Bitte an Vally. — Nun?

Sie hat da neulich in der Schmuckschachtel gekramt und allerlei altes Zeugs gefunden: eine Brosche, ein Paar Ohrgehänge, eine Uhrkette . . . und sonst noch einiges . . .

Was soll's damit? Richten lassen?

Nein. Vielleicht — wenn möglich — verkaufen.

Das wäre doch schade. Alter Schmuck hat jetzt hohen Wert.

Eben darum, da bekommt man viel dafür. Es ist — es ist — daß man diesen Monat mehr Auslagen hatte: Steuer, Reparaturen, Zinsen . . . Da könnte man der Wirtschaftskasse ein wenig aufhelfen, damit man dem Vater nicht kommen muß . . . Vallys hübsches, schmales Gesicht bekommt einen schulmeisterlichen Ausdruck. — Da hat Friedrich also doch recht . . .

Frau Griebl ist ganz gescholtenes Schulkind. Worin hätte er recht?

Wenn er sagt, es stimme nicht mehr im Grieblhaus.

Was denn nicht gar? — Es ist nur diesen Monat ein bißchen viel zusammengekommen. Das nächstemal gleicht sich's wieder aus. Ein altes Haus braucht eben viel Nachhilfe.

Das ist's ja, was Friedrich immer behauptet: daß das Haus fast gar nichts mehr trage. Wenn der Vater rechnen könnte, würde er schon längst daraufgekommen sein.

Frau Griebl senkt die Stirne und die ist jetzt wie ein Feld mit vielen Ackerfurchen drin. Aber dann fliegt es wie Mittagssonnenschein darüber hin. Nein, rechnen kann der Vater nicht, aber er kommt dabei doch auf seine Rechnung.

Vally schaut auf. Wie die Mutter das meine?

Da kommt auch schon Vater Griebl die Stufen herab aus dem Garten, das Samtkäppchen auf dem Kopfe, die lange Pfeife im Munde, die Hände noch voll Erde, die er sich im Gehen langsam abstreift. Und nach kurzer Umschau geht er auf den Nußbaum zu und begrüßt Vally. — Daß man sie wieder einmal zu Gesicht bekommt. Wo sie denn nur immer stecke? — Und er reicht ihr die Hand hin, die sie küßt. — Und dann fragt sie ihn, wie es ihm gehe?

Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Er kann nicht anders sagen.

Auch mit seiner Hand? Ob denn die Finger immer noch steif seien?

Ach, das bissel, das geniert ihn nicht. Das war ein Fingerzeig vom Schicksal, als ihm das schwere Buch aufs Handgelenk gefallen ist und ein paar Nervenstränge zerrissen hat. Das sollte heißen: Na du, jetzt mach Feierabend, ja? Ist man denn nur zum Schuften auf der Welt? Das hat er sich denn auch nicht zweimal sagen lassen, hat sein Geschäft weitergegeben und lebt jetzt nur seiner Freude. Haha, ist das ein schönes Leben! . . . Die Mutter soll ihm nur ein ausgiebiges Gabelfrühstück vorbereiten. Einen Appetit hat er für zehn . . . Er hat sich's aber auch verdient. Das Bassin hat er auszementiert, gleich in aller Früh, an hundert Pflanzen ausgesetzt, das Lusthaus hergerichtet, die Rosenstöcke mit Bast festgebunden . . . Ach! Da hat der Brustkorb Luft eingepumpt, und was für welche! Oben bei den Fichten waren noch einige Stellen mit verspätetem Schnee bedeckt. Die Sonne, das Leckermaul, war drüber. War das ein Duft von den Fichten und der frischen, sonnenbeschienenen Frühlingserde! Seine Lungen haben sich geweitet, daß er gedacht hat, sie sprengen ihm den Kittel. — Ob Vally denn schon hier oben war? Noch nicht? Das ist geradezu eine Todsünd'! Die Leberblümchen haben noch nie so schön geblüht wie heuer. Und die Schlüsselblumen und die Veilchen fangen auch schon an. Und die Stieglitze und die Amseln, die muß man hören! Und überhaupt . . . es liegt jetzt so viel Glückseligkeit in der Natur, daß man ein Herz zu wenig für sie hat. Und da sagen die Menschen noch, sie hätten das Paradies verloren! Ja, ist denn das nicht das Paradies, so ein Garten im Frühjahr? Und zu wissen, daß das alles einem gehört, soweit der Zaun reicht, mit jedem Halm, jedem Käferl, jedem Sonnenstäubchen bis zum Himmel hinauf, bis zum Mittelpunkt

der Erde hinunter — das ist ein Gefühl, das gäbe er nicht um Salomonis ganze Weisheit her.

Frau Griebl muß man jetzt ansehen . . . Auf ihrer Stirn liegt der Abglanz seines Glücks, in ihren Augen ein opalmilder Vorwurf gegen Vally. Und die hat ihm seine Freude in Zahlen nachgerechnet! — Vally zuckt unmerklich die Achseln.

Griebl merkt den Blick und merkt das Achselzucken und schämt sich ein wenig seines Überschwangs. Gleich ändert er den Ton und verlangt nochmals sein Gabelfrühstück.

Frau Griebl erhebt sich schnell. Der Glanz auf ihrer Stirn ist erloschen. Jetzt kommen doch die bösen Zahlen. Griebl scheint nichts zu ahnen. Hat er denn vergessen? . . .

Für Zahlen hat Griebl ein schlechtes Gedächtnis, das stimmt. Der Nußbaum scheint ihm größere Sorgen zu bereiten. Nicht ansetzen will er heuer . . . Oder doch? . . . Schimmert es da nicht in dem Winkel drin? Ja . . . nein . . . Ja doch! Er treibt, treibt wieder neues Leben. Gott sei Dank! Also doch! Er ist nicht abergläubisch, aber er meint doch, mit dem Baum da hängt irgendwie sein Leben zusammen. Der ist an dem Tage gepflanzt worden, an dem er zur Welt gekommen ist.

Vally hört nur mehr mit halbem Ohre zu. Dann sagt sie: Weil der Vater so guter Laune ist, möchte sie ihn um ihre Interessen bitten . . . Die fröhlichen, gottesdankbaren Augen, die noch immer in den Gezweigen seines Nußbaums hängen, kehren zu Vally zurück. Ja, ist denn ein Vierteljahr schon wieder um? Und er zählt an den Fingern ab: Jänner, Februar, März . . . Richtig, richtig, heut ist ja der erste April. Dann stimmt's schon. Auf die Interessen hätte er beinahe vergessen. Na also . . . Er ruft Frau Griebl zu, sie möchte ihm die große Brieftasche aus dem Kasten bringen.

Frau Griebl, die eben wieder auf der „Kanzel" erschienen ist, macht kehrt, holt die Brieftasche aus dem Kasten, geht dann in die Küche zurück, legt noch eine breite Käseschnitte auf das Butterbrod und schenkt ein Glas mit Wein voll.

Griebl überdenkt unterdes seine Barschaft. Jetzt gewinnt doch ein unangenehmes Gefühl die Oberhand in ihm und das wendet sich gegen Vally.

Pünktlich hat sie sich eingestellt, daß muß man sagen, gleich am ersten in aller Früh.

Friedrich ist so genau. Er will das Geld gleich verrechnen.

Was hat er zu verrechnen? Es ist doch ihr Geld.

Da gibt's wohl keinen Unterschied zwischen Mein und Dein. Und er legt's doch gleich auf Zinsen an.

Der Sparmeister, der! Will er sich bald einen Wolkenkratzer bauen?

O nein! Ein Haus mag er nicht. Ein Haus trägt zu wenig, sagt er immer. Er hätte am Grieblhaus ein abschreckendes Beispiel.

Daß ein Wort, ein bloßes Wort so treffen kann! Griebl ist außer sich. Sein Haus — ein abschreckendes Beispiel! Hallunk' — wirklich und wahrhaftig, — Hallunk' will er sagen, zerbeißt aber das böse Wort, das ihm über die Lippen will, und sagt nur: Nicht jedermann wäre zum Hausherrn geboren; es müsse auch — Kuponabschneider geben. Und legt so viel Verachtung in diese Bemerkung hinein, daß zehn Landstreicher daran genug hätten.

Vally richtet sich kampfbereit auf, da kommt auch schon Frau Griebl. In ihren Augen liegt immer eine Bitte. Und die kann jedermann für sich nehmen und auslegen, wie er will. Griebl nimmt die Bitte für sich und legt sie nach seiner Meinung aus und Vally tut desgleichen. Und da jetzt das Gabelfrühstück für den einen und die große Brieftasche für den andern als Besänftigungsmittel dazukommt, löst sich die unbehagliche Stimmung in leidliches Wohlgefallen auf.

Einhundert, zwei-, drei-, vierhundert, zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig . . . vierhundert und fünfzig zählt Griebl auf den Tisch und es bleibt noch etwas in der Brieftasche zurück. Dankbar beugt sich Vally über seine Hand. Er wehrt ab. Nicht nötig. Es ist ihr Recht. Und er schiebt ihr den Teller hin. Sie soll zulangen.

Vally dankt. Sie muß nach Hause.

Ja, sie hat ihm noch gar nichts von Trautl erzählt. Warum kommt sie denn nicht um ein paar Veilchen fürs Schulfräulein?

Sie hat keine Zeit, hat viel zu lernen.

Das arme Kind! Lernen, wenn es draußen blüht und singt. In der Stube hocken, wenn der Frühling lockt! Das ist grausam. Daß die Leute nur immer die Jugend so hoch preisen. Das Alter ist viel schöner, so ein geruhsames, gesundes Alter. Man braucht nichts mehr zu lernen, wünscht sich nichts, was man nicht erreichen kann, plagt sich mit keinen Liebessorgen mehr und schaut die gute Gotteswelt mit dankbaren Augen an. Wenn er noch einmal auf die Welt kommen sollte, wünscht er sich nur als wohlerhaltener Fünfziger ins Leben wieder einzumarschieren. Nicht anders!

Und wieder schaut Frau Griebl ihre Tochter an und wieder zuckt Vally die Achseln. Diesmal aber lächelt sie dazu, wie man über ein Kind lächelt; halb belustigt, halb nachsichtig. Und dann nimmt sie Abschied. Es wartet viel Arbeit auf sie.

Frau Griebl begleitet sie bis zum Tore. Dort steckt sie ihr eine kleine Schachtel zu — den bewußten Schmuck. Als sie unter den Nußbaum zurückkehrt, hält Griebl den Kopf aufgestützt. Rechnet er gar?

Ob ihm noch was in der Brieftasche geblieben sei? fragt ihn Frau Griebl.

Auf einen neuen Hut für sie mit einem grünen Papagei drauf wird es langen.

Der Wasserzins wäre aber auch noch zu begleichen.

Ja, ja, ja, das weiß er.

Und die neue Dachrinne.

Hat denn der Spengler schon die Rechnung gebracht? Na also.

Und das Turmzimmer ist noch immer nicht vermietet.

Das macht ihm keine Sorge. Drei hat er schon weggeschickt, die es durchaus haben wollten.

Weggeschickt? Ja, warum denn?

Ganz einfach — weil sie ihm nicht gepaßt haben. Waren Leute gewöhnlichen Schlages. Im Türmel muß jemand wohnen, der es auch zu würdigen weiß, daß er dort oben sozusagen Nachbar Gottes ist. Auf einen solchen Menschen muß man eben länger warten, den findet man nicht alle Tage.

Ja, aber — der Mietzins entgeht einem dann.

Die paar Kronen! Was macht das aus. Sie soll sich den Professor Kiesewetter ansehen, der da gerade über den Gang geht mit Bergstock und genagelten Schuhen. Läßt sich die liebe Sonne in die leeren Taschen scheinen und dünkt sich König.

Er soll sich lieber um seine hübsche kleine Frau da unten kümmern, anstatt auf den Bergen herumzusteigen, sonst wird er einmal etwas erleben. — Frau Griebl erinnert sich, wie beide als junges Paar eingezogen sind. Und wenn er seiner Wege ging, stand sie auf dem Gange und sah ihm nach, solange ein Zipfelchen von ihm noch zu sehen war. Und aus ihren Augen tropften die Tränen über den Gang hinunter. Jetzt sieht sie ihm nicht mehr nach, weint auch keine Träne den Gang hinunter, sondern steht sicherlich vor dem Spiegel und probiert den neuen Hut. Und es dauert keine Viertelstunde, geht sie aus dem Hause. Wohin? Das Rackerchen sagt, in die Bellsche Konditorei. Dort sitzen immer so die Pärchen zusammen.

Weibergetratsch. Geht einen auch gar nichts an. Jeder Mensch muß seine Freude haben, die soll man ihm lassen und nicht daran herumnörgeln und herumzerren.

Auf den Zins hat er sicherlich wieder vergessen, wo doch heute der erste ist.

Schon wieder das leidige Geld. Als ob das die Hauptsache wäre. Wer Gottes Sonnengold in den Taschen trägt, denkt freilich nicht an die schmutzigen, abgegriffenen Papierln der Menschen.

Und Professor Kiesewetter geht die letzten Stufen herab, grüßt seine Hausherren unter dem Nußbaum und zahlt mit Gottes Sonnengold in Blick und Gruß den schuldigen Zins.

„Gute Wege!“ wünscht Griebl.

„Ach nein. Je schwieriger, desto lieber," lacht er zurück.

„Aber doch keinen Beinbruch."

„Wie Gott will." Und die Bergschuhe klappern zum Tor hinaus, zur Stadt hinaus, neuen Wegen zu, auf denen man Gott begegnen kann. Frau Griebl mault noch ein wenig über den säumigen Mieter. Mit Gottes Sonnengold könne man nicht Steuern zahlen und Dachrinnen reparieren lassen.

Natürlich nicht; nur mit schmutzigen Papierln, solchen, wie sie der Herr Schwiegersohn wohlgeordnet in seinen Kasten sperrt und jeden Tag nachzählt. Und sie, Frau Griebl, ist auch schon eine lebende Rechenmaschine geworden, wie der Herr von Habiger, der das Grieblhaus als abschreckendes Beispiel hinstellt. Und diesem Menschen muß er einmal sein Haus überlassen . . .

„Der Trautl," schmeichelt sich Frau Griebl an seinen Zorn an.

Ja, wenn er wüßte, daß sie drin herumspringen wird. Aber nach allem muß er annehmen, daß es Habiger gleich verkaufen werde. Fremde Leute werden dann unter seinem Nußbaum sitzen, ein fremder Hausherr wird von der „Kanzel" herunter seine Parteien sekieren, fremde Kinder in seinen Tulpenbeeten herumsteigen.

Ach, was kümmert einen das alles, wenn man tot ist!

Nicht? Hat man dann keine Beziehung mehr zu seinem Eigentum? Gar keine? Nimmt man denn gar nichts mit hinüber von dem, was da unsere ganze Freude war? Nicht einen Schimmer? Ja, worauf baut man dann oben seine Seligkeit auf, wenn nicht auf dieser irdischen Grundlage? Keine andere Freude käme für ihn in Betracht, nur die: an seinem Hause. Und die müßte dort oben noch vergoldet und verklärt werden zu reinster Himmelswonne. — Ob sie nicht auch derselben Meinung sei?

Ihr ist jede Seligkeit recht, in die sie Hand in Hand mit ihm eingehen darf . . .

Lauwarme, duftschwere Lüfte wehen vom Garten herunter, die Amseln schlagen, und die Finken singen, und die Sonne schiebt sich langsam um die Ecke des Nachbarhauses und vergoldet jedes Stäubchen, jedes Blättchen, setzt den alten, morschen Latten am Zaun des Grieblgartens ein jugendliches Lächeln auf und macht den blanken Knopf des Pumpenschwengels zu einem silbernen Igel, der seine tausend Stacheln ausspreizt, um die lüsternen Blicke der Menschen von sich abzuwehren. Man möchte nicht glauben, was ein Streifen Sonnengold — er läßt sich nach dem Metermaß messen — alles imstande ist; verwandelt er gar zwei alte, graue Menschen in ein Liebespaar, das sich eben an den Händen faßt, einander lächelnd zunickt und sich wirklich und wahrhaftig einen Kuß gibt mit so zarten, spitzen Lippen, als wär's der erste. Dann aber greift der Mann nach seinem Teller und daran merkt man, daß es alte, gemächliche Liebe ist. — — — — — — — — — — — — — —

Karl Norbert Mrasek.

Schatten der Vergangenheit.

Schatten der Vergangenheit,
Nebelgrau und drohend breit,
Steigen wallend aus der Tiefe,
Lauernd, ob die Seele schliefe,
Um mit bangen, schweren Träumen
Ihre Ruhe aufzubäumen . . .

Wache, Seele! Und sei stets bereit,
Aus dem Jetzt dein Leuchten zu empfahn.
Leben heißt ja: Weben an der Zeit,
Und was fertig ist, wird abgetan.

Aus „Vom Erleben", Gedichte (Cassel 1924 bei Max Ahnert).

Sonnenblume.

In endlos weitem Kartoffelfeld
Eine einsame Sonnenblume.
Leuchtet hinaus in die weite Welt,
Dankbar, dem Schöpfer zum Ruhme.
Müht sich, daß sie den Acker ziert —
Die Menschen lächeln und staunen:
„Wie hat die Blume sich herverirrt?
Die Natur hat seltsame Launen!"

Wie in der Welt. Wenn ein Mensch sich erhebt
Zu der Schönheit köstlichen Landen,
Wird bestaunt und belächelt, was er erstrebt —
Aber niemals — verstanden.

Aus: „Norne", Skizzen zum Rätsel Schicksal. (Cassel 1924 bei M. Ahnert.)

Versuchung.

Stundenlang schon irrte der Kriminalbeamte Sixtus Zett durch die Straßen. Er war unsäglich müde; die Schenkel schmerzten, die Zunge klebte trocken am Gaumen. Aber er fand nicht Ruhe, nicht Rast; ließ er sich irgendwo nieder, so jagte ihn eine heiße Unruhe wieder auf und trieb ihn mitten in das dichteste Gewirr der Menschen. Er wollte sich lechzend laben daran. War die Welt doch schön! Voll lockender Verheißung. Das blitzte und flirrte und sang ein betörendes Lied vom Genießen; allüberall Gepränge und Geschmeide, sorgloses Glück, unbekümmertes Lachen, Auskosten des Augenblicks. Das hieß Leben, leben die kurze Spanne Zeit des Daseins!

Sixtus stöhnte auf. Dies alles sah er nicht nur heute, das war auch gestern so, und alle die Tage und Jahre vorher. Aber er war sich dessen nie bewußt worden. Er hatte es als etwas Unerreichbares neidlos betrachtet, sich an dem Zusehen erfreut. Heute aber empfand er es aufreizend; heute durchwühlte ihn eine wilde Sehnsucht nach diesem Leben. Heute, da sich ihm die Möglichkeit eröffnet hatte, an diesem Leben teilnehmen zu können, wenn — — —

Ein Prunkbau wuchs vor ihm in die Nacht. Wie ein Moloch von hundert glühenden Augen, der die Menschen in seinen grellhellen Bauch einsaugte. Sixtus wurde mit dem Strom der Menge willenlos in den Treppensaal hineingezogen. Blendende Lichtflut über Marmor und kristallenem Schliff, weiß und gold die Decke, Geigenklänge, gedämpft hinter schwerem Samt. Pelze, die nach der herben Feuchte des Herbstes dufteten, und sinnlich schwüles Parfüm. Und schöne, schöne Frauen in Seide und Schleiern, mit jungem Leuchten über dem Antlitz, gleitenden Gliedern und dunkelroten, kußbereiten Lippen.

Sixtus stockte vor einem Spiegel: seine eigene Gestalt. Die Grelle des Lichtes hob alle Einzelheiten schonungslos hervor. Der schwarze Überzieher schillerte in verwittertes Grün, der abgeschabte Samtkragen stand rückwärts ab, die Hosen waren ausgefranst, die Schuhe plump. Er sah auch, wie unrasiert er war; und gleichsam Rettung suchend in dem Einzigen, dem abzuhelfen leicht möglich war, hielt er den Gedanken fest und überlegte, daß er sich von nun an täglich rasieren lassen könnte . . .

Hinter seinem Spiegelbild schob und drängte sich Pelz und Seide, und die schönen Frauen. Blicke, heiße, werbende und kokette blitzten hinüber und herüber. Über Sixtus hinweg, an ihm vorbei. Keiner traf ihn, keiner galt ihm. Oder doch: dort das junge Mädchen, das sah nach ihm. Und lächelte; aber spöttisch. Und plötzlich sahen alle nach ihm; und alle

lachten über ihn und wiesen nach ihm mit den Fingern. Oder bildete er sichs nur ein? Gleichviel. Er stürzte hinaus in die dunkle Nacht. Hier paßte er nicht herein.

. . . Und warum? bäumte das Blut in ihm auf und sang in den Ohren. An Kenntnissen, an Fähigkeiten, an Arbeitskraft überragte er sicherlich die meisten; das Trennende war nur der Zufall des Besitzes. „Sie sind Ihrem Glück im Wege, lieber Freund,“ hatte der Bankdirektor Szegmety gesagt, „greifen Sie doch zu!“

Dieser Direktor Szegmety! Sixtus knirschte mit den Zähnen. Er hätte ihn erwürgen mögen. Jahrelang hatte Sixtus gewissenhaft und pflichtgetreu seinen Dienst versehen. Bei seinen Vorgesetzten genoß er unbegrenztes Vertrauen; so wurde ihm auch die Aufdeckung des großen Banknotenschwindels übertragen. Einer war bereits in sicherem Gewahrsam: Direktor Szegmety. Nun galt es, das ganze Nest auszuheben, denn Riesensummen standen auf dem Spiel. Dies war nicht einfach; es mußte eine weitverzweigte Gesellschaft bestehen, die mit unerhörter Abgefeimtheit arbeitete. Da hatte Szegmety die Kühnheit gehabt, den Kriminalbeamten bestechen und für seine Sache gewinnen zu wollen. „Sie brauchen sich nicht einmal Gewissensbisse zu machen,“ hatte Szegmety wie beiläufig hingeworfen. „In diesem Falle gibt es kein allgemein gültiges Recht. Zugegeben, ich schade unserem Staate. Muß ich deswegen der Menschheit schaden? Schon dem Nachbarstaate bringe ich Nutzen, leben dort nicht auch Menschen? Sehen Sie: was Sie als Beamter ihres Staates zu verhindern haben, würden Sie als Angehöriger des Nachbarstaates sogar gutheißen!“

Da hatte Sixtus blitzschnell der Gedanke durchzuckt, daß er das ganze Komplott aufdecken könnte, wenn er sich zum Schein bestechen ließe. Er erbat sich Bedenkzeit und eilte auf das Amtsgericht, um den Vorfall zu melden und sich Weisungen zu holen.

Aber er war nicht auf das Amtsgericht gegangen, sondern die Straße weiter, immer weiter. Er wußte nicht, warum, wieso. Er war sich seines Tuns nicht klar bewußt. Es lag wie ein dunkler Druck am Gehirn. Den ganzen Tag war er so umhergeirrt. Nach Hause getraute er sich nicht. Der Anblick von Not und Elend im eigenen Heim hätte ihn noch wankender gemacht. Er hatte nichts genossen, nicht geruht. Wanderte, wanderte; unablässig und ruhelos. Er fieberte; die Augen brannten.

Jetzt umfingen ihn die dunklen Alleen der Anlagen. Stoßweise setzte der Herbstwind durch die Bäume und schüttelte kalte Schauer von Regentropfen von den Blättern. Die wenigen Laternen flackerten gespenstisch; sonst undurchdringliche Finsternis. Und doch sah Sixtus auf dem schwarzen Hintergrund der Nacht schöne Frauen und weiche Pelze und hörte aus dem Windrauschen weinfrohe Zigeunerweisen . . .

Herr, führe mich nicht in Versuchung! stöhnte Sixtus. Er riß den Hut vom Kopfe und bot die glühende Stirn dem Sturm und den Regenschauern. Wie das kühlte! Er holte einige Male tief Atem, versuchte ruhig zu denken. Er bemühte sich, die Gegenstände der nächsten Umgebung scharf ins Auge zu fassen, um sich auf die Wirklichkeit zu besinnen. Was war eigentlich geschehen? Und wie er eins nach dem andern klar überlegte, erkannte er, welch gefährliche Trugbilder ihm seine überhitzte Phantasie vorgaukelte. Er war in Ehren grau geworden. Sollte er verleugnen, was ihm ein Leben lang Heiligtum gewesen?

Aufschauend erkannte er, daß er unversehens vor dem Amtsgericht angelangt war. Dies erfüllte ihn mit Zuversicht. Noch war ein starker Trieb zum Guten in ihm, der ihn unbewußt zur Pflicht hinzog. In massiger Schwere ruhte das Gebäude. Nur ein Fenster war erleuchtet: das Zimmer des Untersuchungsrichters. Sixtus sah wie gebannt hinan; es erschien ihm wie ein rettendes Licht, das aus Irre Erlösung verhieß. Er fühlte sich von diesem hellen Fenster gleichsam magisch angezogen. Und in plötzlichem blinden Entschluß eilte er hastenden Schrittes, wie aus Furcht, wieder wankend zu werden, durch das Tor.

Die nüchterne kahle Strenge, die puritanische Einfachheit des Gebäudes wirkte wohltuend. Die Justizsoldaten grüßten höflich. Sein innerer Halt wuchs. Hier wurde er geachtet, hier galt er als Mensch. Rasch durchschritt er den langen Korridor, den eine offene Gasflamme trübe flackernd erhellte. Laut hallten die Schritte; Sixtus erfreute sich am Klang des eigenen Schrittes.

Als er dem Untersuchungsrichter gegenüberstand, wichen, sich lösend, letzte Zweifel. Von dessen scharfen, unerbittlichen Zügen, dem durchdringenden Blick, der ganzen willensstarken Persönlichkeit fühlte Sixtus Kraft auf sich überströmen. Er wunderte sich über sich selbst, mit welcher Sachlichkeit er berichten konnte. Das kahle Dienstzimer, die vorhanglosen Fenster, die verrauchten Wände, der Geruch nach altem Tabak, das alles war ein Stück, eine Empfindung, ein Eindruck seines Lebens. Hier erfüllte und erschöpfte sich zugleich der Inhalt seines Daseins. Hier war er ganz Beamter, ganz Pflicht. Ruhig fuhr er fort: „Es gäbe aber ein Mittel, um hinter den ganzen Plan zu kommen."

Der Untersuchungsrichter horchte auf. „Ich bin gespannt."

Einen kleinen Augenblick zögerte Sixtus dennoch. Er wußte: wenn er jetzt den Satz ausgesprochen haben wird, ist jede Brücke abgebrochen. Aber auch jede Qual. Und rasch stürzte er hervor: „Direktor Szegmety versuchte mich zu bestechen. Ich müßte zum Schein darauf eingehen."

Ein Gefühl der Befreiung überkam ihn; als hätte er eine Zentnerlast von der Seele gewälzt.

„Donnerwetter," fuhr der Richter auf. „Szegmety wagt viel! Wieviel hat er Ihnen geboten?"

Sixtus nannte die Summe. Nüchtern, jäh stand die Zahl im Raume. Der Untersuchungsrichter kniff die Lippen zusammen, starrte in die Lampe, schwieg. Eine Pause entstand. Er schien äußerlich ruhig; aber man konnte durch die Schuhe erkennen, wie nervös die Zehen arbeiteten; auf und nieder, auf und nieder. Sixtus sah, daß auch diese Schuhe aus grobem Leder waren. Und auch diese Hosen waren ausgefranst. Der Rock zeigte altmodischen Schnitt: ein Anzug, der im Amte ausgetragen wurde. Und jetzt murmelte der Untersuchungsrichter: „Dies würde genügen, um uns beide . . ."

Sixtus packte eine furchtbare Angst. Wurde auch jener, von dem er sich Kraft erhoffte, von dem Wahn ergriffen? Er empfand: auch dieser Mensch rang gleichen Kampf. Ein schwacher Mensch, ein mühseliger, ein beladener, wie er selbst. Die Schranke des Rangunterschiedes ging in Trümmer, das Gefühl der Unterordnung wich. Er fühlte sich jenem gleich, ja überlegen.

Nur wenige Sekunden dauerte dies. Dann bemühte sich der Richter möglichst unbefangen zu sagen: „Hm, das ist interessant. Ein Beweis, mit welchen Mitteln die Gesellschaft arbeitet, wie tollkühn sie alles auf eine Karte setzt."

Aber seine Stimme klang nicht ganz sicher. Sixtus starrte ihn noch immer an, mit einem Blick, unter dem es dem Untersuchungsrichter beinahe unbehaglich wurde. Und dann: es stand etwas zwischen ihnen, woran jeder dachte und das doch keiner auch nur merken lassen wollte. Etwas Großes, Unheimliches, Ungeheuerliches. So schwiegen beide. Furchtbar lastete die Stille im Raum, türmte sich wuchtend über Aktenstöße . . .

Da klingelte das Tischtelephon. Grell und schrill. Ein Dritter warf seinen Willen in den Raum, ohne anwesend zu sein.

Die beiden zuckten unwillkürlich zusammen. Es war etwas ganz Gewöhnliches; aber in diesem Augenblick schien es so unheimlich, daß sie einander ungewiß fragend ansahen. So als wäre jeder auf geheimen Gedankengängen ertappt worden, just da das Amt, die Staatsgewalt, sich warnend meldete . . .

Dann nahm der Richter den Hörer ab. Er sprach hie und da abgerissene, zusammenhanglose Sätze, Worte des Beipflichtens, devote Antworten. Dazwischen Stille, nur das vibrierende Geräusch der Membran.

Als der Richter den Hörer endlich wieder auflegte, war er vollends Herr der Situation. Ernst und gewichtig sagte er: „Gut, daß Sie hier sind, ich habe Ihnen eine wichtige und streng vertrauliche Mitteilung zu machen. Eben teilt mir der Herr Minister mit, daß der Fall Szegmety ins Politische überzuspielen beginnt und einen diplomatischen Konflikt mit dem Nachbarstaat heraufzubeschwören droht. Er wünscht dringend, daß in dieser Angelegenheit weiterhin möglichst wenig Aufsehen gemacht

würde, daß der Prozeß unter irgend einer Begründung nicht weiter zu verfolgen und Szegmety unauffällig aus der Haft zu entlassen sei. Sie begreifen: wenn das Staatsinteresse auf dem Spiele steht, ändert dies die Sache natürlich wesentlich."

Sixtus antwortete nicht gleich. Seine Augen lagen tief in den Höhlen; aus weitaufgerissenen Lidern starrten fiebernde Blicke. Er klapperte mit den Zähnen. Es rang und rang in ihm, als ob er schreien wollte.

Aber dann richtete er sich plötzlich auf. Kraft, die von anderswo herkam, schien seine Glieder zu stählen. Hart, beinahe knirschend kam es von seinen Lippen: „Der Herr Minister ist uns eben zuvorgekommen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Damals war es zum erstenmal gewesen, daß der ehemalige Kriminalbeamte Sixtus Zett am rechten Wege irre wurde, derselbe, der ein halbes Jahr später wegen Valutamanipulationen und Hochstapelei zu einer schweren Kerkerstrafe verurteilt wurde.

Hans von der Igelau.

Heimatlos.

Die Geschichte eines Kriegsgefangenen.

Wenn punkt neun Uhr der gestrenge Konvoi das kleine Petroleumlämpchen ausblies und wir auf den harten Pritschen uns unter die dünne Decke und den alten Feldmantel verkrochen, dann begann der schönste Teil des Tages.

Der gutmütige Dorflehrer aus dem Egerlande erzählte von seinen Buben und Bauern. Wie lustig waren da die Streiche, die er uns aus seiner Jugend berichten konnte. Man hätte es diesem bebrillten, ruhigen Grüblerkopfe gar nicht angesehen, daß er einst so toll gewesen. Der schneidige Reiteroffizier schwärmte von seinen Pferden, seinen Bekanntschaften, von Triest und der wunderschönen Adria. Dort unten war ja der Kämmerersohn geboren, dort weilten auch ununterbrochen seine Gedanken. Alles erzählte er uns, nur von seiner Braut nicht. Ein Medaillon mit ihrem Bilde trug er als Talisman am Halse, er hat es uns nie gezeigt; doch früh, wenn er noch schlief, schlichen wir zu seiner Pritsche, um uns das schöne Komteßchen anzusehen. Er wußte es nicht, daß wir von seinem Landsmann sein Liebesgeheimnis erfahren hatten, und verlor nie ein Wort darüber. Der Siebenbürger Oberleutnant, unser Zimmerbastler, der rechte Typus dieses gottbegnadeten Sachsenvölkleins, erzählte in seiner knappen, vornehmen Art von seinem alten Herrn und seinen lustigen Tagen auf der Schulbank.

Rudi und ich waren in demselben kleinen Städtchen zu Hause; selbstverständlich machten wir daraus eine Großstadt, zumindest eine Vorstadt Wiens. Was der eine wegließ, ergänzte der andere. Zwar mußte ich oft zum Gaudium der übrigen Stubengenossen darüber wettern, wenn er mir zum Trotz das eine oder andere liebe Plätzchen zu wenig herausstrich. Doch lieb hatten wir beide dieses verträumte Nest und es fiel uns nicht schwer, die schönsten Farben aufzutragen.

Wie oft gingen wir im Geiste über den alten Platz und betratschten das dortige Völklein. So manche Person, der wir zu Hause nur flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt hatten, wurde hier vollständig gewertet. Die ganze Mädchenschar wurde durchgemustert und, tausende Kilometer ent-

fernt, fanden wir erst, was für herzige Kerle wir eigentlich daheim besitzen. Der tote Oberlehrer und das alte Hökerweib mußten als Originale in unseren Erzählungen herhalten.

Dort erst, im weiten Rußland, erfuhren wir, wie lieb wir alles das hatten. Die selbstverständlichen Kleinigkeiten des Alltags wurden uns zu bedeutenden Ereignissen. Als Gefangene in der rauhen Fremde lernten wir erst unsere Heimat lieben.

In glücklichen, siegesreichen Zeiten verließen wir die Unseren. Das alte Bild der Heimat trugen wir während der Feldzeit und der Gefangenschaft in unseren Herzen. Es wurde gehegt und gepflegt wie ein Heiligtum. Die Sehnsucht hatte es noch verschönert. Unsere Erinnerung kannte nur gute Zeiten und gute Menschen. In unserer Phantasie war noch so manches Mädchen ein Backfisch mit dem Schulränzel und dem hängenden Zöpfchen und so mancher Bürger noch dunkelschwarz und gut genährt. Wir schwelgten in diesen Bildern, die uns das Heimweh gezaubert.

Der vorbeigehende Nachtwächter mahnte uns mit dem rhythmischen Klopfen zweier Stäbe an Stelle des Hornrufes an den Schlaf. Mitternacht war vorbei. — In lebhaften Träumen waren wir daheim und holten in diesen Nachtstunden alles nach, was uns der helle Tag versagte. — — —

Die Erlösung kam. Wir durften wieder in die Heimat. Unsere Bilder sollten wir wiederfinden. —

Doch wir fanden eine andere Heimat: Mädchen, die zu Frauen geworden, Männer, alt und krank, Menschen, die wir nicht verstanden, ja selbst das Stadtbild war verändert. Unsere Phantasie hatte uns betrogen. Im Stillen haben wir geweint. Aus den lustigen Gesellen wurden wortkarge, zurückgezogene Nörgler. Man versteht uns nicht.

Wir trauern einer Heimat nach, die wir verloren!

Wilhelm Szegeda.

Ich bin ein Deutscher.

Ich bin ein Deutscher und
Du kannst es nicht ertragen,
Ich bin ein Deutscher und
Du mußt ans Kreuz mich schlagen?

Was hab ich dir getan?
Warum mußt du mich hassen?
Kannst du den Deutschen nicht
Auch rechtlich leben lassen?

Die Erde ist mein Reich,
Sie ist zugleich das deine,
Im Grabe sind wir gleich,
Wir ruhen Bein an Beine.

Du sprichst die Sprache, die
Die Mutter dir gegeben,
Ich pflege jenes Wort,
Das mich geweckt zum Leben.

Und drüber dann hinaus
Führt uns das gleiche Streben,
Wir kämpfen beide gleich
Um unser kleines Leben.

Warum bist du mein Feind
Und kannst mich nicht vertragen?
Weil ich ein Deutscher bin,
Mußt du ans Kreuz mich schlagen?

Spruch.

Sei nicht sparsam, gilt's dem Volke!
Gibst du, um ihm aufzuhelfen,
Hilfst du, das bedenk', dir selber!

Abend.

So hat denn der Tag allmählich
Sein Lichtlein ausgedreht,
Die Nacht kam mit stillem Geflüster
Vom Osten hereingeweht.

Nur ferne ein Strich im Westen
Glimmt hell und blutigschön,
Dort träumt eine kleine Wolke
Vom Scheiden und Wiedersehn.

Camillo Hampel.

Aus „Der Heidereiter", lyrische Novellen, Skizzen und Erzählungen, 1923.

Der Heidereiter.

Zur Schantzer Heide führen viele schmale, krumme Wege. Zur sonnigen, stillen Heide, dort unten hinter dem tiefen Moor. So kosend, so schmeichelnd schmiegen sich die lachenden Heideröschen an die alten, sparrigen Föhren, die ganz verkrüppelt in das Blau des Himmels ragen. So geheimnisvoll, in so weltfremden Melodien flüstert das hohe Seidenhaar der weiten Heide; denn die Nacht kommt leise gegangen, die blaue, stille Sommernacht mit all den bunten Träumen. Mit ihren fremden Weisen singt sie der Erde ein sanftes, süßes Schlummerlied. Es ist, als ob der letzte Hauch der stillen Erde unter ihrem Kusse sanft entschliefe, sanft und selig — wie ein gutes Kind. Schleierige Nebel steigen geistergleich vom schwarzen Moorgrund auf und ziehen träge übers weite Schantzerland.

Die müden Menschen ruhen. Die Vöglein schweigen. Nur ab und zu rauscht irgend ein scheuer Nachtvogel über die dunklen Föhren hinweg. Und hinter dem tiefen Moor steigt jetzt der goldglänzende Mond empor, so strahlend, so magisch gleißend, wie ein holdes Lächeln der ernsten Nacht.

In einer wilden Mulde ganz abseits des Waldes steht die „Schantzerhütt'".

Klein und niedrig, von Schlehen und Heckenrosen wild umwachsen, inmitten kreideweißer, schlanker Birken. Ein langer Brunnenschaft ragt forschend übers moosbedeckte Dach hinaus und lockt die Falken an, die hoch am Abendhimmel kreisen. Die Hüttentür ist offen.

Hier wohnt die Muhme Schantze mit der wunderschönen Magda.

Die Alte kauert hinterm Ofen. Murmelt, kichert leise vor sich hin und klopft mit ihrem Krückenstocke auf die alten Dielen: „Magda?" — Kind?" Das junge, schöne Mädchen steht sinnend in der offenen Tür und blickt so träumend zum roten Himmel auf. Dann wendet langsam sie den Blick, schließt die Tür und setzt sich zur Muhme. Ihr Haupt sinkt schwer in die Hände. Das lange, schwarze Haar fällt wild auf ihre bloßen

Schultern. Da legt die Alte ihre zitternden Hände auf die wallenden Locken, die im Mondenschein leuchten . . .

„Armes Kind! Wo nur dein Konrad bleibt! Der böse, böse Krieg! Die anderen, die auch gefangen waren, sind lange wieder heimgekehrt. Nur er ist immer noch nicht hier . . . Du armes Kind! Ach, wie du leidest!“

Da schluchzt die schöne Magda leise vor sich hin . . .

„Kind,“ murmelt die Alte, „nur nicht ganz die Hoffnung verlieren! Und auch die Sehnsucht, die uns alle Menschen so wundersam stärkt, nur die nicht verlieren! Sie gibt uns den goldenen Glanz der Jugend; sie spendet uns den Trost im Alter. Schau, Magda, ich bin bald achtzig Jahre alt und auch ich habe noch meine Sehnsucht im Herzen. Doch ist's nur mehr die Sehnsucht nach des Grabes Ruhe, die Sehnsucht nach dem langen, tiefen Schlaf . . . Du aber, du bist noch jung. Bist zwar ein armes Waisenkind — doch bist du brav und hübsch! Und wenn dein Konrad aus den vielen Leiden heimkehrt, dann, — dann wollen wir in unserer stillen Heide frohe Hochzeit halten. Ja, Hochzeit, frohe Hochzeit, liebes Kind!“

Und Freudentränen perlen über die braunen, runzeligen Wangen und der zahnlose Mund kichert leise: „Hochzeit in der Heid' . . .“

Dann ist es stille. Nur Magdas Schluchzen hört man in der Hütte.

Da humpelt draußen im Silberschein des Mondes ein verkrüppeltes Weib vorbei. Eine Holzkraxe auf dem Rücken, einen dürren Knotenstock in den Händen, so stelzt sie langsam zur Hütte hin und klopft mit dem Stock ans niedere Fensterkreuz: „Ich bins, die alte Schimmel-Leni vom Heiddorf drunt, nur nit erschrecken, wills euch nur sagen, daß heut' mei' Bub ist aus der G'fang'schaft heimgekommen. Der Taugenichts! So gsund und fest ist er, der Sepp! Und noch was: Nit erschrecken, deinen Konrad hat er im Welschland geseh'n, im Kriegsspital, gar schwer verwundet — — ja, ja! Und nun in Gottes Nam', nur nit bös sein . . .“ Laut betend wendet sich die Schimmel-Len' zum Gehen. Da fährt das junge Mädchen auf und eilt zur Tür, vors Haus: „Leni, Len', ist das alles wahr? Ist Konrad —?“

Unwillig wendet sich die Alte nochmals im krummen Weg. Sie hebt den Knotenstock empor und ruft rauh zurück: „Wohl schon, 's ist Wahrheit. Bei mein' Seel', schwerkrank liegt er! Wer weiß denn, ob du ihn wiedersehen wirst, Magda. Geh' jetzt heim, Kind, 's könnt' dir sonst was gescheh'n. Du weißt, 's kommt „Rochus“ bald — — der Heidereiter — — ja, ja! Gott's Nam' . . . !“

Da ist's der schönen Magda, als ob ihr Herz mitten entzweigesprungen wäre. Laut weint sie auf und geht zurück, langsam, wankend. Geht in ihr stilles Kämmerlein und bricht dort klagend zusammen.

„Der Heidereiter . . .“

Der ist's, von dem ihr ihre Muhme so oft schon erzählt hatte, der wilde Reiter, der jedes Jahr zur Zeit des heiligen Rochus durch die Heide reitet. Der schwarze, ernste Reiter, der Glück und Tod bringt, — wenn ihn ein braver Mensch gesehen hat. Den Reiter, nie hat sie ihn so gefürchtet, nie . . . doch jetzt . . .

Magda liegt mitten in der Kammer, mit aufgelöstem Haar. Noch einmal flutet das Silberlicht des Mondes auf dieses Zauberbild des Liebesschmerzes, dann geht das Lächeln der Nacht mit den Sternen still und traurig fort, aus Furcht vor den schwarzen Wolken, die von Westen kommen.

Und laut weint und klagt das Mädchen.

Da war es, als bückte sich eine graue Gestalt vor der niederen Hüttentür und schielte, höhnisch lachend, in die Kammer. Vom fernen Schlachtfeld war der Graue herübergehuscht. Seine kalten, höhnischen Blicke kriechen dem blühenden Mädchen an die Schläfen und rauben ihr den Rosenhauch der Wangen . . . Und kriechen und winden sich hin zum jungen, heißen Herzen und langen keck nach eines Lebens Wärme. Der graue Mann, der klappert und grinst in die Nacht hinaus und ruft aus dem Dunkel seine besten Gehilfen zusammen. Er lacht und hetzt sie an. Und alle eilen, ihm zu helfen — ihm, ihrem Meister, Allbezwinger . . . Und ehe noch das Morgenrot der Nacht ein Lebewohl gewinkt, sind sie alle am Werk . . . Das Fieber rast . . .

Die wunderschöne Magda kämpft zwischen Tod und Leben — —

Tagelang.

Am siebenten Tag nachher war Rochustag.

Traurig, düster. Die Käuzchen und Dohlen lärmten im Walde. Klagend heulte der Sturmwind in den verkrüppelten Föhrenkronen. Düstere Wolken jagten am Himmel. Die Muhme war noch ins dichte Gärtchen gehumpelt, um ein heilsames Kraut für das kranke Mädchen zu holen. Inzwischen stöhnte und weinte Magda in ihrem Fieber. Doch plötzlich erhebt sie sich im Bette und richtet ihren Blick in die Dämmerung der Heide. Ihr schönes Auge weitet sich, beschwörend hebt sie die Hände zum stürmischen Abendhimmel empor und ein langer Schrei dringt über ihre bleichen Lippen: — — „Der Heidereiter . . .!“ Dort oben steht er, am Rande des Moors, hoch zu Roß, dunkle Umrisse, der wilde Reiter. Nein, nein, das kann nur Konrad sein, der aus dem Kriege kommt! Konrad! Er kommt zur Hochzeit! Er wartet dort oben am Rande des Waldes, bei der Steinbank, wo wir immer saßen, ja, er wartet . . . Gleich komme ich zu dir, du mein Lieber! Ach, wie ich mich rasend freue! — Mein Tuch, mich fröstelt — mein Tuch — wo ist es nur — Licht — Licht — — —

Und Magda öffnet alle Schränke und stellt die brennende Kerze mitten in einen Kleiderschrank. Und eilt zur offenen Tür und rast zur

dunklen Heide hinaus, mit flatterndem Tuch und fliegendem Haar. Und läuft und läuft, atemlos, wie gehetzt, dem Sumpfe zu —

„Ah! Dort stehst du noch! Wie will ich dich innig an mein gequältes Herz drücken, Guter, Lieber! Du bist nicht krank, nein, nein, ich sehe deine lieben Züge, deine treuen Augen. — Ha, wie es jetzt so rot und unheimlich am Himmel flackert. Was ist denn das? Wolken, Wald und Wiesen glühen? Es brennt in meinem Herzen, in meinem Kopfe, es brennt der Wald, die Heide: das sind die lohenden Flammen unserer heißen, heißen Liebe. Konrad, Konrad, ich komme gleich! Man hat gewiß die Hochzeitsfackeln angesteckt — — haha! Hochzeit, Hochzeit! O, wie ich mich auf dieses Wiedersehen nach so langer Zeit freue — oh, mir ist so wohl . . . mir ist so himmlisch . . Was ist das? Ich versinke? In deinen Armen, ja in deinen — ich versinke . . . Seligkeit . . . ach, ich versinke . . .“

Eulen und Käuzchen schreien so wild im Walde. Und in der Richtung, wo die Schantzerhütte steht, loht blutigroter Feuerschein zum Himmel. Alles glüht und flammt, die Heideföhren und auch der Sumpf, in den die Menschenspuren führen. — — —

*

Wochen waren über die stille Heide gegangen.

Mit ihnen kam der bunte Herbst gewandert, mit rostroten und braunen Farben. Verschämt stehen die rotschillernden Laubbäume vor den dunklen, ewig grünenden Föhren. Heidekraut webt seine violetten Teppiche in das graue Seidenhaar der Steppe. Über Steine, Wald und Moor ziehen Silberfäden, langsam, träumend, im Sonnenglanze goldig glänzend: das ist das letzte Fahnenwinken versunkener Sommerpracht, die Dämmerstunde des träumerischen, stillen Herbstes — Herbstfrieden.

Auf der staubigen Straße, die zum Heiddorf führt, stehen Wagen, Männer, Weiber und Kinder: Viele Gefangene sind heimgekehrt — — nach bangen, sorgenschweren Jahren. Man gafft und schwatzt; man fragt und staunt. Und einer unter ihnen ist gar reich geworden, draußen bei der Arbeit in der Fremde. Nun hat er seine Kisten ausgepackt und alles gafft und fragt. Und plötzlich erkennt man ihn, — den Konrad, der nur ins Dorf herkam, um Magda sich zu holen . . . Da kreischt die Schimmel-Lene auf: „Konrad — — du armer Bub! Nur nit erschrecken! Komm' mit mir. Die Muhm', die wohnt seit einem Unglücksfall bei mir — die Heidehütt' ist abgebrannt — die Alte — wie ein Wunder ist's — daß sie im Gartl eingeschlafen ist — —“

— „Und Magda?“

— „Du lieber Himmel! Ach die Arme! Hat viel gelitten um deinetwillen . . . ist im Fieber in den Sumpf gelaufen . . . am Rochustag, du weißt . . . der Heidereiter . . .“

*

Heckenrosen, Heidekraut, das alte Silberhaar und alle Heideblumen starben. Doch hatten sie oft noch in stillen Mondnächten so viel geflüstert von dem wunderschönen Heidekind. Dann ging ein geheimnisvolles Singen, wie von Harfentönen durch die Lüfte der Nacht über die stille Schantzer Heide, bis der Tag mit seinen goldenen Lichtfäden kam, an dem die Träume wieder zum Himmel emporkletterten.

Im Morgengrauen war einer, der sein Glück verloren hatte, traurig über die Heide fortgezogen.

Niemand sah ihn wieder.

Aber seit jenem Morgen versank die Heide in tiefen, tiefen Schlaf, mit all ihrem Zauber, mit dem geheimnisvollen Weben. Dann war der kalte Winter eingewandert und hatte mit seinem weißen Mantel die vielen Schläfer zugedeckt. —

Ottokar Hans Stoklaska.

Die Vergessenen.

Heut' schauert die Allerseelennacht —
Das ist ein Fest für die Toten!
Da wird so vieler gar lieb gedacht
Und prächtiger Zierat geboten. —

Es jagen die Wolken, es heult der Sturm,
Es rieselt und rauschet der Regen —
Und zwölf nun tönet's vom Friedhofsturm
In dröhnenden, stöhnenden Schlägen.

Da wird es lebendig mit einemmal,
Es regt sich geschäftig allorten —
Die Gräber alle, die schmucklos und kahl,
Sie öffnen die mod'rigen Pforten.

Und leise entsteigen, die unten ruhn,
Die Toten, die arm und vergessen,
Von all dem blühenden Schmucke nun
Sich selber ihr Teil zuzumessen.

Sie wanken und schwanken, Gerippe im Schwarm,
mit fas'rigen Leichengesichtern,
Und recken und strecken den klappernden Arm
Nach den Gräbern mit Kränzen und Lichtern —

Und raffen sich jedes von all dem Schmuck
Die Fülle als herrliche Habe
Und eilen dann wieder in huschendem Ruck
ein jedes zu seinem Grabe —

Und schmücken sich sorglich das eigene Heim,
Das lange vergessen — zertreten —
Und falten die Finger, den alten Reim
Für die eigene Ruhe zu beten. —

Und ist es der heimlichen Freude genug,
Dann nicken die hohlen Gesichter,
Es hebt sich von neuem der schweigende Zug —
Zurück die Blumen, die Lichter!

Und wieder tönet's vom Friedhofsturm —
Vorüber die selige Stunde!
Es jagen die Wolken, es heult der Sturm —
Die Vergessenen ruhen im Grunde. —

Demaskiert.

Als schönste Maske ohne Streit
Sah man den Ehrgeiz einst sich zieren.
Doch als es hieß, sich demaskieren,
Sieh da! — es war die — Eitelkeit.

Elisabeth Soffé.

Porzellangespräche.

Als alles schlief, wurde es im Glaskasten lebendig. Er war noch eine Servante und stammte aus der guten alten Zeit, hielt auf Titel und Würden und unter seinen Insassen auf Ordnung. Er hielt sich stramm und gerade und ward nur ab und zu in kalten Nächten vom Zipperlein geplagt, daß er ächzte und stöhnte. Er beherbergte eine bunte Gesellschaft in seinen Stockwerken, eine Gesellschaft, die tagsüber stumm und ruhig dastand und erst mit dem Mitternachtsschlag zum Leben erwachte.

Die Spieluhr holte aus und rief mit heiserer Stimme die zwölfte Stunde: dünn und klar rollten die Töne des vergessenen Liedes dahin. „Krr," sagte sie am Schluß befriedigt zu sich selbst und das tat sie jedesmal, wenn sie mit ihrer Kunst brillierte. Sie hatte noch immer Takt, die alte Dame, trotzdem ihre Vergoldung schon an einigen Stellen abgegangen war und das nackte Holz hervorschaute.

„Was wollen Sie schreiben? Alltägliche Geschichten? Aber die kauft ja niemand!"

„Ja, wer kauft denn heute Bücher? Man borgt sie doch höchstens aus!"

Es waren zwei ganz moderne Porzellanfiguren, die ihre Stimmen erhoben hatten und einen Streit der vergangenen Nacht fortzusetzen schienen. Sie hielten sich für Dichter und verkehrten nicht mit dem „materiellen Pack", wie sie die anderen nannten.

„ Ich werde mit meinem Herzblut schreiben," rief pathetisch das eine gebrechliche Männchen; „und wo der Dichter mit seinem Herzblut schreibt, da gewinnt er auch die Herzen."

„Deklamieren Sie nicht so unerträglich," schnarrte von unten eine Stimme; sie gehörte dem dicken Nikolo, der breit und behäbig im Parterre des Glasschrankes stand. „Wie ich diese literarischen Gespräche hasse!"

„Nur Ruhe!" beschwichtigte ein Nachtwächter, der sich in der Nachbarschaft des Kirchenfürsten auf seine Hellebarde stützte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht."

„Mein Gott!“ seufzte die entzückte Schäferin im ersten Stock ungeduldig zu dem vor ihr knienden Schäfer, „mein Gott, das haben Sie mir doch schon tausendmal gesagt — wissen Sie denn nichts anderes? Werden wir ewig bei der Liebeserklärung bleiben?“ Und sie tändelte mit dem blauen Band an dem tiefen Ausschnitt ihres Kleides und markierte Erregung, indem sich ihr schneeweißer Porzellanbusen ungestüm hob und senkte.

„Sie sind zu wenig feurig, mein Teurer, und das ermüdet auf die Dauer.“ Dabei schielte sie nach dem Pierrot, der seit einigen Tagen in ihrer Nähe stand; er hielt die linke Hand fest auf das Herz gepreßt; seiner Rechten war die Laute entsunken, bewundernd starrte er auf die blonde Schäferin.

„Ach,“ sagte diese zu ihrem knienden Galan, „Sie sind ja nicht im Feuer gebrannt. Sie sind bloß an der Luft getrocknet!“ Und sie lächelte spöttisch, denn lachen wollte sie nicht, das hätte ihrer zarten Konstitution schaden können. Aber der Schäfer hielt die Arme nach wie vor ausgebreitet und veränderte seine Stellung nicht; beim letzten Abstauben hatte man ihm den linken Fuß abgebrochen und er wollte vor seiner Angebeteten nicht den Beinstumpf sehen lassen; so aber hatte sie noch nichts bemerkt.

Der Pierrot hätte sich gern der kleinen Schäferin genähert, aber er war noch zu neu in der Gesellschaft, um es zu wagen. So begnügte er sich damit zu warten und das war vernünftig, aber langweilig.

Ein leises Bellen tönte von unten; es war der weiß-braun gefleckte Pintsch, der in der Ecke saß und auf den Besuch seiner Freundin wartete; der zottige Schoßhund war noch aus der Alt-Wiener Zeit und überragte an Größe den dicken Nikolo, was ganz merkwürdig aussah; seine Freundin aber war ein feines, langhaariges Windspiel, das aus Kopenhagen stammte und jetzt mit einem eleganten Satz vom ersten Stockwerk hinuntersprang. „Ich bin schon da,“ rief die schlanke Diana, als sie hörte, wie Bijou ungeduldig mit dem Schwanz klopfte; „bin schon da, ich habe Besuch, denke nur, aus meiner Heimat, aus Kopenhagen, da kommt gestern ein entzückendes Kerlchen, ein junger Braunbär, der liegt nun die ganze Zeit auf dem Rücken und saugt an seinen Pfoten, also, ich sage dir, ein reizendes Kerlchen, und noch dazu ein Landsmann.“

Bijou machte ein süßsaures Gesicht und fand den Landsmann höchst überflüssig, die zwei Dichterlinge blickten interessiert auf das Windspiel, dessen Worte selbst in ihren Streit gedrungen waren, und der Nikolo brummte etwas von „perversen Frauenzimmern“ in seinen schneeweißen Patriarchenbart. Er war lange Zeit neben einer modernen Skiläuferin gestanden und wußte Bescheid in den Abgründen der Psyche und in den „Verbrecherhöhlen Londons“ — theoretisch natürlich.

Von dem alten Tabakstopf her tönte ein aufgeregtes Flüstern, das immerhin deutlich genug war, um einzelne Worte verstehen zu können. Da waren nämlich rund herum drei Gruppen, ein fideles Tanzpaar, das von einem Kostümfest heimkehrte, ein Türke mit einer Bulgarin, und zwei schwatzende Weibsleute in reizender Biedermeiertracht, die alles betratschten, was in ihre Nähe kam, nur nicht die Figuren, die auf der anderen Seite des Tabakstopfes standen, weil sie die nicht sehen konnten.

„Unerhört, ein Skandal!" zischelten sie und wiesen mit Entrüstung und mit Fingern auf eine neue Szene, die anmaßend im Raum stand; es waren zwei nackte Gestalten; ein junges Weib saß weit zurückgelehnt und ein Mann umfing es und preßte seinen Mund verschmachtend auf die zärtlichen Lippen — — — sie ließen sich von ihrer Umgebung nicht stören und hingen aneinander, seitdem man sie in den Glaskasten gestellt hatte.

„Hat man so etwas jemals gesehen?" eiferten die Klatschbasen. „Coram publico zu küssen — — und in der Toilette — unerhört, unerhört! Zu unserer Zeit wäre so etwas nicht möglich gewesen, da hielt man noch auf Sitte und Anstand!"

„Leidenschaften, im tiefsten aufgewühlt, brauchen ihre Zeit zum Verklingen," sagte gutmütig der alte Nikolo, aber die beiden Keifenden zeterten: „Still geschwiegen, Orakelonkel! Wollen Sie auch zu den Scheinheiligen gehören, die mit dem Mantel der christlichen Nächstenliebe alles bedecken und froh sind, wenn er recht zerschlissen ist? Unerhört, Unerhört!"

Und sie ereiferten sich, daß die lila Hutbänder flogen und die Krinolinen heftig auf und niederwogten. Der Glaskasten ächzte drohend, er liebte nicht den Streit.

„Wie merkwürdig," ertönte eine sanfte Stimme aus dem Hintergrund, „wie merkwürdig, wenn man sich denkt, daß von mancher Liebe nichts übrig bleibt, als eine Handvoll welker Blumen und eine Erinnerung."

Alles sah sich nach der Sprecherin um.

„Wie meinen Sie das?" fragte der eine Dichterling und zog Notizbuch und Bleistift aus der Tasche; denn er witterte ein Feuilleton.

„Sie fällen ein zu allgemeines Urteil," sagte nachdenklich der Nikolo, der Pierrot seufzte laut und die Schäferin flötete: „Wie interessant." Selbst die Klatschbasen von dem Tabakstopf ließen ihr Schwatzen sein. Nur der kleine braune Bär saugte weiter an seinen Pfoten und Bijou gähnte verstohlen, er war nicht für Sentimentalität und sein Hundeverstand witterte dergleichen; aber er setzte gehorsam eine gespannte Miene auf, als er die Neugier seiner Windspielfreundin sah.

Da stand ja das Ziel aller Blicke, eine zierliche Mädchengestalt in geblümtem Kleid, lange Schmachtlocken um das weich geformte Gesicht, am linken Arm die Schute mit den Bindbändern. In hochstöckligen

Schuhen steckten die zierlichen Füße und die schwarzen Bänder liefen über den weißen Strumpf. Es ging so was Anheimelndes, Süßes von dem ganzen Mädchen aus, daß man glaubte, den Lavendelduft vergangener Tage zu spüren, und es war, als ob tausend zarte Erinnerungen bei diesem Anblick lebendig würden — — —

„Hast du etwas erlebt?" fragte die kleine Venusstatuette, die bis dahin in vornehmer Zurückhaltung geschwiegen hatte; sie war gerade aus dem Bade gestiegen und noch fast unbekleidet, was sie inmitten der Gesellschaft einigermaßen unangenehm empfand.

„O, nur eine alltägliche Geschichte," sagte leise das Mädchen und der „Dichter" rief triumphierend: „Eine alltägliche Geschichte!" Das war Wasser auf seine Mühle, aber er mahlte doch kein gutes Mehl.

„Es ist die Geschichte eines Dichters," sann das Mädchen zurück und die beiden, die es auch sein wollten, warfen sich in die Brust und sahen stolz drein.

„Es ist die Geschichte eines Dichters. Ich stand bei ihm auf dem Schreibtisch und das war so ziemlich das einzige Stück in seinem Zimmer, das ein Ansehen hatte, und darauf kam ich zu stehen, als er mich für sein mühsam erspartes Geld gekauft hatte. Er liebte mich wie einen Menschen und gab mir tausend Schmeichelnamen und zärtliche Worte, er konnte nicht arbeiten, wenn ich nicht bei ihm war. Alles, was er schrieb, las er mir zuerst vor, ich war seine Muse und sein Publikum, wie er oft sagte, und ich war stolz darauf, denn er gefiel mir so gut mit seinem ernsten, schwermütigen Gesicht. Er war ein Dichter, einer von den wahren, wie die alten Geschichten von ihnen erzählen; ich weiß von ihnen, denn ich stand in dem Trödlerladen, in dem er mich entdeckte, neben einem dickleibigen Buch, das mir viel von seinem Inhalt mitteilte, und so lernte ich manches kennen, was mir bei meinem Freund zustatten kam. Er war ein Dichter und darum war er arm und wohnte in einer Dachstube (die beiden Dichterlinge schnitten entsetzte Gesichter) und ich liebte und fühlte hier drinnen in der Brust etwas schlagen, was ich sonst nie gefühlt hatte — — — ich glaube, ich hatte ein Herz bekommen, weil der Dichter so wie zu einem Menschen zu mir sprach.

Wir lebten glücklich miteinander, bis „sie" eines Tages kam, sie, das junge Menschenkind mit den neugierigen Augen und den kecken Lippen. Da sah er nur sie und vergaß mich — — —. Aber er war aus einem anderen Jahrhundert als sie und ich wußte gleich, daß er leiden würde. Sie scherzten und lachten und abends schrieb er glühende Verse auf sie und las sie laut — aber er las sie nicht mehr mir vor, er dachte nicht mehr an mich und mein Herz zuckte ängstlich bang. Ich suchte mich mit ihm zu freuen, doch es wollte mir nicht recht gelingen, denn ich sah, daß „sie" aus einer anderen Welt kam, die er nimmer verstehen würde, und daß sie unter Tändeln und Spielen wieder in diese Welt zurückging, aus

der sie nur eine flüchtige Laune in die stille Dichterstube gewirbelt hatte. Ahnte er es? Oft stand er traurig am Fenster und ich hörte ihn einmal sagen: „Die dummen Menschen! Sie halten Bild und Stimme fest — aber den schönen Augenblick können sie nicht festhalten und beliebig zum Bleiben oder zur Wiederkehr zwingen und keiner kann zu seinem Schicksal sagen: Bleib stehen!" Er litt und ich mit ihm.

Aber ihr war alles nur eine Sommerliebe, nur ein Sommertraum. Sie schenkte ihm die Rosen, die sie am Busen getragen, und er hütete sie wie ein Heiligtum — doch sie lachte über seine brennende Liebe, wie man über einen Schalksnarren lacht, und er begann irre zu werden, aber noch wollte er das Böse nicht glauben. In jenen Tagen schrieb er die sehnsüchtigen Verse, die mit den Worten anheben:

O wer gibt den Glauben meiner Kinderjahre,
Jenen frommen, holden Glauben mir zurück?"

Zustimmend neigte der Pierrot das Haupt und fuhr über die Saiten seiner Laute, daß sie im schrillen Klange durcheinander stürmten, und leise summte er vor sich hin:

„Ich weiß ein altes Kinderlied,
Das sang so süß vom Leide."

„Wie romantisch!" sagte die Schäferin, aber man wußte nicht, meinte sie die Geschichte oder den Pierrot.

„Und was geschah dann?" fragte teilnehmend der alte Nikolo.

„Dann? Es geschah nichts — das war es ja eben — sie blieb aus und kam nicht mehr zu uns; mein Freund lief sie suchen und stand vor ihrem Haus, stand auf dem Wege, den sie gehen mußte — aber sie sah ihn nicht mehr, sie hatte das Spielzeug satt und wohl ein anderes gefunden — —

Der Dichter starb fast daran — er war eben aus einem anderen Jahrhundert und gehörte nicht in diese Zeit. Er blieb zu Haus, sah keinen Menschen, sprach mit sich selbst, starrte über die alten rotbraunen Dächer in die Abendsonne, die uns mit ihrem letzten Strahle liebkoste, haderte mit dem Schicksal und kehrte endlich resigniert zum Schreibtisch zurück. Aber er seufzte, als er zu sich sagte: „Ich weiß, ich werde eines Tages meine Gefühle aufschreiben und dann wird es so sein, als wären sie nie gewesen." Eine Träne fiel auf das Blatt und ich hätte ihn gern getröstet, als ich ihn leiden sah, aber sein Schmerz machte ihn taub gegen mich und er schob mich unsanft beiseite, als ich mich ihm in den Weg drängte.

„Muß das dumme Ding überall herumstehen!" sagte er ärgerlich und stellte mich in den Hintergrund, wo ich verstaubt und vergessen blieb. Ich hätte gern bittere Tränen geweint und ich beneidete die Menschen, daß sie es können. Wie sehnte ich mich darnach, wieder auf dem Schreib-

tisch zu stehen und den Worten meines Dichters zu lauschen, wieder zu schauen, wie sein Stift in fliegenden Zügen über das Papier glitt — ich härmte mich, und wäre ich nicht von Natur aus blaß gewesen, so wäre ich es jetzt in dieser Leidenszeit geworden. Oft sah ich, wie mein Freund die Schreibtischlade öffnete und vorsichtig ein altes Büchlein heraushob, darein er blätterte und das er küßte — — und eines Tages sah ich auch, daß zwischen den vergilbten Seiten die Blätter jener Rose lagen, die sie ihm einst geschenkt, aber sie waren auch welk und blaß geworden; er murmelte wehmütig: „Wie merkwürdig, wenn man sich denkt, daß von einer Liebe nichts übrig bleibt, als eine Handvoll welker Blumen und eine Erinnerung!“

Er muß sich das Leid doch nicht von der Seele geschrieben haben — — — denn einmal ging er fort und kam nicht wieder — — — ach, er war ja so altmodisch und hatte noch nicht gelernt, zu überwinden — —

An seiner Stelle kamen Fremde und betrachteten geringschätzig seine Habseligkeiten und sprachen verächtlich von dem „Selbstmörder“. Da tat es einen Riß in meinem Innern, ich empfand zum erstenmal einen furchtbaren Schmerz und mein Herz brach, das Herz, das seine Liebe mir einst gegeben, es starb um ihn, der um eine andere starb — — — und so ist der Lauf der Welt. Die Rosenblätter warfen sie beim Fenster hinaus und der Abendwind trug sie der fernen Sonne zu, schaukelnd, leise — —

Mich aber packte man ein, denn ich hatte ja eine „Marke“, die man voll Bewunderung feststellte, und ich wanderte zum Antiquitätenhändler, aus dessen Schaufenster ich herkam.“

Hier schwieg die Erzählerin. Der alte Nikolo war ganz traurig geworden, denn der Dichter tat ihm so schrecklich leid und er hoffte trotz seiner kirchlichen Ansichten, daß auch der Selbstmörder in irgend einen Himmel komme; aber die beiden Dichterlinge sagten: „Gott, wie banal!! Liebe und Selbstmord! Diese Motive sind schon hundertmal dagewesen. Wissen sie nicht Neueres? Keinen sexuellen Grenzfall, der sich psychologisch beleuchten ließe? Ihre Tragik ist lachhaft, darüber sind wir längst hinaus!“ Und der eine steckte sein Notizbuch wieder in die Tasche, denn aus dem Feuilleton wurde es nichts.

Die Schäferin sah ergriffen aus, teils, weil sie es wirklich war, und teils, weil es ihr gut stand, und das wußte sie und versprach sich davon eine Wirkung auf den Pierrot. Aber der hatte eine halbe Dehung gemacht, hielt die linke Hand fest auf das Herz gepreßt und starrte bewundernd auf das weiche Gesicht mit den braunen Locken, die noch in nachzitternder Erregung bebten. Nur der Schäfer blieb wegen des abgebrochenen Fußes nach wie vor knien. Er stand Todesängsten aus, daß seine Holde den Schönheitsfehler doch bemerken könnte, und hatte daher nicht so recht auf die Erzählung achten können.

Bijou gähnte verstohlen, eine Geschichte, in der kein Hund vorkam, interessierte ihn nicht. Das langhaarige Windspiel hatte im stillen fortwährend an den kleinen Kopenhagener Bären, seinen Landsmann, gedacht und war jetzt ganz erschrocken, als die Stimme der Erzählerin schwieg. Die beiden Biedermeierinnen auf dem Tabakstopf ließen eine Weile ihre Zunge ruhen, nur die zwei Liebenden küßten einander unentwegt und wußten von nichts, sie hatten die ganze Geschichte nicht gehört, ihnen war die Welt versunken. Frau Venus, die Schöne, lächelte in Gedanken verklungenen Liebesabenteuern nach und dachte: „Nein, die kann man diesen Leutchen hier nicht erzählen — die einen würden sie nicht verstehen und die anderen würden sie falsch verstehen — — —"

Der Nachtwächter räusperte sich, er wollte es nicht merken lassen, daß ihm die Sache nahe gegangen war; denn er hielt Rührung für unschicklich für einen alten Nachtwächter. Wie vorgeschritten die Zeit war! „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen," begann er zu singen. Die Spieluhr holte aus und rief mit heiserer Stimme die erste Morgenstunde. Alles war stumm und ruhig; aber als das Mädchen am nächsten Morgen abstaubte, konnte es sich nicht erklären, warum die zierliche junge Dame in dem geblümten Kleid auf einmal in der Mitte der anderen stand und der Pierrot unverwandt auf sie schaute, während er am Abend in der Nähe der Schäferin gewesen war.

„Was habt ihr denn angestellt?" sagte das frische Menschenkind und lächelte leise, „war es schön heute Nacht?" Und es bückte sich und drückte scherzend einen Kuß auf das zärtliche Figürchen mit den Schmachtlocken. Doch da klang es wie ein erstickter Aufschrei und wie ein feiner Ton — als ob eine Saite springe —.

Erschreckt stellte das Mädchen das Püppchen hin und starrte es mit großen Augen an — — aber es kam keine Antwort auf die stumme Frage.

Melanie Osterauer.

Aus dem Zyklus „Christusse“.

Der Christus im Operationssaal.

Eine Hochzeitsfeier. Am blühweißen Damastgedecke
Funkelnd geschliffenes Glas, silberne Eßbestecke,
Echtes Meißner Porzellan. Auf goldenen Tassen
Seltene Früchte, Backwerk getürmt in Massen.
Orangenblütengewinde und Rosenranken,
Aus zierlichen Myrthenzweigen, den biegsamen, schlanken,
Eine Krone, getragen von zwei Amoretten,
Vom glitzernden Luster herab weißer Rosen Ketten.
Ein Gläsergeklirre,
Ein buntes Geschwirre,
Ein Huschen und Hasten von livrierten Lakaien,
Eine Flut von Segenswünschen — ein Duft wie im Maien,
Ein Lachen, Champagnerknallen, funkelnder Wein:
Ein junges Glück, es will gefeiert sein. —
Der Schmaus war beendet; das Brautpaar hat sich erhoben
Und langsam sind auch die Gäste zerstoben
So nach und nach. —
Der Arzt führt sein junges Weib ins Brautgemach.
Das glich einem Feenreich.
Duftig und weich
Flatterten weiße Schleier herab wie Fahnen.
Ein leises Ahnen
Von Seligkeit und tausend gold'nen Sonnen,
Von Liebeswonnen
Schwebt zauberwebend, kosend durch die Luft.
Ein Ambraduft erzittert im Gemach, dem wohlig warmen.
Aus hundert Leuchterarmen
Brannten die Kerzen. —
Doch heller noch brannten die Herzen
Und es strahlte nicht minder
Die Liebe der beiden Menschenkinder. —
In einer Ecke — welch liebliches Bild!
Gott Amor die Hochzeitsfackel hielt.
Der Arzt hielt sein junges Weib umschlungen. —
Doch horch! — Was hat da soeben geklungen?
Die Glocke tönte schrill aus dem Flur.

„Ach, heute nur
Laßt ihn mir!“ flehte das Weib,
„Ist's möglich denn, daß ein kranker Leib
Abfordert eines Gesunden Glück?
Ich lasse dich nicht! Ich halt' dich zurück!
Gibt es denn wirklich so tiefe Wunden,
Daß sie an unserem Glück nicht gesunden?“
Doch schon klopft der Diener an die Tür:
„Bitte, Herr Doktor — es ist jemand hier,
Ein schwieriger Fall — eine Operation!
Ein Wagen ist da, man erwartet Sie schon.“
Der Arzt riß sich los aus der Gattin Armen
Ohne Erbarmen.
Vor ihm stand die unerbittliche Pflicht;
Ein Recht der Liebe gibt es da nicht,
Sie wird nicht bedacht. —
Er schritt hinaus in die kalte Nacht
Und, wie ein liebliches Traumbild, versank
Die Hochzeitsfeier, der Brautgesang,
Der Myrtenkranz und Duft und Klang. — — —
Und er träumte doch nicht — er war ja wach,
Auf der Fahrt zu einem Kranken!
Da stand vor seinen Gedanken
In eherner Gestalt,
Symbol der Riesengewalt,
Mit versteinertem Angesicht,
Wie ein Götzenbild — die Pflicht!!
Pflicht, Pflicht und immer nur Pflicht:
Inmitten von Frühlingstagen,
Bei fröhlichen Festgelagen,
In traulicher Dämmerstunde,
Heraus aus des Ballsaals Runde —
Und überall, wo er ging,
An seinen Schultern hing,
Wie ein schweres Bleigewicht,
Wie ein Christuskreuz — die Pflicht. — — — —
Er trat in den Operationssaal ein,
Es mußte sein.
Eine starke Chloroform- und Ätherluft
Erstickte rauh der weißen Rose Duft,
Die er als Talisman noch bei sich trug.
Der Kranke schlief, die schwere Stunde schlug — — — — — —
Im Brautgemach
Der erste Dämmerschein durchs Dunkel brach;
Die Nacht vergeht — die Morgennebel ziehn,
Die weißen Rosen welken in Sehnsucht dahin. — — — — — —

Ella Hruschka.

Aus „Ferdinand Raimund", Bilder aus einem Dichterleben in 4 Akten und einem Vorspiel. (Berlin 1907 bei C. Wigand.)

Inhalt: Im Vorspiel kommen gütige Feen zur Wiege des dem Drechslermeister Raimann geborenen Söhnleins, Gaben bringend, unter ihnen zuletzt das Schicksal, welches eine Dichterkrone in Gestalt eines Dornenkranzes beschert. — 1. Akt: Im Café Wagner auf der Jägerzeile (jetzt Praterstraße) sitzt eine lustige Runde von Kollegen und Kolleginnen Raimunds vom Leopoldstädter Theater. Aus ihren Gesprächen, die sich zumeist um R. drehen, bleckt der häßlichste Neid auf seine Erfolge. Liebesszene R.s mit Toni Wagner, der Tochter des Cafetiers. — Er will noch heute um ihre Hand anhalten und ladet in der frohen Hoffnung des Ja-Wortes ihrer Eltern die ganze Runde für den Abend in seine Wohnung zu einem Gelage.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schlußszene des ersten Aufzuges.

(Kurzes Zimmer in Wagners Wohnung. Eine Tür in der Mitte, eine links, der altertümliche Hausrat verrät Wohlhabenheit. Wagner sitzt rechts an einem offenen Schreibsekretär vor dem aufgeschlagenen Kontobuche, Frau Wagner links auf dem Sopha mit Spinnen beschäftigt. Einfach gekleidet, Haube. Toni steht vor ihr.)

Frau Wagner (gutmütige ältliche Frau, behäbiges Äußere, bekümmerte Miene): Mein Gott, beim Theater ist die Verführung zu groß, die Leuteln kommen sich so schnell nah. Da ist es schwer zu widerstehen. Und dann die vielen Damen aus'm Publikum, die ihm Brieferln schreiben und zu Rendezvous einladen. Wenn einer auch treu bleiben will, die Frauenzimmer geben ihm ja keine Ruh.

Toni: O, Raimund ist nicht wie die andern. Er hat einen festen Charakter und die leichtsinnigen Weiber verachtet er.

Frau Wagner: Na, na! In dem Punkt sind alle Männer schwach.

Wagner: Oho! Da muß ich bitten.

Frau Wagner: Er hat doch ein Verhältnis mit der Grünthal gehabt.

Toni: Eben darum sind ihm solche nicht mehr gefährlich.

Frau Wagner: Und denkst du gar nicht an seine furchtbare Heftigkeit? Die Grünthal hat er doch öffentlich im Theater geohrfeigt und beschimpft, wie er sie auf einer Untreu ertappt hat.

Toni: Ach was! Ich bin auch jähzornig und kann so was ganz gut begreifen. Eben weil er so eine grundehrliche Natur ist, hat ihn ihr Betrug umsomehr empört. — Sie richten mit mir nichts aus, Mutterl (schlingt die Arme um ihren Hals). Ich bin auch in seine Fehler verliebt. Mir ist er halt grad so recht, wie er ist, und ich will keinen andern.

Wagner: Nun, ich will ihm einen Vorschlag machen. Daran kannst du seine Liebe erproben. Wenn er dich wahrhaft liebt, wird er darauf eingehen.

Toni (bang): Ach Gott! — Stellen S' ihn auf keine zu harte Probe.

Schackerl (kommt durch die Mitte): Der Herr Raimund läßt fragen, ob er nicht stört.

Frau Wagner (erregt zu Toni): Geh' hinein!

Toni (rasch ab nach links).

Frau Wagner (zupft rasch an Haube und Schürze und eilt zur Mitteltür): Ich bitt', Herr von Raimund, nur weiter zu spazieren.

Wagner (aufstehend): Es ist uns eine Ehre. Schackerl, einen Sessel! Ich bitte, Herr von Raimund! (Schackerl ab.)

Raimund (sich setzend): Ich bin kein Freund von langen Umwegen. Gerade aufs Ziel los; das ist meine Art. Ich hab' mir heut' erlaubt, Fräulein Toni in die Stadt zu begleiten. Ich hätt' es nicht gewagt, wenn ich nicht von dem Wunsche beseelt wäre, sie durchs ganze Leben zu begleiten. Ich glaube, sie ist mir gut und wird sich meine Begleitung gern gefallen lassen, es fragt sich nur, ob ihre verehrten Eltern geneigt sind, ihr liebes Kind in meinen Schutz zu stellen. Deshalb bin ich hier. Seien Sie überzeugt, ich weiß die edlen und schönen Eigenschaften Ihres Fräuleins Tochter zu würdigen, wie vielleicht kein zweiter. Ich liebe sie von ganzem Herzen und würde ihr gewiß ein treuer Führer durchs Leben sein. Meine Zukunft als Künstler ist gesichert. Meine Einkünfte sind so groß, daß ich Ersparnisse machen kann . . .

Wagner: Ich bitte, Herr von Raimund, daran zweifeln wir nicht. — Unsere Toni ist ein gutes Kind, sie hat vor uns kein Geheimnis. So kommt uns Ihr werter Besuch nicht unerwartet. Ihr Antrag ehrt unsere Tochter (gestikuliert immer mit der rechten Hand) und wir fühlen uns sehr geehrt, daß ein so großer Künstler (stockt und gestikuliert), no ja — Sie verstehen mich schon — wir fühlen uns wirklich sehr geehrt, aber — unsere Tochter hat Sie auch sehr gern —

Frau Wagner (stolz): Ja, sie hat deshalb eine sehr gute Partie ausgeschlagen, aber —

Raimund: Aber? —

Wagner: Ja, sehen Sie, wir möchten halt das Glück unserer Toni gesichert wissen.

Raimund: Eben darum wollt' ich Ihnen sagen . . .

Wagner (unterbrechend): Ich bitte — um das handelt es sich nicht. Wir wissen auch, Sie sind ein Ehrenmann — allen Respekt —. Ich hab' natürlich längst bemerkt, daß Sie auf unsere Toni ein Aug geworfen haben — und — das können Sie mir nicht übelnehmen — ich hab mich nach Ihnen erkundigt und nur das Beste gehört. Aber — Sie sind beim Theater —

Raimund: Ja, so; Sie haben eine Abneigung gegen meinen Stand —

Wagner: Ich bitte (spricht sehr viel mit den Händen, abgemessene, würdevolle Bewegungen), ich weiß den Unterschied — ein Künstler wie Sie, das ist etwas anderes als ein gewöhnlicher Schauspieler, aber —

Raimund: Sie spannen mich auf die Folter.

Wagner: Ja sehen Sie — die Ehen beim Theater haben selten Bestand.

Frau Wagner: Sie fallen halt meist unglücklich aus.

Raimund: Sie kennen mich zu wenig. Ich sehne mich nach einer glücklichen Häuslichkeit, die Vergnügungen der Welt gelten mir nichts mehr —

Frau Wagner: Die Verlockungen sind halt beim Theater zu groß.

Raimund: Nicht für mich. Ich taxiere alle diese Sirenen nach ihrem wahren Werte.

Wagner (unterbrechend und sich vergessend): In diesem Punkt kann keiner für sich gut stehen. — Es kommt ein schwacher Augenblick —

Frau Wagner: Na also! Nun sagst du's selbst (seufzt). Ja, ja!

Wagner: Aber Mutter! Ich mein' ja nur die Herren Schauspieler — no natürlich! Also daß wir zur Sache kommen — ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Wenn Sie unsere Toni so gerne haben, wie Sie sagen, werden Sie — so denk ich mir halt — gern darauf eingehen. Nach dem, was Sie vorhin gesagt haben von der stillen Häuslichkeit und daß Sie sich nichts machen aus den Freuden der Welt, nimm ich an, daß Sie das aufreibende Leben beim Theater auch schon ein bisserl satt haben.

Raimund (hebt beteuernd die Hand).

Frau Wagner: Das ist einmal ausgemacht: zum Theater laß ich die Toni nicht heiraten. Ich weiß, wie das ist, wenn man um seinen Mann immer zittern muß.

Wagner: Woher willst du denn das wissen?

Frau Wagner: Und nun gar beim Theater! Was wißt's Ihr, was eine Frau aussteht. Ich hab' fünfzehn Kinder gehabt, ich kann was erzählen. Und wenn nun gar der Mann mit andern char=

miert! Gott sei Dank, so was hat mir der Wagner nie angetan — aber ich kann mir's denken, wie einer da zu Mut ist.

Raimund: Aber ich versichere Ihnen ja . . .

Frau Wagner: Nein, nein, Theater bleibt Theater. Da hat der Teufel leichtes Spiel. Besser ein kurzer Schmerz als lange Reu'. Ich muß weiter sehen als meine Toni, dafür bin ich ihre Mutter.

Raimund: Wenn sie mich aber nicht so leicht vergessen könnte, wie Sie glauben, wenn sie keinen andern wollte.

Frau Wagner: Dann soll sie lieber ledig bleiben. Zum Theater laß ich sie nun einmal nicht heiraten und wenn . . .

Wagner: So ereifer' dich doch nicht, Mutter! Der Herr Raimund kennt ja noch gar nicht meinen Vorschlag. Also (Toni öffnet leise die Türe und lauscht während des Folgenden an der Spalte): Ich trag' mich schon lang mit dem Plan, ein kleines Gütel zu kaufen in der Nähe von Wien, wo wir unsere alten Täg in Ruhe verbringen könnten. Gerade jetzt hat man mir einen sehr vorteilhaften Kauf angeboten. Aber wenn ich mir einen Verwalter halten muß und noch dazu ihm nicht auf die Finger sehen kann, so schaut bei dem G'schäft nix heraus. Was andres wär's, wenn mein Schwiegersohn die Bewirtschaftung übernehmen möcht — natürlich ohne Gehalt. Er hätt' eine hübsche Wohnung und sein gutes Auskommen vom Ertrag des Gutes — ich möcht' mich mit einer geringen Verzinsung des aufgewendeten Kapitals zufrieden geben — und unsere Toni, die brennt darauf, eine Wirtschaft zu haben, und wär' ganz glückselig mit die Kuhmutscherln, die Piperln und die Anterln . . . Kurzum, ich erlaube mir, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Ich kauf das Gürtel und Sie übernehmen als mein Schwiegersohn die Bewirtschaftung. Sie haben einen guten Kopf, es wird Ihnen ein leichtes sein, sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben. Also Sie sagen dem Theater Valet, spielen dafür in Wirklichkeit die Rolle eines Gutsbesitzers, haben die Frau, die Sie sich wünschen, und ein ruhiges, behagliches Leben. Das ist mein Vorschlag. Er ist nobel, das müssen Sie zugeben. Wenn Sie ihn annehmen, ist die Toni die Ihre, aber zum Theater lassen wir sie nicht heiraten, für keinen Fall.

Raimund (blaß und verstört): Sie stellen mich wohl nur auf die Probe? Oder — ist das Ihr Ernst? — Ich — soll das Theater aufgeben?

Frau Wagner: Nun, Sie werden ja wissen, was Ihnen lieber ist: das Theater oder unsere Tochter.

Raimund: O, Sie sind grausam. Sie bieten mir die Möglichkeit, sie zu erringen, aber um einen unmöglichen Preis. Ich soll meine Kunst aufgeben, das heißt, ich soll mich selbst aufgeben, soll ein

anderer sein, als ich bin. Ich soll mich losreißen von dem Boden, in dem ich wurzle, aus dem ich meine Kraft schöpf'. Ich hab' den Fluch meines Vaters auf mich genommen, um meiner Kunst anzugehören, und nun soll ich ihr entsagen und glücklich sein — wie ist das möglich? — O verlangen Sie von mir, was Sie wollen, nur das eine nicht. Stellen Sie mich auf die Probe ein Jahr, zwei Jahre — aber lassen Sie mich hoffen.

Frau Wagner: Da klammert sich das Mädel nur noch fester an Sie an. So eine Probezeit bietet gar keine Garantie — und überhaupt, das Leben beim Theater ist voll von Aufregungen und Kabalen — nein, nein! Vor dem allen müssen wir unsere Toni bewahren.

Raimund: Sie haben ja keine Ahnung davon, was mir meine Kunst ist, sie is' einfach mein Lebenselement. Und ich hab' das Ziel meiner Entwicklung ja noch lang' nicht erreicht, das fühl ich . . . in mir ist ein Treiben und Drängen nach Großem, Unsagbarem. Aber nur in der Theaterluft kann ich wachsen, das sagt mir eine innere Stimme. — Die Welt des Scheins, das is' meine Welt — und doch! — wenn mir der gute Engel nicht zur Seite steht, den ich mir als Schutzgeist erkoren hab', bin ich verloren . . . Wer hilft mir da hinaus, wer zeigt mir den rechten Weg? — —

Toni (stürzt hervor in höchster Erregung, faßt ihn an den Händen und ruft unter Tränen): O quäle dich nicht länger mit Zweifeln! — Wie könnt' ich es verantworten, dich deiner Kunst zu entfremden! — Nein, du darfst nicht nur für eine leben. Alle Tausende, die du entzückst, die du lachen und weinen machst, haben ein Recht auf dich. — Und was wär' denn das, wenn du ein schlichter Landwirt würdest und um meinetwillen! Mein ganzes Herz ist dem großen Künstler zugeflogen und nun sollte ich schuld sein, daß er seine Kunst verläßt? Ich liebe dich als den, der du bist, und darum schon sollst du bleiben, der du bist. Ich will mich selbst vergessen, damit du immer größer werdest, dich immer herrlicher entfaltest. — O geh über mich hinweg! Ich bin nur ein kleines Mädchen, du aber sollst ein Unsterblicher werden. Und wenn dir dann alle zujubeln, ich will in einer dunklen Ecke selige Tränen weinen, daß ich die Kraft g'habt hab', dir zu entsagen und . . . (kann vor innerer Bewegung nicht weitersprechen).

Raimund: O, du mein herrliches Mädchen! (Sie in die Arme schließend) O können Sie zwei Herzen auseinander reißen, die so für einander geschaffen sind?

Wagner (wischt sich die Augen und schneuzt): Mutter, ob wir nicht doch das Glück unseres Kindes zerstören? Es ist eine schwere Verantwortung.

Frau Wagner: Ich laß mich nicht irre machen, das alles ist Strohfeuer, das vergeht. Eine unglückliche Ehe aber besteht.

Raimund: O lassen Sie mich diesen Engel nur einen Augenblick in den Armen halten! In diesem heiligen Augenblick gelobe ich, mich dem Edlen und Hohen zu weihn und stets deiner würdig zu bleiben. Ich hab' dir gesagt, ich werd' dich noch heute küssen. Ich hoffte, es würde der Verlobungskuß sein — nun wird es ein Abschiedskuß.

Toni (birgt schluchzend ihren Kopf an seiner Brust).

Wagner: Das kann ich nicht mit anschauen. (Wendet sich zum Gehen, bleibt jedoch wieder unschlüssig stehen.)

Frau Wagner (ringt die Hände): Toni! Ich kenn' dich nicht.

Raimund: Verwehren Sie mir nicht diesen Kuß! Es ist der erste und vielleicht der letzte. Er wird diese reinen Lippen nicht entweihen. (Er küßt sie auf den Mund und will forteilen. Sie hält ihn zurück und wirft sich nochmals in seine Arme. Er küßt sie noch einmal lang und tief, dann reißt sie sich los und stürzt weinend ins Nebenzimmer. Frau Wagner folgt ihr. Raimund blickt ihnen ergriffen nach. Da wird die Mitteltür vorsichtig geöffnet und Schackerl erscheint.)

Schackerl: Ich bitt', Herr von Löwe laßt fragen, ob der Herr von Raimund hier bleibt. Er wart't draußen. (Löwe wird durch die offene Tür im Flur sichtbar.)

Wagner: Ich bitt' doch einzutreten, Herr von Löwe. (Schackerl ab. Löwe tritt ein, wirft fragende Blicke auf Raimund und Wagner. Dieser drückt ihm die Hand.) Sie können sich hier besser aussprechen als auf der Gasse. Mich entschuldigen Sie! Ich lass' Sie allein (ab ins Nebenzimmer).

Löwe: Was soll das heißen?

Raimund (mit gedämpfter Stimme): Alles verloren! Sie geben ihr Kind nicht einem Schauspieler. — O Gott! Wie soll ich das tragen! Mehr als je fühl' ich, welch ein Schatz sie ist — welch ein unersetzliches Glück — o, ich möcht' weinen (sinkt an des Freundes Brust).

Löwe: Du warst zu hoffnungsvoll — ich dachte es gleich, daß es so kommen wird. O, mein armer Freund! Doch vielleicht ist es zu deinem Heile.

Raimund: Ich mein' immer, ich kann ohne Liebe nicht leben, aber sie hat mir stets nur Leid gebracht: Enttäuschung oder ein schmerzliches Verzichten. Soll ich dadurch geläutert werden für eine höhere Bestimmung?

Löwe: Das eine kann ich dir zum Troste sagen: für uns Künstler ist die Ehe ein Gefängnis . . . unmerklich verlernt man das Fliegen.

Das Einerlei des Alltags, kleinliche Sorgen — philisterartiges Behagen — das ist kein Boden, aus dem die Begeisterung hervorblüht —

Raimund: O hättest du mein herrliches Mädchen gehört, wie sie gesagt hat: „Geh' über mich hinweg! Ich bin nur ein kleines Mädchen, du aber sollst ein Unsterblicher werden." Ich fühl es in mir wie eine große Mission — aber ich seh' nicht das Ziel — o wär ich wie du: ein Burgschauspieler! Aber ich bin nur ein Possenreißer an einem Vorstadttheater — und doch! ich gehör' zum Volk — das ist mein Antäusboden — aber es ist Edleres in mir, als ich der Welt zeigen kann — ungehobene Schätze. — Manchmal in stillen Nächten — da steigt's in mir auf — noch kann ich's nicht fassen, aber irgendwie muß es ans Licht treten — es muß! Denn ein Lebendiges muß sich durchringen wie der Keim aus dem Schoß der Erde . . .

Löwe: Komm, komm! Laß uns gehen! Deine Gäste warten schon.

Raimund: Gäste?

Löwe: Mein Gott, du hast uns ja alle zu dir geladen.

Raimund: O ich Unseliger! Von Hoffnung Trunkener! O hilf mir, Ludwig! Ich kann diese Menschen nicht um mich sehen.

Löwe: Du kannst sie doch nicht fortschicken lassen —

Raimund: O Gott, was is' da zu tun? (faßt sich plötzlich und richtet sich auf) Was? Ha ha! (lacht bitter) Komödie spielen! Wofür bin ich denn ein Komödiant? Also vorwärts! Spielen wir Komödie! Wenn das Herz nicht dabei blutet, ist das Lachen keine Kunst. (Sie gehen Arm in Arm nach dem Hintergrunde.)

Vorhang.

Inhalt 2.—4. Akt: Um zu vergessen, heiratet R. die schöne, aber kokette Schauspielerin Luise Gleich. Sie hintergeht ihn, R. reißt sich blutenden Herzens von ihr los. Inzwischen erwacht in ihm der Genius der Dichtkunst, in ländlicher Stille bei Neustift am Walde arbeitet er an seinen Plänen. Die ihm treu gebliebene Toni zieht, die Mißdeutungen der Welt verachtend, in seine Nähe, ein neuer Liebesfrühling geht ihnen auf. Doch verfällt R., verfolgt vom Undank der Kollegen und dem Unverständnis der Kritik, immer mehr in Düsterkeit. Von seinem Hund gebissen, von Wahnideen gequält, richtet er ein Terzerol gegen seine Schläfe. In verklärter Gestalt erhebt er sich vom Todeslager und schreitet Hand in Hand mit dem Schicksal, das ihm die Lorbeerkrone aufs Haupt drückt, ins Jenseits. Die ganze Handlung ist in der Manier der Stücke Raimunds mit den Erscheinungen symbolischer Gestalten und Feen aus seinen Werken durchwoben.

E. K. Willmann.

Der weiße Rabe.

Über Kies und Schotter schnellt der Wiesenfluß,
Auf dem Anger weiden herrenlose Pferde.
Hart am Ufer, unterm Strauch der Haselnuß
Lagern die Zigeuner auf der bloßen Erde.

Fahrendes Gesindel, frei, doch heimwehlos
Ziehen unstet sie durch Städte, Dörfer, Weiler.
Wie der Graubart, so das Kind im Mutterschoß.
Ihre Heimat ist der Platz am Lagerfeuer.

Einer aber hat sich heimlich fortgemacht;
Traumverloren streicht er einsam seine Geige.
Doch sein Blick irrt in die dämmersüße Nacht,
Ob sich wo das Eiland seiner Sehnsucht zeige.

„He, Zigeuner, was habt ihr ein Leben doch!
Wandert durch die schöne Welt wie Wind und Wellen.
Euern Nacken schont der Arbeit hartes Joch;
Und so seid ihr immer lustige Gesellen!“ —

„Neidest du mir dieses Leben, tausch mit mir;
Meine Fiedel selbst legt' ich in deine Hände.“
„Gern, Zigeuner, zög' ich durch das Waldrevier,
Wenn ich abends wieder Dach und Heimat fände.“

„Siehst du, Glücklicher, das ist's, was mir so schwer,
Ach! so unermeßlich schwer am Herzen lastet. —
Selbst den Wellen dort, den flücht'gen, ist das Meer
Süße Heimat und der schnelle Wind auch rastet

Flügelstill im Mutterschoß des Waldes aus . . . . .
Der Zigeuner nur muß wie Ahasver büßen. —
Wenn du heimkehrst, Freund, zu Acker, Hof und Haus,
Sag, ein Heimatloser läßt die Heimat grüßen.“

Aus „Seele und Liebe", Gedichte, Znaim 1923.

Verklungen.

Vom Dorfe eine Glocke tief
Verhallt' im weiten Sonnenland,
Da träg das blonde Blachfeld schlief
Im weißen Mittagsbrand.
Durch meine Seele aber lief
Ein Zittern, schwer und sehnsuchtsbang,
Weil ich vergebens harrt' und rief
Und keine Antwort klang.

Frauen.

Das sind die lieblichsten Gauklerinnen,
Die in den seelenlosen Tagen
Ein Lächeln auf zaubrischen Lippen tragen
Und uns mit gleißenden Netzen umspinnen.

Dagegen die Stillen und Dulderinnen,
Die wortlos und ohne Jammern und Klagen
Den lockenden Freuden des Lebens entsagen,
Die reifen zu Seelenköniginnen.

Erster Schnee.

Lautlos wie der Blütenregen
Eines ries'gen Weltallbaumes
Fiel heut Nacht der erste Schnee.
Flockenweich in Engelreine
Wie die makellose Seele
Eines neugebornen Kindes,
Frei von erdenschwerer Last:
Eine Lichtgeburt der Gottheit.
— — — — — — — — — — — — —
Doch schon hebt ein eitler Morgen
Stolz sein Haupt in Blut und Sünden;
Doch schon naht der „Ritter" Mensch,
Tötet, was bei Nacht geleuchtet . . . . .
Horch! Mir ist, als hätt ich unter
Seines Rosses Mörderhufen
Einen schrillen Schrei gehört —
Wie zertretner Reinheit Rufen.
— — — — — — — — — — — — —
Heute Nacht fiel erster Schnee.

Christine Lindenthaler.

Aus „Die ferne Höhe", eine Sommergeschichte.
(Reichenberg 1923 bei Stiepel.)

Helga Rud, die einzige, verwöhnte Tochter einer nach dem Umsturze verarmten Wiener Ministerialrätin, verzichtet endlich darauf, nach einem reichen Bräutigam zu angeln, zum Entsetzen ihrer standesstolzen Mutter will sie sich einem praktischen Beruf zuwenden. In der ländlichen Stille eines Sommeraufenthaltes im Lungau fallen von ihr die letzten seelischen Hemmnisse, die sie von der fernen Höhe einer zeitgemäßeren Lebensauffassung noch getrennt haben, hauptsächlich durch die scheue Liebe des schlichten Försters Lankmoser. Die letzten Stufen zu dieser inneren Befreiung erreicht sie am Abend vor ihrer Abfahrt, als sie mit Lankmoser eine ferne, längst ersehnte Kammhöhe erklimmt:

Helga hatte gepackt, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und ohne einen anderen Gedanken daneben aufkommen zu lassen. Nun war sie fertig damit. Die restlichen Stunden des Tages lagen leer vor ihr. Nun konnte sie handeln.

Sie schlüpfte in ihr Lodenkleid, das sie sich für die Reise zur Seite gelegt hatte, nahm die festen Schuhe und die kleine, grüne Lederkappe.

Dann verließ sie förmlich verstohlen, voll Angst, angehalten zu werden, den Gasthof, durchschritt rasch den Markt und stieg zum Traning empor. Sie wußte, daß Lankmoser von dort herabkommen würde.

Als sie die Waldlichtung überquerte, sah sie ihn bei einem Holzarbeiter stehen. Sie wartete, bis er den Mann verabschiedete.

Lankmoser schien durchaus nicht überrascht zu sein, sie hier zu treffen. Aber er war zurückhaltend, fast abweisend. So wie mitunter in der ersten Zeit ihres Verkehres.

Ob er nicht noch einmal einen Spaziergang mit ihr machen wolle? Das letztemal wahrscheinlich, da sie doch morgen abreisen müsse.

Nein; er habe sich vorgenommen, noch auf die Pirsch zu gehen.

Helga stand mit blassem Gesicht vor ihm. Seine Zurückweisung empfand sie als rücksichtslos, als brutal. Tief verletzt, wandte sie sich und ging den Trogberg hinan. Blieb auch nicht stehen, als sie ihn nachkommen hörte, schien sogar um so rascher auszuschreiten, als er näher kam. Aber vor diesen sicheren Männerschritten gab es kein Entfliehen. Lankmoser holte sie ein, ohne schneller zu werden, ohne die Schrittweite nur um das mindeste zu vergrößern.

Ohne ein Wort zu sagen, stieg er mit ihr bergaufwärts, fragte nicht, wohin sie strebe, wie weit sie gehen wolle, was sie überhaupt so spät noch auf diesem schlechten, steilen Almweg suche.

Und auch sie sprach nicht.

Aber das Schweigen zwischen den beiden war ein beredtes.

Es war erfüllt von einer schmerzvollen, leidenschaftlich erregten Stimmung bei ihr, von unentschlossener Ratlosigkeit bei ihm. Er hatte dieses Gefühl erst durch Helga Rud kennen gelernt, es lag seiner sicheren Art fern, erfüllte ihn mit Unbehagen und auch mit innerer Qual.

Er liebte Helga Rud, das stand fest — aber was weiter?

Eine Helga Rud stand über einer bloßen Liebelei, aber eine Helga Rud konnte er nicht in sein bescheidenes Heim nehmen. Er konnte es einfach nicht, selbst wenn sie es wollte. Er hatte sich damals in Tweng vor dem kleinen Forsthaus gedemütigt gefühlt. So wild und groß ihm die Felsen beim Rotgüldensee erschienen waren, da er sie mit den Augen der verwöhnten Großstädterin betrachtet hatte, so beschämend armselig erschien ihm die kleine Wohnstätte zwischen den Lärchen und Zirben ihres Gärtchens. Das vertrug er nicht, da bäumte sich sein Stolz dagegen auf.

Helga hatte damals schon versucht, eine Aussprache herbeizuführen. Er erzählte ihr dann sein Erlebnis mit dem Wildschützen. Gewiß! Die Sache hatte lange Zeit in sein Leben einen dunklen Schatten geworfen, aber schließlich war's im Beruf geschehen. Auch hatte der Krieg mit seinen starken Eindrücken die Erinnerung daran verwischt. Noch in derselben Nacht nach der Twengerfahrt, da er schlaflos dalag, war es ihm klar geworden, daß er sich und dem Mädchen etwas einreden wollte, wenn er jenes Erlebnis als Grund seines merkwürdigen Benehmens angab. Sein Mannesstolz war es, der sich gegen alles stellte, was ihn demütigen konnte. Und Helga Rud sollte ihn nie bemitleiden, sollte nie auf ihn herabsehen, vor allem nicht als seine Frau!

Aus diesen Gedankengängen heraus, war er ihr die letzte Zeit ausgewichen. Denn seit der Ankunft ihrer Mutter war ihm die Kluft zwischen ihm und ihr anschaulich geworden. Sie war aus einer anderen Welt. Da führte keine Brücke hinüber.

So wollte er sie nach Wien zurückkehren lassen, dort würde sie wie aus einem Traum erwachen. Vielleicht früher schon, wenn sich jenseits des Tauerns plötzlich der Bergwall hinter ihr schloß und das freie Tal mit seinem lebensvollen Getriebe sich wieder vor ihr auftat. Und der Pfiff der Lokomotive würde ihr ein Weckruf sein aus still verträumten Stunden. Und sie würde froh sein, daß sich ihre Träume nicht verwirklicht hatten. Denn der reiche Mann streckte ihr die Arme entgegen, um sie wie eine Kostbarkeit in sein goldenes Haus zu tragen.

Nun hieß es noch, über die letzten Stunden des Beisammenseins hinwegzukommen. Er hätte es gern vermieden, mit ihr noch einmal

allein zu sein. Wie sie aber zuerst so blaß vor ihm stand, da war's wieder über ihn gekommen, da hatte es ihn gepackt. Die kurze Spanne Zeit sollte ihnen beiden noch gehören. Alles weitere würde von selbst eintreffen. Sie in Wien, er im stillen Mauterndorf. Es würde alles wieder so sein wie früher. — —

Lankmoser schaute zu seiner Begleiterin hinüber. Sie schritt so still und traurig daher, wo war ihr liebes Lachen, ihr liebes Plaudern? Würde es ihm noch in den Ohren klingen, nachdem es lange schon für ihn verstummt war? Er wußte es nicht. Er hatte sein Mannesleben gelebt, aber für die feineren Regungen einer wirklich innigen Zuneigung war noch kein Platz darin gewesen. Wußte er, wie es ist, wenn aus jeder Sommerblume die Erinnerung aufsteigt, wenn sie sich in den feinen Hauch mischt, den thymianblühende Wiesen, speikduftende, sonnenglühenden Felsenheiden ausströmen? Wußte er, daß sie für jeden, der menschlich fühlt, einmal zurückkehrt in unverblichener Schönheit, in der süßen Farbe einer für immer entschwundenen Stunde?

Was wußte er! Aber Helga Rud, in der Fähigkeit ihres starken inneren Erlebens, konnte die Sehnsucht und die Qual vorausempfinden. Sie konnte nur nicht sprechen darüber, denn wir sind immer von Gewändern umhüllt, die uns hindern, wenn wir die freie Gebärde suchen.

So stiegen sie schweigend aufwärts, während die schöne Sonne sank, die Dämmerung kam, die Sterne, still und klar, nach ewigem Gesetz sich reihten.

Die schwarzen Pyramiden der Bäume ragten in den Sternenhimmel hinein und auf dem Weg lag's wie schwarze Tücher. Aber unentwegt ging Helga in die wachsende Nacht hinein und schweigend schritt Lankmoser neben ihr her.

Als sie auf eine Waldlichtung hinaustraten, hing der Septembermond groß am Himmel. Kein bleicher Mond, sondern grell in seinem kalten Feuer.

Merkwürdig sah die Berghalde in seinem Silbergeflimmer aus. Helga kannte sie nur in heiße Sonnenglut gebadet, insektendurchschwirrt, von tausend Blumen und Beeren durchduftet. Nun lag sie in schimmernder Fremdartigkeit, in schlafbefangener Verträumtheit da. Und oben stiegen die Schuttfelder bleich zu schwarzen Felswänden empor.

Helga empfand auf einmal brennenden Durst. Die Erregung, der rasche Berggang, das hatte quälende Trockenheit in der Kehle verursacht. Dort rauschte der Brunnen, den man für das Almvieh in ein Holzrohr gefaßt hatte.

Wie gut das tat, das eiskalte Wasser über die Hände rieseln zu lassen! Und nun trinken, trinken und für ein paar Augenblicke an gar nichts anderes mehr denken! — — —

Lankmoser stand dicht neben ihr.

Sie wandte sich ihm zu, ihr Gesicht war vom Mond bestrahlt. Es sah seltsam lieblich, betörend schön aus in dem blaufeurigen Licht des Nachtgestirns.

Es war betörend schön.

Denn es zeigte unverhüllt die Seele, die leidenschaftliche, brennende Seele, die sich im nüchternen Tageslicht nach innen flüchtet.

Es war betörend schön, denn es verriet dem Mann die ganze Liebe und die ganze Qual.

Da vertrug er es nicht länger.

Hier war der Boden, auf dem er sich sicher fühlte. Hier, in Gottes freier Natur, stand er ihr gegenüber, Mensch zu Mensch.

Hier herrschte er, hier gehörte Helga Rud ihm ganz allein.

Hier war sie wieder das hilflose Kind, wie damals in den Felsen des Rotgüldentales.

Hier war er der Mann und sie sein Weib. — —

Helga erschrak, als er sie mit besitzergreifender Gebärde in die Arme nahm. Sie hatte in einem Traum gelebt, der Traum hatte Fleisch und Blut angenommen, war mit erschreckender Plötzlichkeit zur Wirklichkeit geworden.

Sie wehrte sich. Aber bei ihm war die Mannesnatur zum Durchbruch gekommen, die für den Augenblick heiß begehrt und die Zukunft nicht besprochen haben will. Alle Erwägungen, von der Natur auferlegt, waren von dem Wunsche zu besitzen vernichtet. Hemmungslos brach das Gefühl durch. Die männliche Sinnlichkeit, toll, verwegen, rücksichtslos.

Sein heißes Begehren flutet wie eine Welle über sie, seine wilde Zärtlichkeit verwirrt sie.

Sie blickt in seine Augen, sieht auf ihrem Grund die wechselnden Lichter und Schatten der Leidenschaft.

Sie fühlt den eisernen Druck seiner Arme.

Seine Lippen pressen sich auf die ihren.

Da überkommt auch sie der brennende Durst ihrer Liebe. So wie vorhin bei der Quelle, will sie trinken, trinken und an nichts anderes mehr denken.

Will dies einemal das Leben bei beiden Händen halten.

Will sich widerstandslos in die Arme schmiegen, deren Kraft ihr süße Qual bereiten.

Will es machen, wie die kühnen Wasser im Rotgüldental, die sich voll grenzenlosen Leichtsinns hineinstürzen in die tolle Lust, unbekümmert sorglos, wie der wilde Schwung ende.

Rote Blumen will sie pflücken zwischen den grauen, kalten Felsen des Alltags.

Sie will genießen, will Mensch sein. Und wenn sie darüber zugrunde gehen müßte. —

Aber lange Jahre steter Beherrschung werden nicht durch einen einzigen Augenblick zunichte gemacht.

Während Helga in den Armen des Mannes liegt und unter seinen Küssen erschauert, erschauert sie gleichzeitig vor ihrem eigenen heißen Begehren.

Sie ist nicht kühn wie die springenden Wasser beim Bergsee, um sich mit stolzem Schwung über Hindernisse und Schranken hinwegzusetzen.

Sie ist nicht großzügig wie der männlich stolze Raubvogel in den Felsen, um mit breitgespannten Flügeln über den Dingen zu schweben.

Sie ist scheu und ängstlich, von tausend Bedenken beschwert; vor ihr liegt ein schmaler, schlichter Pfad, den sie mühsam gefunden, lange gesucht hat, damit er sie zu ihrem bescheidenen Ziel hinanführe.

Sie will ihn nicht verwüstet haben, will ihn gepflegt und rein vor sich sehen, wie die Wege schöner Gärten. — — — —

Helga schob Lankmoser von sich; mit einer gebieterischen Bewegung. Mit der ihr eigenen vornehmen Anmut.

Einen Augenblick lang stand sie nun mitten im Mondlicht. Dann verschluckte der schwarze Wald die schmale Gestalt.

Aber der Wald endete plötzlich.

Und vor Helga lag die ungeheuer große Mulde der Trogalm, umgürtet von dem unendlich einsamen Steinkar des Speierecks.

Das Mondlicht ruhte leuchtend und breit auf dem schweigsamen Gipfel, rieselte über die Steinwälle, flimmerte in den Wellen des Wildbaches. Es erfüllte die Luft mit seinem Glanz, es floß blauleuchtend hinweg über das schlafende Krummholz bis hinab zum breiten Grund der Alm.

Es lag etwas Weltentrücktes, etwas unfaßbar Verklärtes, etwas übersinnlich Großes in diesem erhabenen Bild der Natur. — — —

Helga war stehen geblieben.

Wie verzückt hob sie beide Arme zur lichten Höhe empor, trank das Licht und die Schönheit in sich ein. Und als Lankmoser zu ihr trat, lehnte sie sich vertrauensvoll an ihn, wie ein müdgelaufenes Kind, das Ruhe und Schutz gefunden hat.

Da ertönte lautes, freudiges Wiehern.

Vom mondbestrahlten Almgrund lösten sich schwarze Schatten, man hörte dumpfes Aufschlagen auf weichem Wiesenboden.

Lankmoser legte schützend seine Arme um Helga und zog sie zum Waldrand hin. Nun rasten die Pferde knapp an ihnen vorbei, in wilder, freudiger Flucht.

Den Mond begrüßten sie, sein feuriges Licht suchten sie auf den Felsvorsprüngen, stiegen höher und höher das Kar hinan.

Nun standen sie auf dem Kamm des Vorberges. Lichtumflossen, mit flatternden Mähnen und stolz gebogenen Hälsen strebten sie dem

Gipfel zu, stampften die Steine mit ungeduldigem Huf, daß die Nacht erfüllt und leidenschaftlich bewegt war vom Geklirr und Geprassel des abgelassenen Gerölls, warfen die Köpfe in wilder Unrast, schlugen mit den langen Schweifen. Welch furchtbarer Gefahr setzten sich die mutigen Tiere in ihrer Sehnsucht nach der lichten Höhe aus! Jeder Schritt konnte sie in die Tiefe eines lauernden, schwarzen Abgrundes schleudern. — — — —

Helga wandte sich zu Lankmoser, der sie still umfaßt hielt: „Wir wollen jetzt heimwärts gehen," sagte sie.

Das Wort heimwärts rührte ihn. Er nahm ihre Hände in die seinen und preßte sie an sein Gesicht.

Dann geleitete er Helga Rud sicher den steilen Waldweg hinab, den das schwebende Mondlicht ihnen wies.

Karl Wilhelm Fritsch.

Das Kreuz.

Er war nicht gläubig. Eine Prüfung aus der Religionslehre hätte er schlecht oder wahrscheinlich gar nicht bestanden. In eine Kirche ging er höchstens dann, wenn dort ein neues Gemälde oder eine neue Bildhauerarbeit zu sehen war. Zur Kunst konnte er beten, zu dem Gotte, den man in Tabernakeln sperrt, nicht. Also, er war nicht gläubig und doch schien es, als fühle er sich wohl in der Nähe eines Kreuzes. Freilich mußte dieses dann so einsam stehen wie das, welches ein frommer Glaube dort oben mitten in die Weingärten hineingestellt hatte. Dort konnte man Felix alltäglich sehen, selbst im Winter, wenn die Feldwege schwer gangbar waren, kam er doch, sein einsames Feldkreuz zu besuchen. Dann blieb er oben stehen, schaute ins Awatal hinunter oder legte sich, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ins Gras und blieb, bis die Dämmerung ihn heimrief. — So lag er auch wieder einmal an einem warmen Sommerabend dort auf der Höhe. Die Sonne verglühte allmählich, tauchte das Tal in Gelbrot, dann in Violblau, endlich ins düstere Farblose, das daherkommt, die Nacht anzumelden. Es war ganz still hier oben. Die Ameisen, die am Steinsockel des Kreuzes ihren täglich gleichen Weg hinauf und herunterliefen, oft mit Eiern schwer beladen, so daß sie manchmal rasten mußten, um die steile Steinwand bis zur Spalte hinaufzulaufen, in der sie dann mit ihren Lasten verschwanden, bald wieder zu kommen und neue Lasten zu bringen, diese stillen, fleißigen Arbeiter störten die Ruhe nicht. — Da kamen noch zwei verspätete Männer daher und blieben bei dem Kreuze stehen.

„Schau, Franto," sprach der eine zu seinem Begleiter, „es ist an der Zeit, glaub ich, daß ich meinen Christus da oben einmal frisch vergolden lasse." Dabei zeigte er nach dem metallenen Heiland am Kreuze.

„Das wird aber jetzt viel Geld kosten," entgegnete Franta.

„No ja, freilich, aber weißt du, der Hagel, der vor zwei Jahren und im vergangenen Sommer fast mein ganzes Getreide zusammengedroschen hat, hat mich auch viel Geld gekostet."

„Wie du glaubst," sagte darauf der andere Bauer und zuckte mit der Achsel.

„Das mußt du doch einsehen,“ nahm jener wieder das Wort, „ich hab während der Kriegszeit hübsch viel verdient, aber zwei Jahre verunglückter Ernte reißen halt doch herein und ich bin jetzt immer so aufgeregt bei einem Gewitter. Das tut mir auch nicht gut und da möchte ich eben den Christus frisch vergolden lassen. Ich meine, das würde gewiß helfen.“

So berieten die beiden noch eine Weile, endlich blieb's aber dabei, daß das Kreuz renoviert, der Christus und auch die Inschrift auf dem Sockel frisch vergoldet werden sollten. Dann gingen die beiden weiter talwärts.

Felix hatte dem Gespräch zugehört, ohne sich einzumengen. Aber ihm war es, als hätte er dabei manchmal einen Laut gehört, der wie schmerzliches Seufzen klang. Sollte der vom Kreuze gekommen sein? Nicht möglich, der kalte, tote Stein seufzt nicht und die Ameisen tun das auch nicht. Felix wollte über sich selbst lachen, daß er überhaupt solche Gedanken haben konnte. Behaglich streckte er sich ins Gras, sein Hund, der ihn beim Gange zur Kreuzhöhe stets begleitete, tat es ihm nach. Aus dem Tal kroch langsam, immer düsterer die Dämmerung und rief die Nacht herbei.

„Wie merkwürdig doch eben die Menschen sind,“ sprach Felix vor sich hin und atmete dabei tief auf, als wollte er seine Brust von einem Drucke befreien. Und da hörte er wieder das eigenartige Seufzen und da mußte er auch wieder zum Kreuze aufblicken. Aber wie merkwürdig, ihm schien's, als sei das Kreuz ins Riesengroße gewachsen und rage in den Himmel hinein. Einen weiten, hellen Raum sah er da hoch oben. Der Gekreuzigte schien sich zu bewegen, Felix sah es ganz deutlich. Der bronzene Heiland bewegte sich, löste die Arme vom Kreuzbalken — — und jetzt stieg er vom Kreuze herab. Gleich darauf hörte Felix eine Stimme von oben, die mild, und doch klang's wie Vorwurf, sprach: „Für euch habe ich gelitten, ihr verstandet mich nicht und drum erstehe ich jetzt erst wieder auf und weine über euch, daß ihr mein Opfer nicht mit Liebe vergolten habt. Mit Liebe von Mensch zu Mensch.“

Felix horchte auf. Wer sprach da? Und da mußte er an die beiden Bauern denken, deren einer, weil er reich geworden, den Christus am Kreuze frisch vergolden lassen wollte, damit er ihn vor künftigem Ernteschaden bewahre. Und während er so an jene dachte, ward's ganz hell um ihn, aber er wußte, daß es nicht das Licht der Sonne sein konnte, denn diese war zur Ruhe gegangen. Und doch ward es ganz hell. Waren es wohl die Worte aus der Höhe, die das Licht verbreiteten, waren es die Worte, die Felix zu sich selbst sprach? — — Aber ein wundervoller, heller und doch milder Glanz lag ringsum. Eine weite Wiese sah Felix vor sich, die drüben allmählich anstieg, bis sie in einer Kuppe die Höhe erreichte. Dort saß nun der vom Kreuz gestiegene Christus. Vor ihm aber hatte sich

Volk, viel Volk angesammelt, das auf die Worte hörte, die jener vom Berge herab sprach. Auch Felix war unter dem Volke und hörte zu.

„Vom Berge der Welt rede ich zu euch und bitte euch: Erhöret mich! Seid Menschen, achtet dieses Adels, selig seid ihr, wenn ihr Gott im Herzen traget und trachtet, selbst Gott zu sein in der Liebe untereinander.“ So sprach der mild-ernste Mann, der drüben auf dem Berge, dem Berge der Welt, saß und, wer eins besaß, dessen Herz sprach die Worte mit. Und Felix hörte ein Pochen, das bald machtvoll, bald zögernd und ängstlich klang. Das mochte wohl das Pochen der Herzen all derer sein, die da am Berge der Welt ringsum lagerten und dem Prediger zuhörten. Aber da wurde das Pochen zum Dröhnen, zum Donner und das war nicht mehr der Schlag klopfender Herzen, das war Zorn, Aufruhr im Volke da rundum am Berge der Welt. Doch nicht alles Volk war es, das mit Unwillen und Wut des Meisters milde Wahrheit belohnte, es waren nur diejenigen, die mit hörenden Ohren taub waren gegen Güte und Weisheit. Sie aber wurden zur Übermacht und schrien und tobten, so daß in dem Lärme des Mahners Worte nicht mehr zu hören waren. Da hörte Felix ganz in der Nähe den Ruf: „Haltet euch die Ohren zu, jenen aber kreuzigt! Ans Kreuz mit ihm!“ Felix sah den wütenden Schreier — — — und erkannte ihn. Jener war es, der den Heiland am Feldkreuze frisch vergolden lassen wollte, damit er die Ernte vor Hagelschlag bewahre. — —

Und Felix fühlte, wie ihm sein Herz bei diesem Anblick zu schmerzen begann, aber er schaute auch nach dem Meister hin, der noch immer, als hörte er den Aufruhr nicht, mild dort oben auf dem Berge der Welt saß. Da fühlte sich Felix einsam in der tobenden Menge und Sehnsucht im Herzen nach jenem Milden, Ernsten. Hin wollte er zu ihm und schritt, unbekümmert um die Wut der Menge, langsam den Berg hinan. Je höher er kam, je mehr blieb der tobende Haufen zurück und endlich war Felix ganz allein. Er schaute um sich — den Meister sah er nicht.

Aber er hörte eine Stimme: „Du bist mir nah, doch wolltest du mich ganz erreichen, dann müßtest du bis zum Gipfel des Berges, den du betreten hast, vordringen, denn nur, wer auf diesem Gipfel steht, überschaut die Welt, hört ihren Herzschlag und fühlt ihr Leid. Sieh, dort vor dir ist der Gipfel, doch der Weg ist nicht nahe dahin.“

Und Felix sah nach der Spitze des Berges und sah, wie sie dort einen Mann ans Kreuz nagelten, und er sah, daß es der Meister war, der so liebevoll und mild zur Menge am Berge gesprochen hatte. War das ihr Dank für seine Güte? Felix wollte aufschreien in Zorn und Schmerz, aber da hörte er wieder die Stimme und sie kam vom Kreuze herab: „Schweig still, der größte Schmerz verträgt den Aufschrei nicht, das höchste Leid ist stumm.“

Dann ward es still ringsum, nur die Schläge der Hämmer hörte Felix, mit denen die Nägel durch Hände und Füße des Meisters und Mahners getrieben wurden, die ihn ans Kreuz hefteten. Und Felix sah jetzt deutlich, daß einer derer, die am wütendsten zuschlugen, jener war, der, damit er vor Ernteschaden bewahrt bleibe, den Heiland am Kreuze frisch vergolden lassen wollte. Aber da war's Felix, als würden ihm selbst durch Hände und Füße Nägel getrieben, und er schrie im Schmerze laut auf. Doch da ward es dunkel um ihn herum, das milde Licht war erloschen, Berg, Wiese sah er nicht mehr, die Nacht lag finster über ihnen. Grauen ergriff den einsamen Wanderer, da hörte er aber wieder die Stimme: „Nahe warst du mir, doch erreichtest du mich nicht, denn als sie dir die Nägel durch Hände und Füße zu treiben begannen, da ertrugst du den Schmerz nicht und schriest auf, weil du dich noch als Felix, das heißt der Glückliche, fühltest. Ich aber sage dir: Das höchste Leid ist stumm, das höchste Leid ist aber auch die höchste Freude, denn es sagt dem, dem's widerfährt, daß er erhaben sei über all den Schmerzen, welche die Menge peinigen und doch nur nichterfüllte, kleinliche Wünsche schaffen, das große Leid aber nicht fühlen lassen und drum auch nicht die Weisheit geben, es heilen zu wollen. Laß ab von mir oder strebe mir ernstlich nach, dann magst du sehen, wie der Sterne reinster Glanz, himmlischer Ruhm dich beglänzen werden. Doch du bist noch nicht so weit. Strebe mit reinem Herzen, laß alle Eitelkeit der Welt . . .“ Da ward es ganz still. Und Felix lag noch immer neben dem einsamen Feldkreuze und blickte hinauf zu ihm, blickte hinauf, weit in den Himmel, und blickte nach den reinen Sternen, die mild und klar das Haupt des ernsten Mannes, der oben am Kreuze hing, beglänzten. Und da verstand Felix, warum jener so ernst, so friedlich, so leidvoll freudig das Haupt über das Tal da unten, über die Welt neigte.

Wolfgang Branczik.

Wiesen.

Über die Wiese
Läuft der warme, sommerliche Wind.
Lind
Neigen sich die silbergrünen Halme,

Leises Wiegen,
Butterblumen, golden, Stern an Stern.
Fern
Schattendunkle Birkeninselgruppen,

Hingelagert
Wie Gehölze, ganz im Stil Watteaus.
Sorgenlos
Ziehen Wolken durch den blauen Himmel.

Verziehender Regen.

Im Osten liegt noch fern die Wetterwand
Und hält ein Stück des Himmels grau umzogen.
Auf ihrem Dunkel, weithin ausgespannt,
Steht sonnenleuchtend bunt ein Regenbogen.

Und spannt sich bis ins matte Himmelsblau
Des blassen Nachmittages. Auf den feuchten,
Verweinten Bäumen, schwer vom Regentau,
Liegt rötlich schimmernd breites Sonnenleuchten.

Und leise wogt der Wind im satten Grün.
Ein leichter Duft steigt von der feuchten Erde
Und alle Blumen wollen wieder blühn
Und öffnen sich mit rührender Gebärde.

Fritz Jurditsch.

Aus „Ragenhart Seder“, Romanbilder aus einer Lebensgemeinschaft.

Mit dem hereindunkelnden Abend dieses Tages erhob sich über nördlichen Breiten beißender Windhauch. Sachte strich er über die schwarzen Schollen, rauschte in den Wald hinein, pfiff durch die Tannen und Fichten der Klamm, fegte anschwellend über die Geierau, jagte den wirbelnden Blattmoder vor sich her und sirrte über die Ziegelei, immer drängend nach Süden.

In der Stube des Ziegelschlägers Rauscher schwelte mattes Licht. Die Lampe war verrußt, über dem Dochte hüpfte ein düsteres Flämmchen. Die Türe schloß schlecht, mit jedem Windstoß fächelte leichter Windhauch durch den Raum.

Rauscher saß zusammengekauert am kalten Kamin, die Frau hockte in der Nische der Winkelbank. Beide horchten hinaus in den Hof. Dort spielte der Wind mit den rauschenden Blättern, es war, als wisperten lispelnde Stimmen, als schlürften huschende Tritte vor der Tür.

„Schauerli is heunt draußt,“ unterbrach die Rauscherin das Schweigen. „Kan Hund gönn i's Draußtsein.“

„Da Winta steht voa da Tür,“ brummte fröstelnd der Mann. Ihm bangte vor der weißen Zeit. Geplagt hatte er sich sommerüber um billigen Lohn, aller Verdienst war aufgegangen bei kargstem Leben. Was sollten sie haben in der toten Zeit? Das Gespenst der kalten Not fraß an seinem bekümmerten Herzen, vergeblich grübelte er um einen Ausweg.

Das Weib fühlte die Deutung seiner Worte, die Richtung seines Schweigens. Übermorgige Sorgen aber schienen ihr überflüssig; sie wußte, daß sie nicht verhungern, nicht erfrieren würden. Das Leben lebt sich immer leichter, als die düstersten Befürchtungen erwarten lassen. Um ihn aufzumuntern aus seiner Dunkelgängerei, sprach sie mit fester Stimme: „Gott wird scho helfn. Is die Not am höchsten, is Gottshilf am nächsten.“ Dann horchte sie hinaus in den Hof. „Mir scheint,“ flüsterte sie, „i hör Tritt.“

Beide spitzten die Ohren und lauschten in den Windsaus und Blätterplausch der Nacht; die Tür beberte, die Eisenangeln schrillten leise.

„Du hörst immer was Bsonders," entgegnete enttäuscht der Mann. Er vernahm durchaus nichts.

„Sei stüll," mahnte sie und luchste hinaus, „i hör bestimmt jemand kommen."

Er horchte. Ein Windstoß schlug gegen die Tür, von den Bäumen rauschten die Blätter, flogen wie dürre Sorgen um das Gemäuer.

„Horch!" flüsterte das Weib.

Jetzt vernahm auch er Schritte. Plötzlich klopfte es an die Tür, beide sprangen auf. Das Weib drehte den Docht höher, der Mann schritt zur Türe und öffnete. Im Türrahmen stand eine hohe, vermummte Gestalt.

„Vafluacht und guten Obnd!" grüßte trocken der Fremde und trat in den Raum.

„Ignaz! Bist du's? Ja, wia kimmst denn du ba dera Teuflsnocht daher?" fragte überrascht der Mann.

„In Gottsteuflsnomen kimm i her." Nach einer Pause: „I bring a Bröckl Holz mit." Vom Rücken ließ er in den Kaminwinkel ein Bündel gleiten, müde seufzte er auf, krempelte seine Kleiderfetzen zurecht und setzte sich auf die Winkelbank.

„Das is nämli da Ignaz," erklärte Rauscher seinem Weibe, „der beim Seder dient hot. Und iatzt," wendete er sich jenem zu, „sog, was treibt di um solche Zeit zu uns!"

„Die nötige Voasicht." Das linke Auge schloß er, das rechte zwinkerte gegen den Frager. „'n gonzn Tog bin i im Wold glegn, iatzt is ma tüchti kolt, es beutlt mi da Hunga."

Die Frau setzte ihm gesalzenes Brot vor und entfachte im Kamin das Feuerchen. Als er den trockenen Brocken hinunten hatte, setzten sich alle um den Kachel.

„In da Geierau," tastete der Ignaz „hon i heunt a richtigs Stückl Fleisch gsehn. Es rennt no af vier Füaß."

Die Rauscherleut horchten täppisch, sie wußten nicht, wohin die Rede zielte.

Ignaz griff in sein Bündel, löste die Weidenbänder, schüttelte die Zweige auseinander und holte einen derben Knüttel hervor.

„A Gwehrprügl," staunte die Frau.

Der Mann hatte bereits begriffen. „Ignaz," warnte er, „gib ocht! Mit'm Seder ist net gut Kerschn essn."

Ignaz schwenkte wegwerfend die Linke, bückte sich abermals zum Bündel hernieder, bastelte suchend darin und langte ein zweites Gewehr herfür.

„Für wem hostn nocha dös Gewehr?“ fragte Rauscher.

„Für di!“ antwortet bündig der andere.

„Für mi?“ Er schüttelte den Kopf. „Na, Ignaz, i geh nit wildern.“

„Wer sogt wildern?“ knurrte Ignaz. „Wir gehn auf die Pürsch, vastehst? Zur hohen Jagd.“

„Na, Ignaz, dös is ka Pürsch und ka hohe Jagd, dös is gemeine Wilderei und nichts Rechts.“

„Nichts Rechts? Hon i nit das Recht zu schiaßn als wia andre? Geht's Gwehr in meina Hond nit los wia in a andan? Lebt's Woldvieh net für alle? Lebt's nur für an? Nur für'n Jeder eppa? Nit a für mi und di?“

Er hatte sich in Zorn geredet, nun hielt er inne.

„Du hast vielleicht recht, Ignaz,“ redete kleinmütig der andere. Er dachte an seine Not, ein Bröckl Fleisch tät not. Aber an fremden Besitz sich ranschleichen? Unter Lebensgefahr? Essen hätt' er schon mögen, aber stehlen? Ja stehlen! Hörst du, Rauscher?

Ignaz sah die stummen Bedenken an der Stirne des Kleinmütigen, in den Augen die Lockung.

„Sei net blöd, Rauscher!“ hob er an. „Schau di doch um a wengerl in dera Welt! Du rackerst togein, togaus. Host kan Sun-, kan Feiertog. Vagißt auf dein bißl Lebn in lediger Not und Orbeit. Und host dabei nia nix zu fressn. Dar Hunga brennt dir in den Augn. Is das a Leben?“

Er hielt inne, fuhr dann polternd los: „Schau amol, wia ondre lebn bei Nixtan und Faulenzn. Fressn und saufn und hurn, wos Peischl trogt, holtn sich Schklavn, die's Geld zamschindn. Is das recht?“ Und zum Weibe gewendet: „Frau, is nit a so, wia i sog?“

„Gonz und völli recht,“ nickte eifrig das Weib.

„Wohl, recht hast schon,“ walkte Rauscher, „aber mir sein holt orme Schlagerleut, müssn uns plogn, hobn kan Grund und Boden, lebn nur von die Händ.“

„Leutln, Leutln!“ mitleidete Ignaz. „Hobts kan Besitz, manst. Wart a bißl, Rauscher! Paß auf: Glaubst, die Großkopfatn hobn ihrn Besitz schon von Adams Zeitn her? Oder moanst, daß die Faulenzer durch Fleiß und Orbeit reich wordn sein? Gel, dös glabst a net! Wo habn sie's alsdann her? Was moanst?“ Verdutzt schauten ihn beide an.

„Gstohln habn sie's,“ donnerte er. „Wann und wia immer. In Besitz genommen, wia's hoaßt. Und iatzt wuchern's mit ihrn Klimpr und schindn solche Norrn, wia ihr seid, bis afs Bluat. Jetzt waßt, was Besitz und was Recht is.“

„Recht is,“ setzte er fort, „was jedem recht is, dir und mir a. Die Reichn denkn: Wer nix stiehlt, hot nia nix. Oba sogn tun sie's net. Sie stelln sich hintan Herrgott, lachn sich eins, wenn der sogt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut! Das gilt nur für die vorne, für die ondern,

für die hintn net. I aber sog dir: es gibt gor kan Besitz, es gibt a ka Dieberei. Man nimmt nur in Besitz," schloß er in reinem Schriftdeutsch.

„Recht hobn's, Ignaz," eiferte das Weib. „Mia hobn grackert und gschundn als ehrliche Vorderleut 's gonze Lebn. Was hombr davon? An Dreck! Hin sein ma eins mehr als 's ondre vor Orbeit, Not, Elend. Wos soll ma do glaubn? Da Glaubn is a schöne Soch bei vollem Ranzen. A paar Kreizerln in da Toschn, es könnt nit schodn!"

Ignaz griff nach dem Gewehre und zielte ins Leere. „Siagst," sagte er, „durt im Wold rennt fremdes Eigentum. Nocha an Druck mitn Finga — Pum! — es liegt und is dein Besitz. A so schnell geht's. Nocha wird 's hambrocht; a Teil geht ins Brotpfandl, a ondra ins Brieftaschl. Not und Elend is vabei. Do is mei Hond, Rauscher, schlog ein, daß d' mitholst. Zu zweit geht's besser, sichrer."

Rauscher wirbelte in einem nie gefühlten Aufruhr. Angst und Lust, Not und Überfluß, Ehrlichkeit und Lumperei kreisten durcheinand, er wußte nicht aus noch ein. Er war ein Aber-Mensch.

„Ist alles schön," zog er in die Länge, um Zeit zur Klarheit zu gewinnen; „ist alles schön. Jo! Wia aba, wenn uns der Herr Obaförschta dabei erwischt?"

„Ka Spur vom Erwischn," fiel Ignaz rasch ein, er hatte die Frage erwartet. „Da Herr Obaförschta schloft, wenn ma schon wieder daham sein von der hohen Jagd."

Bedächtig fragte der andere und zäh: „Wann er aba do aufstand in da Fruah und af amol schreiat: Halt, Ignaz — oder ich schieße! Wos nochn?"

„I sog da jo, er schreit nit, weil a schloft. No und wann a schreit, nochn —" trotzig warf er die Unterlippe vor.

„Nochn? Wos nochn? Rännast? Oder stündast?"

„Wos konn man wissn. Fangn ließ i mi net." Ungeduldig trommelte er mit den Fingern auf der Bank.

„Frog' net so dumm!" schnauzte das resche Weib. „Is a gscheidt, da Seder, weicht a aus."

„Recht so!" Ignaz sprang auf. „Und kapriziert a sie, nochn is holt gfahlt — für eahm. Es sein schon mehr Förschta im Wold gfundn worn. Oba, i sog, a schloft. A Schlofanda weicht net aus und kapriziert se net. Redma net long. Hau ein, Rauscher, do is mei Hond. Moagn schiaß ma an kapitaln Stuck Hirsch."

Für Rauscher gab es kein Halten mehr. Er schlug ein, der Pakt war gültig.

Ignaz schob wieder den Kragen hoch, stülpte die Mütze über die Ohren und griff nach dem Gewehr.

„Alsdann: um fünf Uhr in da Geierau. Beim Wetterahorn. Gute Nacht! In Teuflsnom: Gottbfohln!" Im Türrahmen drehte er sich

nochmals um. „Wort holtn, Rauscher! Gelt?“ Dann verschwand er in der finsteren Brausnacht.

Die Rauscherleut horchten dem Verhall seiner Schritte, lauschten dem Windsaus und gingen zu Bette.

Wer waß, wo er die Gewehr her hot? dachte der Mann. Wo der Ignaz schlofn tut? dachte das Weib. Als sie im Warmen waren, sprach die Rauscherin: „Moagen geht's uns bessa. I sogs holt: Is die Not am höchsten, is Gottshilf am nächsten. Moagn mittag hom mia an Hirschbrotn. Gut Nocht, Monn!“ Sie drehte sich um und schlief sorglos ein. Er wälzte sich lange auf dem Strohsack, bis auch ihn der Schlummer einhüllte.

Josef Reif.

Aus „Der Acker“, Erzählung.

Der Verfasser schildert, wie ein begabter, tief angelegter Dorfknabe, dessen Vater verarmt, dessen Mutter krank ist, unter mancherlei Mühsalen studiert, wie er durch viele Fährlichkeiten und Seelenkämpfe hindurch heimattreu und unverdorben bleibt und sich im Geburtsort als Arzt niederläßt, um als Helfer in leiblichen und seelischen Nöten nach Kräften über die Scholle der Heimat und über die Bauern, die der Heimatacker ernährt, zu wachen.

Wie er da liegt, selig hingedehnt, in stiller Kraft! Seine satt-braunen, frischen Schollen glänzen tausendaugig empor zur segnenden Sonne.

O Mutter alles lieben Lebens, sei auch mir gnädig, lasse auch mich reifen, reich und gut, in deinem Sonnensegen! Ich bin bereit und harre, freudig hingegeben deiner schimmernden Wärme, deiner gütigen Wolkengüsse.

O sanfter, strahlender Acker! Du gabst dem Menschen festes, geliebtes Heim; lehrtest ihn unermüdliche, sorgende Arbeit; schenktest ihm mit deinen Gottesfrüchten die schönste, opferfroheste Liebe, die treue Liebe zur Erde; zur Erde, aus der wir wurden und zu der wir wieder werden.

Dort der einsame Ackersmann — — sieh, er hebt das braune Stückchen Erde der Sonne entgegen, als wär's ein frommes Opfer — in der edlen Schale harter Hände.

Sieh ihn, o Mensch der lichtdurchschrienen Straßen, sieh ihn, deinen braunen Acker! Knie nieder in seinen Schollen, du Reicher, breite deine Arme ihm entgegen, küsse inbrünstig und dankbar seine herben, duftenden Krumen!

Es ist gottgegebene Erde. Sie ist die Mutter unserer schönsten und besten Kräfte. In ihrer dunklen, ruhigen Einfachheit wachsen die Samen erlösender Taten. Alle lichtkreißenden Städte wären traurige Steinwüsten ohne sie; all die Macht ihrer prächtigen Gebäude zerklafft in faulendes Lasterwirrsal, wenn sie nicht aus dir emporging, strahlender Acker, wenn sie dich treulos verlor, arbeitgetränkte, heilige Scholle!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Frechfreudig schwang sich grelle Musik über die niedrigen Dächer des Dorfes. Acht Männer: ein Flügelhorn, zwei Trompeten, zwei Klarinetten, eine Flöte, ein Bombardon und die große Trommel mit Tschinelle wanderten frisch in Schritt und Tritt die Hauptstraße hinauf, Reidls Wirtshause zu. Hei, wie blitzte die klare Oktobersonne in dem Messing der Bläser! Kirchweih! riefen alle Häuser, neu geweißt, gestrichen und schön geputzt wie eitle Mädchen. Ach und ach! Jung waren sie mitnichten, die armen, frohen Häuschen. Manchem saß das Kopftuch ganz großmütterlich tief im lieben Gesichte; manchem war es sogar etwas kühn zur Seite gerutscht — wie schon solcher eigenwilliger Häuser Dächer eben sind. Aber lustig waren sie doch alle.

Eine lachend verknäulte Schar jungen Volkes von fünf bis dreißig Jahren umschwirrte die „Musikkapelle" wie ein aufgeregter Sperlingsschwarm.

Schelte nur einer die Würde der Kapelle! Der wird es mit dem Kapellmeister zu tun haben. Geht ein Pascha erhabener als er mit seinem Flügelhorn? Trillert eine morgenselige Lerche lieblicher als sein gelber Blechvogel? — Und diese schwatzhaften Gassenbuben, die Klarinetten, die mit Gekicher, Pfeifen und Juchzen, der Schulhaft entronnen, übereinander purzeln! Die Flöte hilft, sie etwas bändigen. Die Herren Trompeten schmettern gelle Befehle — und bedächtig, wie ein Kantor, stapft das Bombardon in den hellen Haufen, schafft Ordnung, Gleichmaß und Sitte. — Aber — aber — o jegerl — die große Trommel! Tschschinnnnn!! stürzt, sirrt und saust es auflachend aus ihren großen, protzigen Stürzeln. Bummmmm! fällt dröhnend ihr Donner dem gelben Blitze nach. — Ei ja! die gibt der ganzen Geschicht erst das Rückgrat. Deshalb wölbt auch der Wilfer Schuster, ihr Träger, so siegesbewußt erhaben den Bauch heraus. Fast macht er dem Kapellmeister den Rang streitig — er weiß es gut. — —

Und nach dem lustig kräftigen Takt der acht tonangebenden Männer schreiten stolzen Schrittes die Paare. Manche sechzehnjährige Dirne, die heute zum ersten Male ihre emsig in Küche und Hof geübte Kunst des herrlich beschwingten Walzers an den „Mann" bringen darf (sonst war der Besen oder die Freundin die Freudenerkorene), stolziert da siegesbewußt durch die Gassen der neugierigen Zuseher. Das allerschönste Kopftüchel prahlt bei mancher schimmernd in der Sonne: „Ei! was bin ich fein!" Und die grellen Röcke lachen.

Die schwarzhaarige Burgerl vom Meisinger Tischler, mit den Wildkatzenaugen — das dritte Jahr ist sie erst aus der Schule heraus — endlich hat's der strenge Vater doch erlaubt und sie darf heut mittun im schönroten Kleid — hält fest den Burschen am Arm wie eine Frau und alle Engel der Freude singen aus ihren Mienen.

Die Burschen selbst aber — das sind die Herren des Tages, mehr noch: die Feldherren des Tages. Heute zeigen sie doch, was alles sie können. Man wird staunen. Die weißen Handschuhe? bah, das ist eigentlich noch nichts! Es gilt noch ganz anders, den feschen Burschen herauszukehren. Das wird sich noch weisen! Bummmm! gibt die große Trommel den Punkt zum herausfordernden Rufzeichen.

Vor Reidls Wirtshaus wird halt gemacht. Die Musikkapelle stellt sich beim Seiteneingang auf. Wie das siegreiche Heer in die unterworfene Stadt, so zieht der bunte Zug unter den prachtprallen Klängen des Marsches in den Hof. Das siegesgewohnte Flügelhorn ersteigt dabei fast vermessene Höhen. Dem letzten Paare schließt sich die Kapelle an. Die wackeren Bläser erklimmen dann im wimmelnden Hofe ihre ebenso kühn wie wacklig erhöhten Sitze. Schnell ein Krafttrunk — und schon gehts wieder los. Die Paare haben einen Kreis gebildet. Buntschön bebänderte Weinflaschen gehen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Schreien, Lachen und Jauchzen schnellt auf. Tusch und Tanz hebt an — und dauert vielleicht bis morgen früh — vielleicht bis morgen abend — vielleicht bis übermorgen.

Die „Alten", die „Gesetzten" haben es sich in den Wirtsstuben gemütlich gemacht. Knöchel hauen auf die Tische, Karten gleiten über deren Fläche der einheimsenden Hand entgegen, Wein- und Biergläser klirren, Rauchwolken aus Zigarren und Pfeifen steigen mählich empor, den Nebelschwaden über feuchten Wiesen gleich.

Die Sonne hat sich satt gesehen und fällt langsam hinter die fernen Weinberge. Funkelndes Rot — wie Widerschein einer Feuersbrunst — kündet ihren Untergang.

Im Wirtshause blakt blasses Licht auf.

Nun kommt man bei Reidls erst in die richtige Stimmung. Aufgespeicherte Lebenslust und Kraft bricht unbeholfen los und schwillt immer höher in den Tabakrauchschwaden über den Häuptern der opfernden Opfer des „Vergnügens".

Aber der Wirt hat seine Freude daran.

Es gilt, den Segen der Äcker zu gewinnen.

Wie ein kaltblütiger Eroberer ordnet er die Batterien der Flaschen und Gläser und entsendet kurz und scharf seine „Adjutanten", auf daß die „Mannschaft" drinnen und draußen tüchtig versorgt werde. — Es soll ein Massenangriff der Lust erfolgen.

Schweiß kriecht über Stirn und Schläfen, Schnurrbart wölbt ein mächtiges Gestrüpp überm Munde, aber der Führer bleibt karg und kalt. Seine hagere, hohe Gestalt wandelt aufrecht wie ein Fahnenschaft zwischen Truppengewirr.

In der Küche nebenan aber siegt ein anderes Zepter. Hier im Himmelreiche der Knödel und Schnitzel waltet die Mutter der süßen

Liebe zum allmächtigen Magen. Mit den hehren Abzeichen ihrer ehrfurchterweckenden Taten — Bratspieß, Gabel, Messer, Kochlöffel — schwitzt sie, dick und keuchend, umschwebt von ihren Erzengelinnen, zwei Mägden und zwei Köchinnen, auf und ab. — — Denn hundert hungrige Schlünde werfen ihre Sehnsuchtschreie („Mir auch ein Schnitzel!") bis in den geweihten Brodem der Küche. — — Von hier erfolgt die große Abfütterung. — — — Armes, rosiges Schweinchen! Nicht mehr wirst du den einsam sonnigen Hof mit deinem herzerfreuenden Gequieksel lieblich erfüllen; deine sanftblauen Äuglein blicken nicht mehr fröhlich aus wippendem Fett! Sie nannten dich ein Schwein, feist und gut, vorzüglich für schmackhafte Schnitzel — und gaben dich hin zermalmenden Zähnen. Nun schreit und spritzt dein gesegnetes Fett empört in der Pfanne. Was nützt jedoch all dein heißer Zorn. Dein Unglück ist's: du bist zu gut!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht sank herab. Alle Laute scheinen zu wachsen, alle Dinge größer zu werden. Manches, das am Tage im Sonnenglast schlief oder klein verkauert war, hebt nun seine Finger an hungrigen Händen und langen Armen.

Das Wirtshaus wird bald zu eng für all die Fülle fordernder Freuden. Aus den verqualmten Stuben, dem flackernden Hofe entquellen lärmende Schwärme in die angenehme Dunkelheit der Straßen. Hier und dort bröckelt auch ein stilles Paar ab.

Gütig, mit leisem Lächeln, deckt es die Nacht weitab mit ihrem schweren, sanften Mantel.

Karl Bacher.

Beim Regen.

Eintönig stapft durchs Dorf der Regenmann.
Es tropft sein Bart in menschenleerer Gasse.
Nur einer, der ihn Vetter nennen kann,
Ein Bettler klopft an Tor und Türen an,
Mitleid'ge Gabe hofft die Hand, die nasse.

Ich lieg' im Fenster — — — Träume laufen leer — —
Ein schläfrig Frösteln zittert mir im Leibe — —
Ich horch: — der Regengreis tatscht wieder mehr — —
Und jetzt — jetzt neigt sich tief sein Antlitz her
Und Tränen kollern auf die Fensterscheibe. —

Ich starr' ihn an — und mich durchfährt ein Schauer —
Durch fahle Weiten lausch ich müdem Gang —:
Mein toter Vater! — und mir wird so bang,
Als lehnt' er einsam wo an einer Mauer
Und klopft' an Türen eine Gass' entlang — — —

Aus „Südmährische Gedichte". (Wien 1922 bei C. Vetter.)

De Hoamat.

Hoamat, mein Hoamat,
Wia hob i di ge'n!
Hob di in Herzn
Wia r a Pflamerl sein Ke'n.

Und dos Herz meßt mer zreißn,
Wonn's wer sollt probiern
Und möcht in sein' Kammerl
Dos Ke'ndl onrührn.

Wüßt nit, wia r i redat,
Wüßt nit, wia r i wa',
Wonn i nit aus mein' Örtl,
Aus mein' ormselign wa'.

Ollaweil in der Fremd furt!
Wos wird aus mir we'n — ? —
Hoamat, mein Hoamat! —
Und i hob di so ge'n!

's Muiderl.

Wonn mer am schwa'stn is ums Herz,
Aft red i wia dahoam.
Aft suich i wia va selber zruck
Zur Muidern in der Ghoam.

Und 's is, als wia wonn s' stang bei mir
Und sehat's, wos mer is,
Ols kunntat s' mit oan' liawm Wort
No hoaln in Herz den Riß.

Und wonn i ah mit meine Johr
Gonz onerst denk und fühl,
I hör no wia r amol ihr Red:
„Sei ruihwi, Kind, sei still!"

Und 's klingt so hoamlat, 's klingt so guit!
Der Schmerz is nit so viel.
Do suich i stad ihr Hond und d' Augn:
„Siagst, Muiderl, bi scho still".

Aus „Neue Südmährische Gedichte". (Wien 1922 bei C. Vetter.)

A Frosch.

Hupft a Frosch in Gros,
Krallt mer af mein' Fuiß.
Denk a mer: „No wos
Der do suicha muiß?"

Deut't er mer iatzt zui:
„Stehst mer do in We'
Mit dein' Trumma Schuih!"
Frog i'n: „Jo zwegn we?"

„'s is mein Platzl do,
Wonn i mer 's vergunn
— Und 's derlabt's der To' —,
Daß i schau in d' Sunn."

Und se hot mi gfreut,
Daß de Kreatur
Ah zu seiner Zeit
Suicht von Schön' a Gspur.

Und so loß eahm recht
Und bleib stehn hindon,
Weil i 's onschaun möcht,
Wos der gnoißn konn.

Schaut der Frosch a Wal
— Und schloift furt ins Gros.
Kimmt's mer aus'n Mal:
„Frosch! no we iatzt dos?"

„Weilst nit weitergehst,
Wirst mi kam verstehn.
Wonnst do bei mir stehst, —
Is de Sunn nit schön." — —

Dos Lebm.

Ols a Bui hob i drängt af d' Gossn,
Ols so olte dräng i in d' Stubm* —
Und dos is von Lebm in großn,
Dos is ds gonze Auf und Um.

Vor an Wosserschwoll.

Schauts nea den Wosserschwoll on!
Schwillt on, zoagt sein Stirk — wia r a Monn,
En Domm reißt er duri gor gschwind!
Und dos End is — daß er verrinnt — —

* gesprochen „Stu'm", reimt daher ganz rein auf „Um".

Emmy Leitner.

Aus „Heitere Skizzen in Brünner Mundart“.
(Brünn 1925 bei C. Winkler.)

Drachensteigen.

„Sixtes, wie a steigt! Wie a Fugl, meina Seel! Und kan Hella nit hat a 'kostet. Es Packpapier hat die Mutta in da Speis auf die Brettln lieg'n g'habt, es Klopfstaberl hab ich fein g'spalt'n und rundumedum geb'n, no und es Kreuz is aus Schbahndln g'macht. Gummiarabi hammer imma z'haus, damit hab ich ihn z'sammpappt. Und 's G'sicht drauf hab ich auch ganz allein g'malt mit die Farb'n aus meinem Farbenkastl. Is es nit schön?“

„Aba 's Schwerste, die Wag', hast sicha nit allein g'macht?“

„Schack, da Votta hat a bißl g'holf'n dabei . . .“

„Und den Schwaf? Hast den auch allein g'macht?“

„Den ham mir die Mädln aus'm Haus aus Zeitungspapier g'schnitt'n; ich bitt' dich, die ham eh nix zu tun!“

„Wieviel Spagat hast dazu 'braucht?“

„Der is noch vom vorig'n Jahr. A paar tausend Meta wer'ns sicha sein!“

„Bist du a Aufschneida! A paar tausend Meta? Da könnet ja dein Drach' bis nach Babitz flieg'n! Hekst'ns dreihundert Meta!“

„Wer sagt ta, daß er nit nach Babitz flieg'n werd? Und warum fragst, wennst alles bessa weißt?“ — — — — —

Außer der überlieferten ehrwürdigen Drachenform schweben zahllose abenteuerliche Gebilde in den Lüften: Vogelgestalten, die aus einer Kreuzung von Uhu und Gans zu stammen scheinen, sowie die verschiedenartigen Mißgeburten neuerer Flugschiffkunst.

Und sie steigen hoch und stolz empor, denn ihre Leitung liegt in erprobten Händen.

„Vatti, laß mich den Drach'n halt'n!“ bettelt der Junge, der untätig zusehen muß, wie der Vater mit einer Geschicklichkeit, die jahrelange Übung bekundet, sein Spielzeug lenkt und steuert.

„Gleich kriegst ihn! Schau nur, wie er steigt! Heut' is der richtige Wind dazu!“

Der Junge zappelt vor Ungeduld. „Vatti, das is ja mein Drach'! Gib ma ihn endlich!"

„Sekier nit fort, dumma Fratz! Ich beiß' ta nix ab davon! Schau zu, wie er steigt . . . ah!"

Die Leidenschaft des Lenkers erwacht: „Ja, a su a Drach', den muß ma zu zügln wiss'n! Nur so viel locka lass'n, daß er sich rühr'n und steig'n kann. Aba imma muß er a feste Hand spür'n. Dos is mit alle Drach'n asu . . ., zuhaus, im Biroh, im Wirtshaus! Und wenn ma sikt, daß mit an Drach'n nix anzufangen is, ihn flieg'n lass'n . . . auf Nimmawiedaschaun! Herrjemineh, wär' dos schön!"

„Vatti, du werst doch nit meinen Drach'n wegflieg'n lass'n?"

„Wos fallt d'r denn ein, dumma Bub, wer redt denn von d e i n e m Drach'n . . . . ! Wos plärrst denn? Und zick mich nit imma am Rock! Dos macht mich nervös. Ich erklär' ta alles und plag' mich mit deinem Drach'n und dos is der Dank dafir!" — — —

Manche Väter sitzen bequem auf grasigem Abhang, das Garnknäuel zwischen den Knien, die Pfeife im Munde und zügeln in beschaulicher Ruhe den Drachen. Kinder spielen um den Lenker herum; immer ist ein mißvergnügter Junge dabei.

„Also schau, Mutterl, was hab ich jetzta von meinem Drach'n? Grad nur hertrag'n hab ich ihn derf'n!"

„Er werd d'r ihn schon geb'n, da Votta!" begütigt die „Jumper" strickende Mutter.

„Ja, bis er fallt, der Drach'!" trotzt der Junge.

„Nit keck sein, weißt, sonst werd da Votta bös!"

„Geh, sag's du ihm, Mutti!" bettelt der Junge. „Er soll ma meinen Drach'n geb'n!"

„Mechst nit die Zeitung les'n, Mann?" fragt die Mutter unverfänglich. „Im Kinderwagerl is se."

„Steht eh nix drin."

„Der Bub mecht halt auch gern seinen Drach'n a bißl hab'n!"

„Damit er ihn wegflieg'n laßt, gelt?"

„No, er werd schon achtgeb'n!"

„Er soll ma lieba um a Flaschl Bier geh'n . . . da 'nieba zum Standl, is eh leer die Flasch'n. Aba dos sickst du nit mit deina ewig'n Nurklarei und der Bub merkt a nix! Nit amol den Drach'n vergunnts ihr einem fir a paar Minut'n!" — — — — — — — — — — — — —

Anderswo bringt ein Vater seinen Jungen dadurch zur Verzweiflung, daß er den in den Lüften wedelnden und sich fröhlich überschlagenden Drachen immer wieder einzieht und zu gewaltsamer Landung zwingt, um neuerdings geometrisch genau den Schwerpunkt der beiden Dreiecke des Deltoids zu bestimmen, wo sich die Schnüre vereinigen müssen, die den einfachen Flugapparat selbsttätig gestalten.

„Aber Vatterl, er is doch so schön g'flog'n, der Drach'!" protestiert der Junge.

„Das verstehst du nicht, mein Kind! Es ist nicht egal, unter welchem Winkel die schiefe Ebene vom Winde getroffen wird. Denn das Prinzip der schiefen Ebene findet bei diesem einfachen Papierdrachen dieselbe Anwendung wie bei der Luftschraube. Hier ist es entscheidend, unter welchem Winkel die Resultierende einwirkt, weil die beiden Komponenten, in die sie zerlegt wird . . . . . aber du hörst ja gar nicht zu!"

„Bitt schön, Vatterl, laß mer ihn jetzt flieg'n, ja?"

„Also gut, gut, wenn dir das lieber ist als meine Erläuterungen. Aber laß dir wenigstens den einleitenden Vorgang erklären: Ich werfe deinen Drachen in schräger Richtung aufwärts, du hältst die Schnur und läufst geradeaus, damit die rasch bewegte Drachenfläche den Luftzug verstärkt."

„Ja, ja, also wirf ihn hoch, Vatterl, ich lauf schon!" — — — —

Buben untereinander drücken sich in ähnlicher Lage kürzer und kräftiger aus:

„Wos tust denn in anemfurt an deinem Drach'n 'rumpatz'n? Glaubst, daß er davon bessa werd?" schreit ein Schulkamerad den andern an. „Dos soll a Drach sein? Der schaut ja aus wie a katrollierte Wanz'n! Kann denn der ibahaupt flieg'n? Ja? Also gib ihn her, ich schmeiß ta ihn in die Luft, daß er an Schwung kriegt, vastehst? So und jetzta renn', was kannst, damit a steigt!"

„Er steigt aba nit!" keucht atemlos der Freund.

„A su a Krippl sull a noch steig'n! Nit an lucket'n Hella gebet ich fir den!" höhnt ein anderer. „Da schauts meinen an, den sikt ma nit amol mehr, der is schon hecha als wie da Babylom!"

„Dos is wos! Schack, meina steigt a schon. Sixt nit? Der werd noch hecha flieg'n! In aner Stund is er am Mars ob'n!"

„Hörts ihn an! Dos vatepschte Krokodil werd bis am Mars fliegn! Die Leit am Mars mecht'n sich den Buckl voll lach'n iba den schäbig'n, alt'n Pintsch, wos zu ihnen 'raufkommt. Sakra, der hopst ja wie a narrischa Heuschreck!"

„Dos is auch a Kunst, mein Lieba, in da Luft hops'n! Dos treffst du nit!"

„A guta Drach' „gleitet", vastehst, du Lepon, aba deina springt und macht Purzelbäum'. Wos soll'n sich denn die Marsleit von uns denk'n, wenn a su a vapfuschtes G'stell von an Drach'n bei ihnen 'rumgeistert?"

„Dos ist ma Wurscht, wos se sich denk'n! Von mir aus kennen se alle die Zappelfreis krieg'n. Wenn er nur nit durt'n in an Kanal fallt oda daß se ihn amend abschneid'n fir ihnares Museum . . . . Ah, da mecht ich ihn lieba einzieg'n . . . . ."

„Weil er eh schon fall'n tut, geltes?"

„Der fallt noch lang nit, weißt, der steigt noch a Stund', wenn ich will. Aba was geht mich's Museum von die Marsleit an? Soll'n se sich selba ihnare Drach'n mach'n. Kumm 'runta, kumm, kumm! Eh kusch!"

Ein Schmerzensschrei, den die Notlandung auf einem Baum erpreßt. Mit klaffender Wunde im Haupte hängt der verunglückte Drache im Gezweig der Akazie.

Der Pilot ist unversehrt geblieben.

Ilse Ringler=Kellner.

Du hast mich nie gefragt . . . . . .

Du hast mich nie gefragt, ob ich dich liebe,
Noch, ob ich immer gerne bei dir bliebe.

Die bloße Frage wäre schon gewesen
Ein Zweifel am Bestimmtsein unserer Wesen.

Wir beide waren Sehnsucht, silberklare,
Noch eh' wir uns geschaut im Strom der Jahre.

Aus Silberfäden fügten sich zwei Saiten
Zum Geigenspiel, das Gottes Hände leiten.

Ein deutsches Wiegenlied.

Sei still, Bübel, fürcht' dich nicht.
Im Stübel brennt Licht —
Dein Ahnherr ein deutscher Bauer war,
Der Roggenbrot erntete Jahr für Jahr,
Treu pflügend die deutsche Erde.
O, daß sie wieder dein eigen werde!
Sei still, Bübel, still.

Mach deine Äuglein zu, Bübel. Weine nicht.
Im Stübel brennt Licht. —
Dein Ahnherr hat aus der Leipziger Schlacht
Ein silbernes Münzlein mit heim gebracht:
„Über alles die Ehr'!"
O, daß sie immer dein eigen wär!
Mach deine Äuglein zu.

Schlaf ein, Bübel, ruh'.
Im Stall schläft die Kuh.
Deine Mutter hat weder Haus noch Land,
Deine Mutter hat weder Baum noch Strand;
Deine Mutter hat Träume so gern,
Wenn sie funkeln wie Mond und Stern.

Träume seien dir hold.
Und pflanze in Träumen aus Silber und Gold,
Umlagert von grasender Herde,
Was schon dein streitbarer Ahnherr gewollt:
Den Frieden in deutscher Erde.

Südmährische Madonna.

Unter deines Kleids verborgner Ruhe
trägst du, langsam schreitend, weiße Schuhe
und ein leiser, lichter Schleier
hüllt dich ein zur Hochzeitsfeier.
Dein ist, was für rein und bräutlich gilt. —
Nur den Myrtenkranz hast du verspielt,
als des Weinbergs Pfirsich blühte,
als noch nicht gesponnen dein Bettgewand,
als noch nicht geweißigt des Hauses Wand,
als weder Tafel noch Stuben bereit und nur für deine verfrühte
Liebe hoch stand die Zeit.

Lächelst nun weise beim Läuten der Glocken,
träumend von seidenen Kinderlocken.
Auf der Straße Musik. Kranzeljungfern, Bittknaben,
alle Kinder des Dorfs möchten den Brautkranz* haben.
Weiße Rosse fahren mit Hü und Hott
zu der Kirche hinauf, o Madonna, zu Gott.
Deine Lippen sagen hallend „ja",
deine Seele doch, nicht fern, nicht nah,
ganz versonnen, summt ein Wiegenlied,
als der Brautmarsch durch die Kirche zieht.
Und im bleichen Schein der Opferkerzen
Deine Brust beginnt dir süß zu schmerzen.
Seht, ihr Frauen! Sie hat den Mut besessen,
wildes Gewucher von Kressen
statt Myrten ins Haar zu schlingen!

Es singen die Glocken
von den ewigen Dingen
der Mutterschaft.

---

* ein kranzförmig gebackener Kuchen.

Totenwache.

Nach unergründlich uraltem Brauch, so alle siebzig Jahr,
kniet nachts eine Armeleuteschar
im Vaterhaus betend nieder. Kerzenschattentanz
um schwielige Finger. Raschelnder Rosenkranz.
Durch die lastende Stille weint es und pfeift es schon
in Demut und Trauer: Kyrie eleyson . . . .

So alle siebzig Jahr', unter dem Lämplein-Licht,
von Sargwand umrahmt, dasselbe kantige Bauerngesicht.
Ist eine, die kennt des Geschlechtes Namen,
die seit Jahrhunderten hier auf die Bahre kamen:
Im Rahmen die goldgekleidete Frau,
die dunkle Gottesmutter von Czenstochau.
So alle siebzig Jahr drückt die schwarze Madonna ihr Kind
fest an sich und horcht hinaus in den Wind,
weiß nicht, ob heut' ist oder siebzig Jahre zurück.
Was bedeutet das Fließen der Zeit ihrem ewigen Mutterglück?

Solang' im Vaterhaus ein Kind in der Wiege schreit,
hält die schwarze Madonna ihr Söhnlein hoch übers Leid
der sternlosen Sterbenacht — wenn im ur—uralten Ton
geklagt und gesungen wird: Kyrie eleyson . . . . .

Ottilie Breiner.

Wia d' Liesal z' erschtemol af oana Leich gwest is.

Von Weißn-Vedan is de Ritschal gstor'm. De Liesal is mitgonga mit de weißn Menscha, wal bei eahna sand's e da Frändschoft mit de Weißn-Leit. Gestan und vorgestan auf d' Nocht sand's a zem gwest, d' Liesal und ihr Muida, in Rosnkranzbetn. Nocha homt s' olle a gsolzas Brod gessa und en Hoamgäh hot derfa de Liesal da Muidan ihr große Betn[1] trogn. Jo, und ehnda, des häd i bold vagessn: wia's zem gwest sand beim Weißn, ehwenn s' zan Betn ogfongt hom, hot s' de tode Ritschal midn Weihwossa ospritzn derfa, wos zum ebman Lodn[2] gstondn is, und ihr ollaschö'sts Büldal hot s' da Ritschal hito', a grea's Keich-bültl,[3] des wos ihr de Mare Basl ferd[4] vo' Dreioachn mitbrocht hot.

Af d' Leich hot ihr d' Muida ihr weiß Kloadl frisch gwoschn und beglt, en Kidl hot s' ihr e da rom Stirk gstirkt, daß a recht gstarr is und daß s' bein Niedakneean an schön Sturz mocha ko', de Liesal, wie de großn Menscha. Und floigade Hoa' hot s' ghot und a Wintagreakranzl drauf.

Bein Weißn-Vedan eahnan Haus sand scho' a Haufa Leit gstondn, wia s' hikemma sand olle zwo. Aft homt s' de Trucha außatrogn, schö' weiß is s' gwest mit goldane Engaln und sülwane Ste'n und goara schöna gmochta Kronz is drauf gwest aus lauta blüalweiße glonzade Lawa[5] und blowe Vagißmeinnicht drinnat. Aft is da Herr Pforra kemma mit de Ministrantn, wo z' Kreiz trogn hobm, und oft homt de Chor-singa es Singa oghebt und d' Leit homt gflä't. De Liesal hot derfa en Herrn Pforra de Kirzn gebm, oft homt de große Menscha de Trucha af d' Irxn gnomma und olle sand s' e d' Kira zogn und no da Kira en Freidhof.

Om Freidhof hom d' Leit goa' stoa'k gflä't, goa' d' Weißn Basl, de Muida vo' da Ritschal, grod z' Herz hätt's an brecha kinna. Owa de Ritschal is a goara gschnappats Menschal gwest und da Herr Pforra hot a schöne Lehr gholtn und de Singa homt eahna Soch a recht schö' gmocht. De Kathl von Brückl-Fischa, wos da Ritschal ihr best' Kumaradin gwest is, hot se zan offan Grow higstöllt, a brochane Kirzn midan schwoazn

---

[1] Rosenkranz — [3] Totenbrett — [2] Hornbildchen, das sich beim Anhauchen (Ankeuchen) biegt — [4] voriges Jahr — [5] Laub

Doll draf hot s' e da Hond ghot und a wun'aschö's Sprüchal hot s' aufgsogt. Jo, de Kathl geht scho' z' viert Joah' e d' Schul, do mirkt sa se scho' wos! Ehwenn s' wegagonga sand von Grow, homt d' weißn Mencha eahnare Wintagreakranz von Kopf owatoa' und homt s' es Grow einagschmissn und de Leit sand olle zuwagonga und aniads hot a Gaufl voll Erd einefolln loßn es Grow. Zleßt is bein Weißn-Vedan a Totnmohl gwest, a frisch' Brod homt s' ghot und an Buda und an Kas drauf und an Wei' und a Bier homt s' dazui trunga. Owa da Liesal is da Wei' z' sauer gwest und 's Bier z' hanti. — — — — —

Und jatzt gnotzt s' dahoam e da Kuchl und schaut gonz sinnla[6] e d' Ofalucka, wo z'Feia außableagatzt. Recht dalei[7] is de kloane Liesal und de Muida zoigt s' o und trogt s' es Bett eine es Stüwl. Do sogt des Menschal: „Muida, meßt's es wirkla woahr a ster'm?" „No frala, mei Dirn," sogt d' Muida, „wos gschachat denn sunst mit mir?" „Owa gölts, Muida, do nehmts mi oft a glei mit, wal i how ollawal a so a große Ongst, wonns es ner glei a Walerl furt seids, gschwengst goa', wonns tats bis en Himml aufifloign!" „Owa geh," sogt d' Muida, „moast leicht, da Himml, der is goa' so weit? Gonz nachat bei dir bleiwi, wonn i amol stirb, grod so wia wonn i in unsa schöna Stu'm einigang, de Tür follat hinta meina zui und du ko'st as net aufmocha. Erscht prowirst as mit da rechtn Hond, oft mit da denkn,[8] oft goa' mit olle zwoa, se geht net. Du langst aufi und wüllst eineschau duri de gläsane Tür, owa du siagst nix, wal eiweni a weiß' Viahangal viahängt. Se nutzt olls nix, du muißt scho' alloa draußt blei'm und brav sei und fleißig dei Oarwat toa'. Owa wonnst as goa' net moa'st, schoiw i drinnat ollawal des Viahangal a Wengal auf d' Seitn und bleagatz außa auf di'. Und wie r i siach, doß d' dei Oarwat firti host, gehn i hi zun Himmlvodan und so' eahm's. Do mocht da Himmlvoda de Tür auf und schreit da eina e de große Stu'm, de wos da Himml is, i kimm da entgegn, du floigst ma e d' Oarm und oft blei'mar ollawal beinond und i geh koan oanzegn Schriat mehr furt vo dir."

Do schmutzt[9] de Liesal, oft moa't s': „Muida, und is da Himml wirkla woahr a so schö' wia unsa groß' Stu'm? Hängan zem a so schöne halege Bülta af da Maua und homt s' zem a so an schön großn Glossturz am Schuwlodkostn stäh', wo d' Himmlmuida drinat is, wos des Christkindal af da Hond holt? Und so vül schöne gmochte Bischln sand a zem und so schöne sülwane Leichter mit gläsane Glangaln,[10] wie 's bei uns e da schö' Stu'm am Schuwlodkostn stengan?"

„No, do wirst erscht schau'n!" sogt d' Muida; „zem sand de Bülta olle lewende und lochan de o und redn mit dir und unsa liawa Frau gibt da das Christkindal, wos' af da Hond sitza hot, du derfst as trogn

---

[6] verträumt — [7] müde — [8] linken — [9] schmunzelt — [10] Glasperlenschnüre.

und ſe taſchkalt de o mit ſeine kloane Handaln und oft reißt' mit de Engaln d' ollaſchönſtn Biſchaln o — zem bleahn goa' vül, wos d' no niet gſegn hoſt — und es mochts ſchöne Kranz für d' Himmlmuida und fürs Chriſtkindal. Oft nehmts enk olle bei de Händ und tonzts und ſpringts olle midanonda und i bi' a dabei. Und umadum glonzt olls vo' lauta Gold und Sülwa."

Dabei is de Lieſal ſchlafri' wo'n, de Muida tuit ihr d' Handaln zomm und bet' mit ihr. Oft legt ſe des Menſchal nieda, draht ſe um und ſchloft ſcho'. I moa', ſe tat von Himml trama, wal ſ' goa' ſo liawla ſchmuzt en Schlof — — —

Karl Hellmut Schoblik.

Bauernhumor.

Da Wastl mocht' in d'Stod, wal a für'n Schimmel a neichs Kummat brauchat, und dös kriagt a dahoam nit. Frali wos denn! So geht a holt auf d' Bohn. Owa Teifel eini a schon, pfeift nit schon der sakkrische Zuch? Wirkli wohr rumpelt a grod eini in d' Station. Do hoaßt's renna! — Gottseidonk hat a'n no dawischt, den Sakkra! Und wia n'a auffisteigt und schön g'müatli d'Kort'n in'n Huit einisteckt, moant a zan Nochbarn — und blost und schnoppt und schwitzt dabei wia nit g'scheit: „So, iatz kinnt's zan Teifel fohr'n, wonn's wöllt's!" A noblicha Herr hot's g'hört und moant: „Zum Teufel? Ha, dann behält er Sie wohl als ersten dort!" Da Wastl owa zwinzelt mit die Aug'n und deut't mi'n Dam' aufs Huitband auffi: „Mi? Dös moanst! Af meina Kort'n steht jo groß und deitli drauf: retour!" —

* *
*

Da Steiger-Fronz, dös is a b'sundara Mon. Den hot's in oana Tour so g'scheniert, daß a am Schädl a murdstrum Glotz'n hot, und so sogt a amol za sein Wei', da Lies, wal's'n menigsmol gor sakkrisch g'froist: „Du, Olde he — wos moanst, wonn i ma tat so a Zeuch auffimocha loss'n? A so a Paruckn holt!" Die Lies schaut'n großmächti on: „Du? — No jo, wonnst glabst?" — Und richti! Host as nit g'seg'n, siachst as nit a — geht da Fronz in d'Stod nei zan Frisör! Der mocht eahm meiner Söl' a Paruckn auffi, daß ma'n kam mehr kennt. Lauter glonzate, pechschworze Hoor! Und vo da Glotz'n hint' und vurn koa G'spur! — Wia'r wieder hoamkimmt, geht 's G'spött um und um on. Owa 's dauert nit z'long, hom's as vagessen g'hobt und oll's geht wieder sein olden Lauf. — Do wor's amol am Martinitonz, daß eahna a fünfe, sechse bein Kruschpelwirt beinondasitzn und recht stad und ausdrückli in Heurichn kostn. No und wia's holt so kimmt, wird's longsom spot und sie pockan si z'somm und gengan hoam. Da Steiger-Fronz mi'n Pölzer-Tonl. Da We' is vateifelt luckat! Stockfinster is's wia in Herrgott sein' Leibeltaschl und in oana Tour geht's hin und her, wia wonn zwoa Goasböck über d' Gstetten trompeln. Und host as nit g'seg'n? Do lieg'n's af

amol alle zwoa in Stroßgrob'n drin und reckn d' Fiaß in d' Höh'! No guide Nocht! Und in Fronz sei Paruckn is ban Teifel . . .! Wiar' a so in da Finsta suicht und suicht, glengt sei Spezi, da Tonl, za eahm umi und fohrt eahm af da Glotz'n umanond. Und af amol springt der nit fal auf und schreit in Fronz ins G'sicht: „No, sakkra, hörst, du host dei Hos'n sauwa z'riss'n!!" —

* *
*

Da Krona-Michl möcht' gern in sein Gort'n d' Birn owitoan, wal's scho zeiti san! Owa da Bam is recht hoch. So sogt'a zan Lois, sein Schwocha: „Du, hörst, du kunnt'st ma d' Loata holt'n, daß nix g'schiacht." No guit! Da Michl steigt am Bam und da Lois holt d' Loata. Owa wia'r so unt' steht — i woaß nit, hot si da Michl vor wos g'schreckt oder hot da Lois a weng a Schlaferl kriagt — af amol mocht's holt an Krocha, d' Loata rutscht aus und da Michl liegt do af da Prackn und rührt si nimmamehr! So! denkt si da Lois und va lauter Ängsten rennt a eini in d' Kuchl und schreit wia b'sessen: „Katl, bring a Wossa! Schnell a Wossa!" — „Jessas Marand Josef!" schreit d' Katl z'ruck, „do is sicher wos passiert, wonn der a Wossa will! Sunst mog a ner an Wein!" Und rennt aussi in an'n Ot'n. Do liegt da Michl kasweiß und red't nix und deut't nix. Die Katl tuit an oanzig'n Schroa und pockt in Michel und beutlt'n hin und her. „O Herrgott, Lois, i moan, mit den is's aus! O haliche Maria, Muida Gottes, o halicha Josef, helft's eahm, daß a nit stirbt!" Und nocha reibt's'n mi'n eiskold'n Wossa um und um. Do tuit af amol da Michl d' Aug'n auf, schaut — und wia'r 'n Lois wieder kennt, wischpelt a gonz still, daß ma's kam vasteht: „Du Rindvieh, du!" — Wia dös da Loisl hört, is a bold narrisch wor'n vor lauter Freud und tonzt umanond und busselt d' Katl o: „Host's g'hört? Er lebt! Er lebt! — Er kennt mi no —!"

Josef Kisling.

Aus „Heimatbeichte", 1922.

Sunnaufgong.

Im Ostn steigt scho d' Sunn e d' Höh
Un locht ols wia r a Dirndl beim Tonz.
De Hosn memeln[1] frischn Klee,
Am We' draußt pfeift da lust'ge Hons.
De Bleameln hängen volla Tau,
Jatzt gebn sa se an festn Rucka.
Du mei! Is dos a wun'alichs G'schau,
Toan goa a Freudntränl schlucka:
„Du liabe Sunn, geh, loß di bittn,
Mia hom heunt Nocht so Költn g'littn!"

D' Hoamat und d' Muida.

Und bin i a oarm und muiß Hunga leidn,
Oans hob i, um wos mi de Fürstn beneidn:
A Muiderl, a Hoamat, de Gsundheit dazui,
Zwoa stoarke Orm, de moastan in Pflui'.
I wünsch ma nit mehr, 's kunnt mei Schodn sei;
Valongat i mehr, leicht sticht mich a Bei.[2]

Sterben im Herbste.

Nun rauscht das große Sterben
Übers Land,
Das sanfte, schimmernde Verderben;
Wenn grüne Blätter fahl sich färben,
Stirbt die Natur mit leuchtendem Gewand.

Ein sehnsuchtstiefes Klagen
Weht im Wald.
Die herbsteswunden Bäume fragen:
Was soll nach warmen Sonnentagen
Der Tod, der kühl durch unser Leben fahlt?

---

[1] memeln = fressen (bei kleinen Tieren) — [2] Mi' sticht a Blei' = mich sticht eine Biene. Redensart in dem Sinne: „Mich sticht der Hafer".

Ferdinand Graßl.

Aus „Allerhand aus Stadt und Land", Iglau 1922.

's vapaßte Jungsaan.

Kinnt e noch amol jung san,
War' i g'scheita wie eh';
Net so dolkat und tappat
Und so totschat, o je!

Na Madeln, dena wor e
Zan G'spaasmoch'n recht,
Oba kane is do g'west,
Die me heirat'n möcht'.

Na Dirndla ban Fensterln
Hob i ollahond g'redt',
Von da Lieb und da Treu,
Oba aufg'mocht hobn's net.

Und doch hob' i g'heirat',
Da Vota hot's g'schofft,
Und a wundaschö's Wirtschaftl
Hob' i darofft.

Nur's Weib, wo e kriegt hob',
Dös wor net danoch.
Und da Niamat in Haus
Bin i blieb'n Johr und Toch.

Und d' Zeit is vagonga,
Jetztn bin i bei Johr'n,
Dabei bin i longsom
A Weißschädl word'n.

Wos nutzt mi mei Wirtschoft,
Mei Haus und mei Geld?
Hob dös richtige Jungsaan
Vapaßt auf da Welt.

D' Herzla.

Wenn a Bursch mit da Dirn af d' Kirfort gejt,
Is 's Brauch, wo d' Leezeltnahütt'n stejt,
Do kaft a ihr a Herzal, a feins,
A zianmol größas ols wej seins.
Und draf muß holt steh ihr Noma dro,
Haaßt's Kathe, Liese oda so und a so.
Und a so hot's holt a da Lenzl g'mocht
Und da Roserl a zukasejs Herzal brocht.
Sie hot's ins Körbal hübsch einetoh,
Doß net amende gor z'brech'n koh. —
Übers Johr af da Kirfort krejgt's wieda ans
Von Lenzla, so a schö's hot von die Diandla kans.

Und draf die Buckstob'n: Ewig dein!
Wej tout se do dös Roserl g'freun!
Und so is holt g'wesn noch a zwa Johr,
Af amol wird die leezeltne Ewigkeit gor!
Und da Lenz af da Kirfort, do kaft a, o mei!
Da Nochba's Antsche a Herzarl ei!
Die Roserl kummt ham von da Kirfort mit Grei'n
Und schaut dahamt' a in d' Olmara 'rein.
Und drinnat, da tun die drei Herzala lah'n,
Scho schimmle seins wordn und hort wia a Staan! —
Wie da Lenz mit da Antsche hot Houzat g'mocht,
Aus da Olmara hot d' Rosel dej Herzala brocht
Un hot's mit an Rieweisl z'somma g'riebn
Un oftan schö' kloor durch a Reuterl g'siebn,
Hot's in a popieres Stanetzerl toh,
Und drafg'schriebn wor von ihr sauber dro:
„Drei Johr nur hot's dauat, dei Ewigkeit,
Die Herzla von Dir, die schick' i da heut,
Die loß da von Antsche auf'n Schirmkouchn strah'n,
Hübsch Zucka dazu und Weibirla a,
Und wenn's d' na essen tust, denk da dazu:
„I bi doch a schlechta, a folascha Bu!"

Aus den „Geschichten vom Tomerl".

Die Uhr.

Sie war endlich der Arbeit müde geworden im Laufe der vielen Jahre, die sie schon in der verräucherten Stube des Bächelschusterhauses hing, die alte Schwarzwälder. Sooft sie auch der Tomerl aufzog, nach einer Weile ging es tschrr! pumps! Das Gewicht sauste nieder und das Tiktak des Pendels schwieg. Auch mit dem Schmieren war ihr nimmer beizukommen. Brennöl, Petroleum, Schmalz und Roßfett erweckten ihre gesunkenen Lebensgeister nicht mehr. Die Hilfe eines Arztes war unvermeidlich. Und so trug sie der Tomerl eines Tages in die Stadt zum Uhrmacher mit Pendel und Gewichtern. Postarbeit! Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und Pflicht des „Sauhalders" und so war es auch der Tomerl gewohnt seit jeher.

Nun mußte man sich auf andere Art behelfen. Läutete es zur Frühmesse, so trieb er seine Herde aus; fuhr der Postillon aus Stannern mit schmetterndem Horn an der Weide vorbei, so war's Zeit zum Heimtreiben. Nur daß diese beiden Zeitweiser nicht so genau waren wie

seine Uhr. Am Nachmittage mußte der alte Ausgedinger Luckerl aushelfen, der gegen 4 Uhr von seinem Mittagsschläfchen erwachte und auf das Bänkchen vor das Haus ging, um sich an der Sonne zu wärmen und abends die Gänse, die im Einzelmarsch ins Dorf mit Geschnatter einzogen, zu erwarten.

Nach sechs Tagen war die Uhr abzuholen. Der Tomerl ging daher in die Stadt um seinen geheiligten Zeitweiser, band ihn säuberlich in sein großes blaues Tüchel, steckte die beiden ansehnlichen Gewichte in die Hosentasche und, mit dem Perpendikel in der Hand, wanderte er frohgemut heim. Die Reparaturkosten waren kleiner gewesen, als er gedacht, und so gönnte er sich's, beim „Trübswasser" einzukehren auf ein Fläschlein „Weißen". Er legte die schweren Gewichte auf das Fensterbrett, das Bündel mit der Uhr neben sich auf die Bank, das Pendel aber stellte er behutsam in den Stubenwinkel. Langsam schlürfte er das belebende Naß und freute sich schon vorhinein, seine Uhr nun wieder ticken zu hören. Bald darauf trat schwankend ein neuer Gast in die Stube, der Timpl-Martin aus Stullnitz, der hatte schon tüchtig geladen. Ein blaues Bündel trug auch er, stellte es auf die Bank neben das des Tomerl, setzte sich hinzu und begrüßte lärmend seinen alten Freund. Hatten sie doch beide vor Jahren zusammen in Goßau beim „Wenzel" die Ochsen gehütet. Einen Liter „Kümmelg'mischten" ließ er aus Freude aufmarschieren und hieß den Tomerl fleißig „leben". Dabei erzählten sie sich lustige Geschichten aus der Bubenzeit. Nach dem dritten Liter besann sich endlich der Tomerl so weit, daß er ja einmal heimgehen müsse. Trotz des Zuredens seines Freundes raffte er sich mannhaft auf, nahm das Bündel und entrann den weiteren Verführungen. Die Straße schien ihm heute mehr Windungen zu machen als gewöhnlich, aber ohne Unfall gelangte er glücklich daheim an und stellte der Mutter freudevoll das Bündel auf den Tisch. Sie band es sofort auf. O Himmel! Da lag anstatt der Uhr eine Kaffeemühle! Der Tomerl war vor Schreck bleich und nüchtern. Ein Licht ging ihm nach reichlichem Nachdenken auf: Er hatte sein Bündel mit dem des Freundes vertauscht! Schnell raffte er die Mühle ins Tüchel und rannte wie besessen wieder der Stadt zu, unaufhörlich vor sich hinrufend: „Wenn nur der Timpl-Martin noch beim Trübswasser saufen tät!" Schweißtriefend langte er im Galopp im Wirtshaus ein. Gott sei dank! Da lag noch der Timpl mit dem schweren Kopf auf den Armen über den Tisch, er schlief und das Bündel stand unversehrt auf der Bank neben ihm. Ohne ihn zu wecken, tauschte der Tomerl das seine um und rannte zur Verwunderung des Wirtes, ohne Wort und Gruß, zur Stube hinaus. Rascher als vorhing ging es heimzu und die Windungen der Straßen hatten sich ausgeglichen. Als er daheim endlich zu Atem kam, wurde die Uhr behutsam herausgenommen und wieder an den Haken gehängt. Recht sauber war sie geworden und die

Zeiger glänzten wieder wie helles Gold. Jetzt noch den Perpendikel dran. Ja, wo ist er denn?

„Gotteswill'n," schreit der Tomerl, „den hab' i beim Trübswasser im Winkel vagess'n!" Ohne Mütze und Janker rannte er, wie von Furien gepeitscht, nochmals über Stock und Stein in die Stadt, wo schon die Lichter brannten. Eine Rotte von Gassenjungen tollte hinter ihm her, welche vermeinten, ein Wahnsinniger sei irgendwo ausgekommen, und sammelten sich vor dem Gasthause, in welchem der Tomerl verschwunden war. Nach einer kleinen Weile aber trat er hinaus, lächelnd wie ein Sieger, und schwang stolz den Perpendikel, dessen glänzende Scheibe mit den Gasflammen um die Wette schimmerte; hinterher der Schwarm der Jungen, welche ihn johlend ein Stück begleiteten. Der Tomerl aber machte sich nichts daraus, hatte er doch den gestohlen Geglaubten wiedergefunden!

Als der Nachtwächter das erstemal ins Horn stieß, war er daheim. Nun noch den Perpendikel angehängt und dann ins Nest! Mutter und Sohn betrachteten andachtsvoll die Schwingungen. Nach und nach werden sie immer kleiner und hören auf! Jetzt fällt es der Mutter ein: „Die G'wichter! Tomerl, wo hast s' denn?" „Marandjohann!" schreit der und rauft sich seinen verschwitzten Blondkopf. „Beim Trübswassa am Fenster!" Und wieder will er davonrasen. Aber die Mutter erwischt ihn noch beim Hosenlatz: „Wirst doch net noch amol einerenna, orma Kerl? Loß 's san, morg'n hol i's."

Ein kluges Weib ist sie, die Alte, und weiß inzwischen Rat. An die zwei Schnüre hängt sie die Röhrenstiefel des Tomerl, an jede einen, gibt dem Perpendikel einen Klaps und siehe! Die Uhr geht tadellos. Dann schlupfen sie ins Bett und zählen so lange das Tik-Tak, bis sie selig im Herrn entschlafen. —

Am andern Morgen fand die Bächelschusterin die Gewichte nicht mehr im Gasthaus, der Wirt hatte sie dem Timpl als dessen vermeintliches Eigentum beim Hinauswurf des Gastes in die Tasche gesteckt. Reklamiert sind sie von Tomerl nicht worden, denn die Stiefel bewähren sich als Motoren für die Uhr recht gut. Und braucht er sie am Sonntag, so hängt er an ihre Stelle einerseits den Mörser, den Stiefelknecht andererseits. Man muß sich zu helfen wissen.

Die Gewichte aber haben selbigesmal den Timpl vor bösen Gefahren gerettet, die seiner hinteren Leibeshälfte drohten, denn sie zogen ihn schon beizeiten in den Straßengraben, wo er in süßen Träumen sanft entschlief, während sein Weib zu Hause mit dem Stallbesen die halbe Nacht auf dem Anstande lauerte.

Egid Filek.

Aus „Die Jungfern von Paulowitz“, eine Kleinstadtgeschichte. (Berlin 1923, Mosaik Verlag.)

Wo die letzten Ausläufer des Waldgebirges sich in ruhigem Wellenschlag in der Hochebene verlieren, dort liegt das Städtchen Paulowitz.

Es besitzt ein ehemals kaiserlich königliches Bezirksgericht, ein Gymnasium und ein Hauptpostamt; es besitzt ferner ein paar reizende, zinnengekrönte Stadttore aus mittelalterlichen Zeiten mit lebensgroßen Figuren in Fresko, die alle zwanzig Jahre laut Gemeinderatsbeschluß durch die Übermalungskünste eines billigen Pinsels verdorben werden müssen und trotzdem noch heute eine Spur der alten Schönheit tragen. Durch diese Stadttore rumpelt täglich zweimal der Omnibus über ein entsetzliches Katzenkopfpflaster, zwischen dessen Steinen das Gras in langen Büscheln emporwächst, zum Bahnhof. Leer fährt er aus und leer kommt er meistens heim; nur selten hat er ein paar Handlungsreisende geladen oder gar den Herrn Landesschulinspektor, der das Gymnasium besucht, oder den Herrn Kommissär, der die Post inspiziert.

Weiter besitzt Paulowitz einen großen, ebenfalls mit Katzenköpfen gepflasterten Hauptplatz, den wunderschöne, alte Häuser mit Laubengängen im unregelmäßigen Viereck umschließen. Unter diesen Lauben gehen tagtäglich von 6 bis 7 Uhr die mehr oder minder schönen Paulowitzer Bürgerstöchter mit ihren würdigen Eltern spazieren, lassen ihre neuen Kleider von den Herren bewundern und von den Damen kritisieren und holen sich dabei den nötigen Appetit zum Nachtmahl. In den schönen, alten Häusern sind die Geschäftslokale untergebracht, drei Modewarenhandlungen, wo es sehr lebhaft, und ein Buchladen, in dem es sehr still zugeht. Die Paulowitzer kaufen im allgemeinen nicht gerne Bücher und leihen dieselben mit Vorliebe aus der Volksbibliothek aus; und ihrem Bedürfnisse an Zeitschriften genügt der Lesezirkel vollkommen. Am besten geht das Geschäft noch mit Koch- und Gebetbüchern, die denn auch in langen Reihen im Schaukasten stehen, die Gebetbücher eine Etage höher, wie es sich gehört.

Neben der Buchhandlung erhebt sich das „Café Imperial“, wo die Herren vom Bezirksgericht, vom Gymnasium, von der Gemeinde-

vertretung usw. täglich zum Tarock- und Billardspiel zusammenkommen; dem Café gegenüber, auf der anderen Seite des Hauptplatzes, liegt das erste Hotel, das „Goldene Lamm". Und in der Mitte zwischen diesen beiden Wahrzeichen der Stadt steht eine Marmorbüste, die den Kaiser Josef vorstellen soll. Sie nimmt sich auf dem weiten Platz recht dürftig aus. Die Nase des Kaisers ist nach dem Rathause gerichtet; dort leuchtet die überlebensgroße Gestalt eines gepanzerten Ritters, auf einem schwarzen Hengst sitzend, frisch übermalt, von der Wand herab.

Das ist der Graf Georg von Paulowitz, Ritter des Ordens vom Goldenen Vließ, der war ein gewaltiger Haudegen und half dem Kaiser Karl V. gegen die Türken. So steht es wenigstens in der Stadtchronik, die im Rathausarchiv verwahrt wird. Aber das stolze Geschlecht ist längst ausgestorben und schlummert in Steinsärgen in der Krypta der Domkirche; an ihrer Außenseite steht ein Grabstein, nach dessen Versicherung die Letzte aus dem Stamme der Paulowitzer als Jungfrau im Jahre 1690 starb. Wenn der Steinmetz, der ihr Bildnis aus dem Sandstein herausmeißelte, nicht sehr geschmeichelt hat, so muß sie ein liebes, volles Gesichtchen mit runden Wangen und reizender Stumpfnase gehabt haben, und es ist zu bedauern, daß so viel Schönheit unvermählt gestorben ist.

Aber ich will von zwei lebenden Paulowitzer Jungfrauen erzählen, und zwar von den Damen Rose und Klose.

An jedem Morgen, wenn die mächtige Turmuhr der Domkirche dreiviertel acht schlug, traten die beiden Damen Arm in Arm aus dem Tore ihres Hauses, wanderten mit der gebotenen Vorsicht über das Pflaster und trennten sich mit herzlichem Gruß vor dem Rathause. Fräulein Klose schritt gen Norden der Volksschule zu, Fräulein Rose gen Süden zum Hauptpostamt.

Die Schritte des Fräuleins Klose waren kurz und trippelnd und der ein wenig geraffte Lodenrock ließ solid gearbeitete Schnürschuhe erkennen, die zwei solid gebaute Füße umklammerten. Den Kopf trug sie würdig und aufrecht und neigte ihn nur kurz zur Erwiderung der vielen Grüße, die ihr von den kleinen Buben und Mädchen zuflogen. Fräulein Klose war nämlich Lehrerin und verstand vortrefflich, die beiden von der hohen Schulbehörde so geschätzten Eigenschaften eines guten Pädagogen, Gemessenheit und Wohlwollen, in ihrer Person zu vereinigen, weshalb sie sogar der gestrenge Herr Oberlehrer mit Achtung behandelte. Diese Achtung gebührte auch ihrem Alter, da sie neunundzwanzig Lebensjahre zugab. Man nahm deshalb auch allgemein an, daß sie nicht sehr weit von fünfunddreißig entfernt sei.

Fräulein Rose schien etwas jünger zu sein. Sie trug keine Schnürschuhe und keinen praktischen Lodenrock, sondern ging in dieser Beziehung mit der Mode. Auch hatte sie eine kleine Schwäche für seidene Blusen

und parfümierte Handschuhe und half dem Teint ihres noch immer hübschen Gesichtes mit allerlei harmlosen Kunstmitteln nach. Warum sollte eine kaiserlich königliche Postbeamtin auf das urewige Recht des Weibes, schön zu sein, ganz und gar verzichten?

Auch der Herr Amtsvorstand, von dem man sagte, daß er trotz seiner fünfzig Jahre noch immer gern den Mädeln nachsah, legte ihr in dieser Beziehung keine Schwierigkeiten in den Weg und hob jedesmal freudig die Nase, wenn Fräulein Rose im Bureau die parfümierten Handschuhe von den Fingern zog. Er war zudem mit den dienstlichen Eigenschaften seiner Untergebenen sehr zufrieden, weil sie trotz ihrer leider etwas zu vollen Figur mit einer Flinkheit arbeitete, um die sie der magerste Diurnist hätte beneiden können.

Wenn dann die Turmuhr Feierstunde verkündete, trafen sich die beiden Damen wieder täglich zur selben Minute vor dem Tore des Rathauses und gingen Arm in Arm nach ihrer gemeinsamen Wohnung. Diese lag im ersten Stock eines wunderbar heimlichen Hauses mit Vorbau und Barockfassade, und man konnte aus den kleinen Fenstern gerade über den Kopf Kaiser Josefs hinüber den Ritter Georg von Paulowitz sehen, der mit eingelegter Lanze gegen das Bezirksgericht stürmte. Aber die Damen Rose und Klose sahen lieber nach den prächtigen, feuerroten Pelargonien, die in langer Reihe am Fenster standen und die Mühe ihrer Pflegerinnen durch üppiges Wachsen reich belohnten. Fräulein Klose fütterte ihren Dackel, der hieß Max und konnte auf den Hinterbeinen gehen, und Fräulein Rose goß dem schnurrenden Kater Moritz Milch in die Schale und lachte über seinen runden Buckel und senkrecht emporgestreckten Schweif.

Max und Moritz vertrugen sich so gut mitsammen wie ihre Herrinnen und machten die alte Redensart von der Feindschaft zwischen Hund und Katze schmählich zu Schanden. Dann tranken die Damen Kaffee, abwechselnd in der Stube Fräulein Roses und in derjenigen Fräulein Kloses und ließen sich behaglich Zeit dazu, weil sie beim Mittagessen, das ihnen die alte Magd Milka kochte, des bald beginnenden Nachmittagsdienstes wegen etwas pressiert waren. Und dann unternahmen sie einen Spaziergang in die schönen Anlagen, die der Paulowitzer Verschönerungsverein auf einem benachbarten Hügel angelegt hatte, und der Max tappelte hinter ihnen her und trug in einem kleinen Körbchen das Strick- und Häkelzeug; Moritz vergnügte sich nach Katerweise auf Gebirgstouren über die Nachbardächer. Die beiden Damen aber setzten sich auf die Bank Nummer 16, die auf dem höchsten Punkt der Anlagen stand und stets für sie reserviert war, nahmen ihre Arbeit zur Hand und häkelten auch die lieben Freunde und Bekannten ein wenig durch, und wenn sie schwiegen und die Strickerei in den Schoß fiel, blickten die Augen der alternden Mädchen über den bunten Blumenteppich der Beete, die

grünen Rasenplätze, den Spielplatz mit tollenden Kindern hinüber auf die Stadt; die streckte sich behaglich in ihrer grünen Mulde im Schein der sinkenden Sonne und der Spiegel des Teiches glitzerte wie flüssiges Kupfer; der Zug der Sekundärbahn — ein Witzbold in Paulowitz wollte wegen des gar zu gemütlichen Verkehres auf der selten befahrenen Strecke die Bezeichnung Tertiärbahn einführen — rollte mit viel Spektakel und wenig Waggons in langen Windungen dem kleinen Bahnhofe zu, und vom Waldgebirge herüber brachte der Wind einen seltsam würzigen und kräftigen Duft. Hinter diesen weich gerundeten blauen Höhen lag die Welt, das Leben, dessen Wellenschlag kaum jemals hierher drang, trotz Sekundärbahn und Telegraph und Hauptpostamt. Denn der große Verkehr von Land zu Land ging nicht über Paulowitz — seit Ritter Georgs Zeiten nicht mehr. Und obgleich die beiden Damen im allgemeinen von praktischer Naturanlage und ohne Sentimentalität waren, so stimmte sie doch die Kontur jener fernen Berge oft zu traumhafter Sehnsucht, und manchmal seufzten sie beide im selben Moment und sahen sich dann erschreckt und errötend an. Aber diese unpassende Stimmung ging bald vorbei; die Abenddämmerung mahnte zum Heimweg und der Mond machte sein schönstes Gutenachtgesicht, wenn die Freundinnen nach einfacher Mahlzeit in ihrem gemeinsamen jungfräulichen Schlafzimmer selig und gesund entschlummerten.

Im Winter hatte dieses Vergnügen ein Ende; da saß man im warmen Zimmer beisammen, hörte im Ofen die Bratäpfel brutzeln, spielte Schach oder Mariage und legte Karten; oder man las den dreimal wöchentlich erscheinenden „Paulowitzer Boten", blätterte in den Zeitschriften des Lesezirkels oder spielte Mozartsche Sonaten auf Fräulein Kloses zittrigem Klavier; oder man besuchte die Liedertafel des Gesangvereins oder den „Ronacherabend", den ein paar flotte Mitglieder vom Theater der Provinzhauptstadt, Damen und Herren, im Bürgervereinshaus zweimal in jeder Saison veranstalteten. Da gab es immer ein angenehm prickelndes Gefühl moralischer Entrüstung, wenn der Komiker ein schlüpfriges Couplet sang oder die Naive zu viel von ihren schönen Beinen sehen ließ. Und immer fand man zum Schlusse, daheim sei es im Grunde halt doch am gemütlichsten.

Im Herrgottswinkel des Hotels „Zum goldenen Lamm", unter einem verstaubten Kruzifix und einem wohlgetroffenen Gruppenbild der „Armen Seelen im Fegefeuer", die flehentlich ihre dünnen Arme aus züngelnden Flammen streckten, hatte die Freundschaft der Damen vor mehr als zehn Jahren ihren Anfang genommen.

Sie pflegten dort beide zu speisen. Fräulein Klose stammte aus Troppau und hatte keinen Anhang in Paulowitz und Fräulein Rose war zwar ein Paulowitzer Kind, aber die entfernten Verwandten, die sie in der Stadt besaß, konnten die spießerhafte Abneigung gegen die Frau,

die ihren Lebensunterhalt durch eigene Arbeit außerhalb des geheiligten Schoßes der Familie erwarb, nicht überwinden und behandelten sie so von oben herab, daß sie sich gern zurückzog. Nur der Großonkel stand ihr etwas näher, der beim Stadtgraben in seinem einsamen Häuschen wie ein Einsiedler lebte, ein filziger, wortkarger, alter Knabe; im Grunde war das auch kein Verkehr für sie.

Die Tischgenossinnen trösteten sich gegenseitig in ihrer Verlassenheit, raisonnierten kräftig über die kleinlichen Paulowitzer Zustände, und da nun gemeinsame Abneigung die Menschen viel stärker zusammenkittet als gemeinsame Zuneigung, so warf eines Tages Fräulein Klose, als das Essen besonders schlecht und die Bedienung recht unaufmerksam war, die schüchterne Frage auf, warum sie eigentlich nicht gemeinsam wohnen könnten. Und Fräulein Rose, die schon lange Ähnliches erwogen, stimmte begeistert bei. Als im Verlaufe der Zeit Marianne Rose ein junges Kätzchen, das sie einem rohen Tierquäler abgekauft, und Fräulein Klose einen wunderschönen Dackel in das neue Hauswesen brachte, fehlte nichts mehr zum Familienglück.

So hatten sich die beiden Frauen ihr einfaches und selbstgenügsames Leben gezimmert; und die Paulowitzer, die anfangs über die sonderbare Freundschaft gelacht und ihr ein baldiges Ende an Tratschgift prophezeit, gewöhnten sich an dieses Verhältnis, das einer Ehe nicht unähnlich war; den männlichen Teil stellte die magere, energische, von der Schule her ans Kommandieren und Anschaffen gewöhnte Klose dar, die mehr Initiative hatte als das sanftere und rundlichere Fräulein Rose, in dessen weichen Händen wiederum die weiblichen Arbeiten des Flickens, Stopfens und Reinemachens besser aufgehoben waren. Und die Herbste und Frühlinge zogen im bunten Reigen über ihren Häuptern hin und jedes Jahr ließ eine feine Spur zurück — sie merkten es nicht. In Paulowitz veränderte sich so wenig; es war, als halte die Zeit den Atem an in dieser kleinen Stadt, die heute noch, wie vor tausend Jahren, mit Mauern umgeben schien zum Schutze vor den wilden geistigen Stürmen der großen Welt. — — — — — — — — — — — — — — —

Oskar Nowotny.

Ewiger Tod.

Die Sterne wollte ich von den Himmeln reißen
Mit Händen,
Mit Gleißen und Schönheit
Das Leben blenden.
Es war mein Verderben . . . . . .
Nun muß ich in stummer Qual
Den ewigen Tod der Sehnsucht sterben.

Kleines Lied.

Ich ging meinen Weg durch den Hag.
Im Land lag der Frühling mit seinen Farben.
Und tausend Dinge wuchsen und starben,
Verstreut im Tag.

Da kamst du mit zögerndem Fuß
Mit entgegen gegangen.
Und siehe, mir war es, als klangen
Blüten im Gruß.

Seither, da ist es oft, daß mich in Träumen
Dein Lächeln überfällt, Duft unter Bäumen . . .
Und wieder neigen
Die Blüten im Winde sich,
Erzittern und schweigen.
Sie grüßen, Tote, dich! — —

Der junge Architekt.

Dein Auge glimmt im Feuer seltner Phantasie.
Einst soll sich Raum und Masse vor dir beugen.
Und deiner Werke stoffbewegte Symphonie
Soll fernen Welten deine Größe zeugen.
Noch glüht in dumpfem Ahnen dein Genie
Und deine Lippen sind erstarrt im Schweigen:
Bis Kräfte sich entfesselt dir entfalten
Und Träume sich in Wirklichkeit gestalten.

Hugo Gastierer.

Wölfe.

Es war ein gutes Jahrzehnt zurück! Ich gehörte als Zögling dem Priesterseminar einer nahen Orientstadt an, und zwar dem philosophischen Jahrgang. In diesem Missionsgebiet gab es immer Priestermangel, so daß die älteren Kandidaten, deren Flaumbart bereits die Mannbarkeit kündete, zu den höheren Offizien am Altare, namentlich als Subdiakone, herangezogen wurden, in welchem Dienste sie in feierlichen Priestergewändern die Epistel sangen.

An einem kalten, schneereichen Wintertage hallten im düstern Stiegengange des Seminars zur gewohnten Frühstunde die Schritte des Superiors in kurzen, abgehackten Sätzen wieder. Gleich darauf wurde das von einem wirren Barte umrahmte, harte Gesicht des Missionspriesters sichtbar. Er trat geradewegs zu meinem Studierpulte, legte den genauen Betrag zur Lösung der Eisenbahnfahrkarte darauf und eröffnete kurz: „Sie fahren sofort nach Langenau und werden in einem feierlichen Hochamte subdiakonieren." Unter den immer argwöhnenden Augen des Präfekten machte ich mich rasch reisefertig und schied mit Handkuß bei der heilsamen Ermahnung: Rosenkranz und Brevier nicht außer acht zu lassen. Zwei äußerst wichtige Dinge, um ein neugierig Augenpaar von sündhaften Blicken in die profane Umwelt abzulenken! Übrigens hatte ich das Skapulier am linken Herzfleck, was konnte mir da geschehen.

Ich lag in der wohligen Ecke des Zugabteils und ließ den Winter draußen vorbeitoben; was mochte mir der anhaben? Die Stunden verrannen zwischen Bildern von hinreißender Sehnsucht, der Sehnsucht nach einer unbekannten Welt des Femininen, und sündhaften Visionen, die mir jene Welt vorspiegelte. Gewiß sündhaft! Denn es galt als schwere Sünde, außer den weiblichen Heiligen der Kirche auch noch andere feminine Geschöpfe auf unserer Mutter Erde als existenzberechtigt in der Ideenwelt eines Seminaristen anzunehmen . . .

Der Zug aber dampfte voran, schnaubend und pustend errang er sich immer höhere Geländestufen, bis er, in weite Gebirgstäler einfahrend, härter und härter im Kampfe stand mit den wehenden Schneeschleiern, die sich mählich mannshoch auftürmten. Die Dämmerung brach herein — ein gellender Pfiff schnitt durch das einsame, jungfräuliche Karpathental.

Ich fuhr empor! Ein Lärm drang heran, der mich augenblicklich aus meinem traumhaften Zustand riß; die Maschine blieb vor der Endstation im Schnee stecken. Man fuhr mit Rückdampf in die nächste Haltestelle zurück, wo die wenigen Fahrgäste übernachten wollten.

Nach geraumer Zeit traf ein Schlitten ein, dessen Führer um mich frug; man war also verständigt und holte mich ab. Da im Gefährt noch Platz war, lud ich einige Reisende zur Mitfahrt ein. Diese lehnten aber dankend ab. Wölfe schwärmten angeblich herum. Niku, der Schlittenmann, meinte: „Für einen ganzen Kerl ist die Gefahr nicht so groß!" Er hüllte mich warm in Schafpelze ein, und hinaus ging's in das wunderlichste Schneetreiben. „Keine Angst, junger Herr, in knappen zwei Stunden sind wir oben!"

Die kleinen, aber sehnigen Pferde griffen munter aus. In ununterbrochen rasch fortgleitender Fahrt mochten wir wohl über eine Stunde Wegs hinter uns haben, als die Pferde unruhig wurden.

Ein eisiger Nordost jagte uns in die Flanke und trieb den Schlitten schlenkernd ab, was dem linken Stangenpferd viel zu schaffen machte. Indes, wir glitten feenhaft den Bergzug hinan! Rechts schimmerten durch das Schneegestöber Lichter aus einer Bojarenschaft herüber. Das Flüßchen hatte längst zu rauschen aufgehört. Seit vielen Wochen lag ein weißer Teppich auf Hügeln und Tälern und demantene Brücken waren über Fluß und Bächen gebaut — von einem harten Manne, der alljährlich von oben aus den Bergen kam.

Es dunkelte merklich! Rechts sprangen Irrlichter auf. Waren es niedere Baumstrünke, die in ihren gespenstischen Umrissen seltsame Lichtreflexe gaben, oder war es die Sphinx nächtlicher Verschwiegenheit und Tücke, die uns . . . das linke Stangenpferd, das als älteres die Führung hatte, wurde immer unruhiger — jetzt begann auch das rechte in eine eigentümlich tänzelnde Bewegung zu verfallen . . . ferne Laute trafen nur dumpf und kaum erkennbar das Ohr, der Schneefall wurde dichter . . .

Horch, horch! — doch nein! Es war nur eine Eule, die aus dem Grund krächzte. Da — wieder! Rrrrsch!! sprang der Rechte aus dem Strang. Niku holte Flüche hervor, die ihm kein Erzpriester je vergeben wird. Er schirrte die Schlotterseele kürzer und meinte: Ein richtiges Roß müsse wie ein rechter walachischer Reitersmann sieben Herzen in seiner stählernen Brust haben!

„Huiii!" heulte der Sturm — „Huiii!" wer heult da drein?? Ein fernes Gekläff . . . näher, näher — und schauriger tönt es auf . . . Wölfe . . . bängliche Augenblicke vergingen — noch ein paar Zuglängen, der Hantige bäumte jäh empor!

„Keine Angst, junger Herr, sie kriegen uns nicht unter!" wendete sich Niku zurück. Ich begann mit rührender Andacht den Psalm Mariä. Mein noch junges Herz erbebte bis in seine stärksten Festen, in tiefer

Reue ergab ich mich dieser Schicksalsfügung. Rechts und links sprangen sie mit teuflischer Gier am Schlitten hoch: entgeistert saß ich mittlings! Jede Sekunde konnte ich als blutender Fetzen in die Rachen dieser Ungeheuer wandern.

Niku verlor keinen Augenblick seine ruhige Haltung. Die Hiebe der ledernen Peitsche sausten mit erheblicher Wucht um den Schlitten, aber sie kitzelten nur. Wir gerieten in höchste Gefahr! Da, mit schier wahnsinniger Gebärde schrie Niku auf und warf mit den Worten: „Hier für den Mihai!" einen Gegenstand in die Meute. Gleichsam entlastet, flog der Schlitten mit doppelter Hast dahin, die balgenden Peiniger weit hinter sich lassend. Aber bald waren sie wieder zur Stelle und zogen von neuem alle Register bis zur Todesangst um den Schlitten.

„Hier für die Marioara!" heulte abermals Niku, löste seinen zweiten Opanken von den Füßen und schleuderte ihn rückwärts. Der erste lähmende Eindruck war einem andauernden Schrecken gewichen, doch die Nerven hielten straff und es schien, als ob sich die wachsende Gefahr zu immer stärker werdenden Stricken von Widerstandskraft und Starkmut drehen wollte! In den Pelz, der meinen linken Arm umhüllte, hatte sich ein rüder Gesell festgebissen und gab nicht locker, bis ihn Niku mit dem Peitschenstiel in die grünen Lichter stieß. Keine Rettung zeigte sich und doch mußten bald die ersten Gehöfte auftauchen. Niku, der mit der Leitung der Pferde hinlänglich zu tun hatte, gelang es nur mühsam, das Taschenmesser zu ziehen, das er mir zurückreichte. Ich war gerade mit dem Aufschneiden meiner Schuhriemen zu Rande, als zwei Bestien rittlings auf die hintere Lehne sprangen. Ich stieß den einen Schuh vor mich hin, daß die beiden in würgender Hast abkollerten, und warf den zweiten unter die Räuber . . . Eine Entspannung trat ein, Bäume tauchten auf, eine Köhlerhütte, dann der letzte Hochwald vor unserm Ziel. Der Wind wuchs an. „Huiii!" heulte der Nordost, und trieb uns das letzte warme Rot aus den Wangen. „Huiii!" sang die Windsbraut, die selbst vor der unerschrockenen Seele eines Wolfes nicht duckte. „Huiii!" sang sie in einemfort, und geigte ein hurtig Lied an den verglasten Ästen der Waldnacht. Warum nicht? Dieser Wind hatte schon so manchem ein gar lieblich Liedl gepfiffen und ein letztes dazu . . .

Schüsse knallten! Von vorne kam Geläute, die nur noch seitwärts streichenden Wölfe fielen in weitem Bogen ab. Nach zwei Minuten fuhr ein dampfendes Gefährt in die kleine, beleuchtete Gebirgsstadt ein.

Mit väterlichem Wohlwollen empfing uns der Pfarrer. Unsere unbeschuhten Füße glichen nur mehr Eisklumpen, die sachte und heikel aufzutauen waren, damit sie nicht dauernd Schaden nähmen. Ich war gleich munter und guter Dinge, nur Niku wies alle Erfrischungen zurück und war sonderbar erschüttert, was eigentlich nicht zu seinem Wesen

paßte. Als der Pfarrer nachher zu einem Kranken geholt wurde, blieben wir beide allein.

In der Ecke hing ein Muttergottesbild. Händeringend sank Niku in die Knie und flehte: „Maica, du Hehrste, Reinste! Hilf meiner Marioara, hilf meinem Mihai!" Als er nicht enden wollte, bat ich ihn, was es mit den beiden für eine Bewandtnis habe.

„Junger Herr", begann Niku, „ich werde dir die Geschichte von meinen Kindern und den Wölfen erzählen. Weiter oben, wo das Tal noch enger wird, liegt mein Heimatsdorf. Dort nahm ich ein Weib. Sie war schön von Ansehen, sehr schön, aber ihre Seele hat der Teufel gefressen. Zwei Kinder schenkte sie mir, die ich über alles liebte: die herzliche Marioara und einen wunderlichen Strampelpelz, den kleinen Mihai. Da, an einem Wintertage wie der heutige, sagte mein Weib: „Niku, spann an, wir wollen in mein Heimatsdorf aufs Kirchweihfest fahren." Ich widersprach und warnte vor den Bestien, die rudelhaft durchs Tal strichen und Dörfer und Gehöfte gefährdeten. Sie aber fluchte meiner, daß ich ihr die Unterhaltung nicht gönne, und spannte, während ich zu unserm Vetter ging, selbst an.

Als ich heimkam, war der Stall leer. Der Nachbar sagte, sie sei mit den Kleinen ausgefahren. Da machten wir uns auf den Weg, einige Nachbarn und ich, auf meines Vettern Schlitten, denn wir ahnten nichts Gutes. Eine schaurige Fahrt lag hinter uns, als wir im Dorf ankamen; mehrere hochgehende Wölfe hatten wir niedergeschlagen. Der Pope erwartete uns mit seltsamen Tröstungen: Der Herr habe in seinem göttlichen Ratschluß meine beiden Kinder zu sich genommen, aber mein Weib lebe ja doch!

Wie von Furien gepeitscht, lief ich durch die Gassen. Bei der Kirche zankte mein Weib mit der Frau des Popen und schrie gerade, als ich von rückwärts herankam: „Was sollte ich anderes tun? Zuerst habe ich mit schwerem Herzen die Marioara aus dem Schlitten geworfen, dann, als die Gefahr immer größer wurde, den Mihai. Sie hätten sie ja doch gefressen!" In diesem Augenblicke traf sie meine Axt. Sie war auf der Stelle tot und wußte nicht, wer ihr irdischer Richter war."

Niku hielt inne. Schwer hob sich, vor Schmerz halb erstickt, seine Brust. Dann fuhr er fort: „Ich lag im Gefängnis und trug alle Leiden mit Geduld. Der Pope empfahl mich dem Herrn, denn Blut konnte nur mit Blut gesühnt werden, und dasjenige meines Weibes klebt an mir. Ich war nicht mehr, als ich todwund in die Salzbergwerke gefahren wurde, denn von dort kommt keiner wieder.

Eines Tages wurde ich nun heraufgeholt und einem hohen Herrn aus der Hauptstadt gegenübergestellt, der mich frug, ob ich Niku sei. Ich bejahte. Ob ich mich jener Tat schuldig bekenne, fuhr er fort. Ich bekenne! Also fordert das Gesetz und sein oberster Anwalt den Tod. Aber ich

könnte dir, sofern du bereust, eine Schrift machen. Der König ist weise und gerecht, und seine Güte ist groß. Bereust du aufrichtig?

„Erhabener hoher Herr," antwortete ich, „ich bereue vor Gott und den großen Heiligen unserer Kirche — aber ich mußte so handeln. Mein Weib hat meine über alles geliebten Kinder Mihai und Marioara den Wölfen zum Fraße vorgeworfen, damit sie selbst gerettet sei und am Feste erscheinen könne. Wäre es nicht gerechter gewesen, wenn auch sie die Wölfe verschlungen hätten?!"

Der hohe Herr entfernte sich. Aber nach einiger Zeit wurde ich abermals aus dem unterirdischen Gefängnis gefahren. Ich mußte mich reinigen, bekam neue menschliche Kleider und wurde vorgeführt. „Niku," sprach der hohe Herr, „du bist frei, der erhabene König hat dir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Ich ging in die Welt hinaus, aber mein Heimatsdorf sah mich nicht wieder, denn das Blut meines Weibes klebt an mir und die Trauer um meine Kinder verzehrt meine Seele . . . ."

Der eintretende Pfarrer, der das Erlebnis seines treuen Dieners Niku kannte, verscheuchte bald die beängstigenden Schatten dieser schaurigen Begebenheit durch ein gutes Gläschen und die cosa rara seiner Erzählungskunst, die er hie und da mit starkem Witz durchwässerte. Bald machten stille Engel die Fensterladen zu. Zeiten kommen, Zeiten gehen . . . gleichwie das Hochamt in Langenau folgenden Tags . . . .

Walther Beamt.

Aus „Das erste Weib“, Novellenbuch.
(Potsdam 1924 bei G. Kiepenheuer.)

Das erste Weib.

Er lugte scharf aus. Matt leuchteten die Böschungen, über denen er emporstrebte. Die Einförmigkeit gerann zu Gebilden besonderer Art: Flecken schweigender Forste, Wegzeilen, Gehöftekegel und der Strom und die unendlichen Sümpfe, jenseits deren er aufgestiegen war.

Beachteten sie ihn nicht? Ganz deutlich zeichneten sich die Windungen ihrer Gräben ein. Dort zogen Äderchen ins Land, eingefurcht war's in den ewigen Schnee. Leichte Schwaden trübten die hohle Tiefe. Er rückte den Hebel und es gab helleren Ton. Nun warf er sich hinunter, um deutlicher zu sehen, was die Ameisen planten. Die starren Flächen, die ihn trugen, senkten sich, es brauste um ihn, Wellen spülten über seinen Helm. Da blitzte es. Ein reiner Glockenton sprang auf, ein weißes Wölkchen links unter ihm. Und wieder gellte es, leises Anklingen scharf gespannter Saiten.

Jonel Jonescu stieg höher, fiel, dreht sich in kunstvollen Schleifen. Über ihm hingen Wölkchen, neben ihm stand es auf in dem unendlichen Nichts des Raumes. Und jetzt, jetzt — Freude drang ihm kochend zum Halse herauf — hatte es aus der weißen Öde gefunkt, deutlich, zwei Nadelstiche, die Batterie. Wie ein Roß ließ er sein Flugzeug anspringen. Jagte darüber, machte einen riesigen Bogen und brauste heran auf Leben und Tod, jetzt hatte er sie! Zweimal drückte er auf den Knopf des Apparats und wußte sie gefangen, die unmerklichen Fuchslöcher im Schneeland — wartet nur, morgen! Wir machen euch mundtot! Wir verschütten euch mit Feuer und Qualm!

Dann stieg er höher und tastete über die Karte. Nordwestwest, riß herum, im Zickzack über die mehlgraue Verwaschenheit, die unten dem Raum anklebte, nur so los! Da war nichts mehr zu besorgen! Jonel Jonescu hatte sie gefunden, die verfluchte Batterie, die ihre Vorfeldbewegungen störte, die den letzten Stoßtrupp vernichtete. Donnerwetter! Morgen würden die Hunde Augen machen! Es brach ein Übermut in ihm los, der Motor schlug für seine plötzliche Ungeduld viel zu langsam.

Schneller, schneller! Er brauchte Kraftleistungen, einen unerhörten Rekord, etwas, das alle Muskeln spannte bis zum Zerreißen! Wenn man nur so könnte! Den Raum zerfetzen, daß blutige Striemen blieben, ein Zerren am Unmöglichen, daß die Zähne knirschen! Was war das nur, was da über ihn kam? Der Frühling?

Wenn er so an alles dachte, was sich hinter dem Rücken der fiebernden Gegenwart übereinander drängte, geborstenes Eis in der Märzflut, wie schied er es nur? Alles jagte jetzt plan durch seinen Kopf. Jahre der Kriegsschule, Vorwärtstasten im Vorwärtsgestoßenwerden. Jonel Jonescu lernt für die Allüren des Generals würdig den Handschuh knöpfen! Im kleinsten vollkommen sein, wenn man die Dreckseelen bannen will nur durch den Blick. Kommando! Minutiös, wie die Verschlußfeder am Gewehr, blitzblank, ein stichsicheres Bajonett. Und wie sie alle geduckt wurden. Kurz gehalten, kurz geschoren, die Falte in der weißen Paradehose gerade, ungebrochen, und jeder Schritt sicher und eingedrillt. Die Tage defilieren. Einer gleicht dem andern, Stufe auf Stufe, Jahr auf Jahr. So blank gescheuert ist die Treppe zum Ausgang, das Uhrwerk tickt, nichts kann es beschleunigen oder verzögern, wenn nicht der silberne Hammer auf die Erzmaske der Hoffnung schlüge.

Da kam es. Wunder, Zeit aus den Fugen, nun ist es da: Krieg! Die große Flut, die die Gründlinge aus den Tiefen hob. Nun wurde der Weg rot vom brennenden Jetzt, Jonel Jonescu kam ins Getriebe! Aus der Schule der Miniatur, aus der Kleinarbeit der Offiziersanwärterschaft hinaus ins Wirkliche. Luftfahrer! Im Raum aufsteigen lernen, den donnernden Motor zügeln, wie ein schäumendes Pferd, auf den Gegner hinabtauchen, sturzsteil, und das Ziel erfassen und den Abwehrtod aus hohler Mündung senden! Immer, wie im Traum, hatte er das Viereck vor Augen, in das er den Feind einfing, auf ihn steuernd, in ihn fallend und zugleich tödliche Platzkugeln des Maschinengewehres ausfeuernd. Jonel Jonescu lebte im Stoß zum Ziel. Lebte im gehenden Motor, der den Raum durchbrauste. Aus dem stickigen Grau des Schnees strebte er in die große Helligkeit. Ach: Frühling!

So glitt er über den Sümpfen, über den schweigenden Urwäldern dahin, über der Trostlosigkeit und Verzweiflung. Sah ferne Rauchsäulen drunten, Feuer, aber es war eine große fragende Stille des Nachmittags um ihn, eingehüllt in das Toben des Motors, hörte er nichts mehr vom kleinlichen Geknatter tief unten. Wenn er so in der Unendlichkeit schwebte, als hielte ihn Gott in der flachen Hand, verlor sich Jonel Jonescu. Er vergaß sich plötzlich und ging in das Grau über, wurde selbst eine hohle Weite, die er nicht mehr durchmessen konnte.

Da gab es plötzlich eine Unrast. Etwas im Motor klappte nicht mehr. Jonel Jonescu sah zu. Und dann wurde es vor ihm bewegt, der riesenhafte Propeller tauchte auf und der Motor stand still. Jonel

Jonescu überlegte haarscharf und dann stürzten seine Gedanken. Nun saß der Tod neben ihm. Aber — er wollte, er mußte — und er ließ die Steuerung nicht los und es ging hinunter. In einem gewaltigen Trichter drehte sich die Maschine. Zerschnitt die feuchten Ballen Luft, die sich emporstemmten, glitt tiefer, immer unaufhaltsamer, der Schnee kam näher, die Sümpfe, die Kronen der schweigenden Forste. Vögel kreischten auf. Jonel Jonescu hing lautlos über einem uralten Gehölz, stieg mit der Wendung eines Aals über eine Mauer geschlichteten Holzes und ein wenig unsanft berührten die Räder den Boden. Der Schnee war hier weggetaut.

Jonel Jonescu sprang zu Boden, riß seine Pistole aus der Gürteltasche und schaute sich um. Holz, Sträucher. Er lief gegen das Gehöft zu. Ein verschneites, riesiges Brunnenrad und dann das Haus. Er stieß die Türe auf. Eine Küche, daneben ein Raum, düster und dumpf. Keine Seele, nicht einmal ein Hund regte sich. Er begann sich ruhiger umzuschauen. Hier war niemand, drüben, jenseits der Hofmauer ging der Weg zum Röhricht des Sumpfes, wenn man ihn nicht beobachtet hatte — und man mußte auf Absturz schließen, so unerwartet schnell zwang ihn der Motordefekt, niederzugehen — konnte er hoffen, unbelästigt zu bleiben. das Flugzeug lag hier gut versteckt.

War eine feindliche Abteilung unterwegs? Wenn er sich Umblick schaffen könnte! Was sollte das nütze sein? Jetzt lag er hinter der russischen Front, stöberte man ihn auf, so war er gefangen. Den Weg durch die Sümpfe kann kein Teufel erraten. Er blickte auf die Uhr. Eine Stunde Zeit bis zur Abenddämmerung. Da hieß es flott sein! Er lief wieder zu seinem Apparat. Schob ihn schweratmend zum Abflug zurecht und kroch dann in das Gestänge. Er blickte lange hinein. In die kleinen Röhren und Ventile, in die Zündkerzen und dicken Drähte, die die Seele seines Flugzeuges ausmachten. Da hatte der Funke die Verbindung im Drehstrom durchgeschlagen. Er schraubte und stemmte, legte seine Werkzeuge aus der Metallbüchse unter dem Lenkersitz auseinander, sortierte Schrauben und kleine Hämmer. Wird es bis zur Dämmerung gelingen? Und wenn in der Nacht Schnee fiele oder Sturm einbrach? Der Apparat mußte auf diesem Hange stehen bleiben. Kein Obdach gab's für ihn, unter den Sternen war sein Heil oder Unheil beschlossen.

Die Arbeit war unendlich mühselig. Die Finger blau von der Kälte (und dabei troff ihm der Schweiß von der Stirn), aufhorchen bei jedem Geräusch und weiterkommen — um jeden Preis!

Nun war der eine Teil des Drahtes eingesetzt, er klemmte ihn über den oberen Rand des Vergasers, drückte Schrauben ein, drehte und bosselte, beinahe sollte sein Motor wieder flott sein. Wenn er ihn jetzt laufen lassen könnte, zur Probe nur! Aber schon war die Düsternis aus den Sümpfen und Wäldern gestiegen, er kannte den Weg nicht, und

wenn er durch das Knattern des Motors eine suchende Patrouille aufmerksam machte!

Er stand vor seinem Werk. Die Sache mußte in Ordnung sein. Er ging rund um das Flugzeug, tastete die Tragflächen ab, rüttelte an der Steuerung, alles gut, morgen mußte es gehen! Wenn nur schon morgen wäre! Dazwischen lag die gefährliche Nacht, Polarstürme, fauchende Kälte aus dem Weltraume her.

Dann war es ganz finster geworden. Er schritt auf das tote Haus zu, ermüdet und hungrig, eine Art Fouragetasche in der Linken, und dachte an das Kommando drüben, bei den Seinen. Nun wußten sie, daß ihm etwas zugestoßen sei. Vielleicht ging schon die Meldung rückwärts, sollte seine Mutter erfahren? Das Ungewisse? Was wußte man denn drüben? Und die Batterie? Na, warte nur, morgen fliege ich heim! Er vergaß sich, stampfte auf, die Tür ging von selber zurück, Rot flammte auf und ein Schrei fuhr ihm entgegen. Jonel Jonescu erschrak tödlich, wankte, und brachte mit Mühe und Erregung die Pistole heraus. Die Tür war vollends offen, der Herd, auf dem Feuer brannte, strahlte Licht und Wärme, und Jonel Jonescu suchte geblendet den Feind. Ein ängstliches Gewinsel drang aus dem Nebenraum. Jonel konnte den Schatten nicht durchdringen; war das ein Tier? Oder ein Weib?

Er raffte die wenigen Worte zusammen, die er russisch sprach: „Idji suda!“

Wiederum antwortete dieser unsagbare Ton. Ein Kind? Er wiederholte drohend: „Idji suda!“ und hob die Pistole in der Richtung des Gewinsels.

Es blieb still. Dann hörte er deutlich ein Schluchzen und stilles Weinen, geflüsterte Worte wie Gebet, zärtlich lallende Töne, die die Mutter einem Kinde zuraunt.

Ein Weib. Jonel Jonescu sprang über den hellen Schein und griff entschlossen in die Finsternis hinter dem Türrahmen. Er faßte einen Arm, ein helles Kreischen tönte und er zerrte das Verborgene rücksichtslos in den Lichtschein.

Ein junges Weib. Eine Bäuerin!

Sie hatte ihn plötzlich kräftig abgeschüttelt und lehnte jetzt neben dem Herd. Ein Kopftuch, das sich verschoben hatte, verdeckte ihre Züge.

Jonel Jonescu leuchtete mit einem brennenden Scheit in den Raum nebenan. Er ließ das Weib nicht aus den Augen. Sollten noch Männer oben auf dem Dachboden liegen? Sicherlich nicht. Hier war es warm und sie kochte eben die Abendsuppe. Da wären Kumpane unten geblieben.

Noch immer lehnte sie, als täte sie's im Trotz, gegen die Herdwand.

Jonel Jonescu stand unschlüssig. Er hielt die Pistole in der Faust. Dann schlug die Welle der Erregung zurück und er versorgte die Waffe.

Was geschehen sollte, mußte geschehen. Hier war er irgendwie gefangen. Er knöpfte den Mantelkragen auf und nahm den Fliegerhelm ab. Enthakte den Ledergürtel und breitete alles auf den klobigen Tisch. Der Hunger wollte sein Recht. Aus der Fouragetasche zog er Brot, die zwei Konserven sollten geöffnet werden.

Als er ein Stück Brot zwischen die Zähne schob, erwachte sie aus ihrer Erstarrung. Sie warf ihm einen flüchtigen Blick zu und beugte sich über das Feuer. Richtete zwei Töpfe her und entzündete ein Talglicht in einem verrußten Leuchter.

Der warme Brodem des Gekochten stieg Jonel Jonescu in die Nase. Noch hatte er seine Konserven, den „eisernen" Vorrat, nicht geöffnet. Er wartete unbewußt.

Das Weib war jetzt sehr geschäftig. Sie brachte noch einen Topf, goß Wasser aus einem Eimer und legte etwas hinein. Eier, dachte Jonel. Das Ganze kam auf die Herdplatte. Sie rührte in einem, faßte das andere mit einem Fetzen.

Nun stellte sie alles auf den Tisch, brachte das Licht von der Herdwand und hielt dem Offizier einen hölzernen Löffel hin.

Jonel schaute sie an. Dunkle Augen, die typische Russin. Er murmelte etwas, nahm ungeschickt mit einem kurzen Nicken des Kopfes den Löffel. Ich werde essen, dachte er. Rückte den Schemel und setzte sich zurecht.

Er verbrannte sich die Zunge. Als er aufschaute, lachte sie, lachte ein helles, fremdes Lachen, stemmte die Hände in die Seiten und lachte. Auch Jonel Jonescu konnte seine Würde nicht bewahren. Aber nun war die feindliche Leere zwischen ihnen ausgefüllt mit Menschlichkeit. Jonel machte eine einladende Bewegung, denn sie stand noch immer vor ihm. Nun ließ sie sich auf der Bank nieder, erklärte irgendwie den Inhalt der Töpfe. So schien es Jonel. Sie war noch jung, jetzt hatte sie das Kopftuch abgenommen. Schönes dunkles, gescheiteltes Haar. In Jonel erwachte seine Erziehung. Auch dieser Bäuerin gegenüber wollte er sich zeigen, nicht Nehmer sein, auch Geber. Sie aßen. Suppe, gekochtes Fleisch, Eier. Dazu schwarzes, klobiges Brot. Und Jonel brachte Schokolade. Er legte ein Stück vor sie hin und sagte: „Schokolade. Nimm dir." Sie lächelte. Aber sie verstand ihn nicht oder wußte nicht, was dies war. Er brach ein Stück ab und aß. Er forderte sie abermals auf. Sie lächelte. Da nahm er es und hielt es ihr hin. Sprach dringlich: „Iß doch! Es ist gut. Charoscho." Das wußte er auch auf russisch. Und da langte sie zögernd danach und biß davon ein kleines Stück. Er sah nicht, ob es ihr schmeckte. Sie lächelte wieder, sprach ein paar Worte und legte den Rest auf den Tisch.

Jonel zündete sich eine Zigarette an.

Er betrachtete sein Gegenüber nun mit Ruhe. Sie war mittelgroß, hatte große, schwermütige Augen und, wie es ihm schien, einen etwas gelblichen, feinen Teint. Einen geschürzten sinnlichen Mund. Auch ihre Hände waren nicht so grob, wie er sie bei einer Feldarbeiterin vermutet hätte. Wie sie sich jetzt erhob, gab er auch Bewegungen von Reiz zu, jugendlich werbende Weiblichkeit. Wärme zog in sein Herz.

Nun tat sich die Nacht auf.Er mußte schlafen und auf der Hut sein zugleich. Denn wenn ihm das Weib entschlüpfte, brachte es im Morgengrauen den Feind. Ade, Heimat, dann hieß es, nach Asien abmarschieren. In Jonel arbeitete die Phantasie übermächtig. Schon auf der Kriegsschule hatte er sich nahe und ferne Zukunft stets in grellen Farben gemalt. Die Karriere! Und ein Unbekannteres: das Weib. Dieses süß Verwirrende, das ihn auflöste, wenn er daran hängen sollte. Noch schritt er wie auf einer hohen Planke, die sich biegt und nachgibt, vor dem Sprung ins Fließende — — —

Sollte er die Türe versperren? Er blickte hinüber, stand schließlich grob auf und langte nach dem Riegel. Kein Schloß! Er suchte im Raum die Lagerstatt. In der Ecke ein getürmtes Bett. Puh, wenn er an die dumpfen Gerüche dachte, die diesen Kissen entströmen mußten! Und das Kriechende! Er schüttelte sich innerlich. Da war aber keine Zeit zu verlieren.

Er fragte nicht viel, er wollte sie nun, die Bäuerin, gar nicht beachten. Die Türe zum Nebenraum wurde verschlossen. Der große, schwere Tisch mit Mühe davorgeschoben, daß sein Rand bis an den Herd reichte und das Holz von der Hitze zu knacken begann. Für sich holte er zwei Bänke und stellte sie nebeneinander vor die Türe, die hinaus in den Hof führte. Nun mußte sie Lärm machen, wenn sie fort wollte. Durchs Fenster ging es nur über ihn hinweg.

„Geh schlafen!" rief er ihr zu und wies auf das Bett. Sie lächelte demütig und blieb an die Wand gelehnt stehen. Sehr hübsch ist sie, dachte er, wenn sie sich ganz auszöge —

Aber das Schlafen war wichtiger. Jetzt kam eine höllische Müdigkeit über ihn. Sie verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen. Was braucht er ihr lang zu erklären! Er blies das Licht aus, trug die Kerze zu seinem Lager und hüllte sich in den Mantel. Ausgestreckt auf den zwei Bänken, den harten Fouragesack unter dem Kopf, die Pistole zurecht, so schloß er unbekümmert die Augen. Es war ganz still, nur draußen tropfte es und ein leichter Tauwind blies und röhrte. Stand sie dort unbeweglich im Finstern? Legte sie die Kleider ab und schlüpfte, warm und anschmiegsam wie sie war, in das getürmte Bett drüben? Jonel Jonescu reckte sich, das Holz unter ihm ächzte. Er schlief bereits.

Als er wach wurde, konnte er sich schwer zurechtfinden. Die Pistole hatte sich verschoben, das Stück Eisen drückte ihn in die Seite, es war

ihm, als läge er auf hartem Grund. Durch die Läden drang kein Stäubchen Licht, auch wenn es bereits Morgen war; schliefen sie alle noch? Und —

Da schoß ihm alles durch den Kopf. Plötzlich wußte er, wo er lag. Instinktmäßig hob er den linken Arm und brachte die Uhr am Handgelenk zum Auge. Halb drei, entzifferte er von dem leuchtenden Uhrblatt. Dann horchte er. Ganz still war es draußen, nicht einmal der Wind blies. Und sie, seine Gefangene? Schlief sie ausgekleidet in den schwülen Kissen? Er horchte. So angespannt waren jetzt seine Nerven, als wollte er sie spüren, erschnuppern wie ein Hund, die körperliche Nähe dieses lockenden fremden Wesens. Atmete sie denn gar nicht? Er lag wie gebannt. Starrte hinüber ins Dunkel, daß es in Funken tanzte, Gebilden des Nichts, Licht aus Lichtlosigkeit. Sie rührte sich nicht. Sollte sie am Ende fort sein? Er tastete nach seiner Glühlampe. Erhob sich und ließ das Licht an. Ein schwacher Schein blinkte auf, er sah Geräte vor sich, den großen Topf, den sie gestern auf den Tisch gestellt hatte. Ich muß die Füllung erneuern, das Licht ist schon sehr schwach, dachte er im Vorwärtsschreiten. Der Herd, ein Holzklotz, Holzstellagen an der Wand, behängt mit Geschirr, und das Bett. Nun erhellte das matte Glimmen der kleinen Lampe die gemusterten Kissen, und da lag sie. Das Hemd zurückgeschoben, daß der Ansatz des vollen Busens deutlich in weichen Schatten hervortrat, den Kopf eingerahmt ins volle dunkle Haar. Wie zwei samtene Blüten waren die langen Wimpern der Schlafenden eingesenkt unter den schief anstrebenden Augenbrauen. Sie lag da, die Arme von sich gebreitet, als ob sie jemand verlangend erwartete.

Ionel starrte dieses Wunder an. Seine Blicke umfingen diese nächtliche Erscheinung, er war gebannt, eine Begier schlug wie eine Lohe aus ihm. Und doch wagte er sich nicht weiter, an diese Fülle, die willenlos vor ihm aufgebreitet lag. Er mochte eigentlich nur diese weichen Rundungen berühren, die Wohligkeit dieser Begegnung verkosten — — nur tasten — —

Da öffnete sie die Augen. Nicht wie eine Schlafende und Träumende, erstaunt oder mit leichtem Ärger, aus einer anderen Welt gerissen zu sein. Ruhig schlug sie sie auf, wie ein Bergsee, so traf ihr Glanz seinen Blick. Sie lächelte. Eine leise Bewegung, und sie hob unmerklich die Arme zu ihm, das Hemd glitt ein wenig zurück, daß die Rundungen noch deutlicher wurden. Ionels Lampe erlosch. Er schritt unsicher vor, stieß an die Bettkante und fiel in die schwüle Wärme.

Der Morgen sickerte durch den halboffenen Laden herein. Schnee leuchtet von der Scheunenkuppe gegenüber, Nebel lag dunstig über der milchigen Helle. Als Ionescu aufdöste und gähnend in das werdende Chaos blinzelte, sah er, als sei sein Inneres verschüttet: Uniformstücke über den Boden verstreut, die Pistole hingeworfen.

Sie schlief noch. Ihr dunkles Haar strömte über ihn, ihr Kopf lehnte von seinem Arm eingefriedet an ihn, er spürte das Heben und Senken ihres Busens, das Klopfen ihres Herzens. Da lag das alles. Über den dunklen Lehmboden hingestreut. Er war nicht mehr Soldat. Hatte das Offiziersvorurteil vergessen, den Krieg, das feindliche Land. Da streckte er sich, das Mütterliche schmiegte sich an, das Betörende hatte ihn betört, Fesseln waren gesprengt, — ah, das Leben hatte keine Ziele mehr! Frieden! Sonntagsmorgenruhe daheim bei Muttern, heute ist keine Schule, man konnte sich ausschlafen, wie lange man wollte!

Jonel träumte vor sich hin.

Mara wurde wach. Sie schaute ihn an, wälzte sich herum und stützte sich auf beide Ellbogen. Dann hing sie ganz ernsthaft an seinen Augensternen, als wollte sie seine Willenskraft in sich aufsaugen. Er strich ihr, wie einem Hund, über den Kopf, streichelte sie und dann hing sie plötzlich wiederum an ihm, ganz wild und fiebernd.

Sie war aus dem Bett gesprungen und hatte den Laden zurückgeschlagen. Dann brachte sie ein Becken und er sah die Linien ihres Körpers. Auch das Hemd hatte sie fortgetan. Sie stand im Wasser und wusch sich, ihre Brüste wogten.

Dann ermannte er sich. Las die Wäschestücke vom Boden auf und bekleidete sich. Zog Seife und Bürste aus dem Fouragesack. Das eiskalte Wasser tat wohl. Alle Gelenke knackten unter seinen Bewegungen, er fühlte sich jung und wagemutig, es war, als entdeckte er sich selber. Die Uniform war wieder sorgsam umgetan. Der Gürtel eingeschnallt und die Pistole. Die Kappe auf. Leutnant Jonel Jonescu! Sollte er die Hacken zusammenschlagen und stramm salutieren? Nun noch die Zigarette und er trat hinaus. Wie geräumig der Hof war! Er stapfte durch den weichen, eingetauten Schnee, bog um die schützende Wand geschlichteten Holzes. Zwei Kanonenschläge, dumpf von fern. Er horchte auf. Nichts weiter, kein Gewehrgeknatter. Entweder war die Front so weit weg oder ruhte die Gefechtstätigkeit vollkommen. Jetzt würden sie wieder ein Jagdkommando vorschicken. Und die Batterie?

Nichts war die Nacht über vorgefallen. Sein Aëro lag friedlich und blank gescheuert auf dem Hang, die Nacht hatte ihm nichts angehabt. Zwei große schwarze Vögel saßen unbeweglich auf den Tragflächen. Jetzt krächzten sie und stiegen umständlich auf. Es durchfuhr Jonel ein peinliches Gefühl: die Schicksalsraben! Pah, da war die Maschine, Glück gehabt, kein Schnee und nun mit Volldampf los!

Er prüfte die Ventile. Wollen mal sehen! Er riß die Kurbel an, der Motor ging stoßweise, daß das Gras nur so staubte! Mara kam aus dem Hause gelaufen. Erst hörte er im Geknatter der Maschine nicht, was sie ihm zurief, dann war der Motor wieder still, nur der Propeller kreiste leer. „Moskali!“ rief sie und drohte und zeigte über die Mauer. Er verstand sie nicht recht. Meinte sie, daß der Feind ringsum den Motor

hören müßte? Was lag daran? Jetzt wollte er fort. Mara faßte ihn am Arm. Jonel wußte nicht, was sie von ihm wollte, aber sie zerrte ihn von dem Flugzeug fort. Sie gingen ins Haus.

Einen Tee hatte sie gekocht. Weißes Brot dazu, ein Gläschen Schnaps. Er aß und trank. Sie saß bei ihm und schaute ihn an. Den groben Schafspelz hatte sie fortgeworfen und saß in der bunten, gestrickten Weste, die sie über das Hemd gezogen hatte. Breit lehnte sie gegen den Tisch, unentrinnbar, herrlich. Und der prickelnde Branntwein glühte ihm in den Adern, und Jonel Jonescu ließ sich betören. Er blieb sitzen, er stieg nicht auf, er verfiel dem Zauber dieser mongolischen Augen.

Die zweite Nacht unerhörter Lüste voll fand ihn in den Armen der Sphinx und die dritte. Er blieb Gefangener, daußen stand der Nebel und kein Windhauch rührte sich. Rings eingeschlossen vom Feind, lebte dieser Leutnant auf einer Insel, ein Tannhäuser im Weltkrieg, der die Katastrophe seiner Zeit vergessen hatte. Es war nicht Traum zu nennen, denn die Stunden zeigten Tag und Nacht. Und doch mußte es ein Erwachen geben.

Jonel war zum Fenster gestürzt. Es dröhnte von Explosion. Ein zweiter Schlag schütterte. Er warf sich in die Kleider. Draußen im Hof konnte er nichts ausnehmen. Es war nun still, bleiern lag der Nebel über dem verfluchten Land. Er lief um die Holzmauer herum zu seinem Flugzeug. Es lag unberührt da, wie er es vor drei Tagen am Morgen verlassen. Jonel tastete verloren über das Steuer. Sollte er jetzt fortfliegen? In die tote Ungewißheit dieses Nebels, der jeden Ausblick verwehrte?

Ein leichter Wind stieg an. Gab es eine Heimkehr aus diesen Niederungen? Ganz tot war es in ihm. Namenlos gleichgültig schien ihm das alles. Nur eines bannte ihn. Die da drinnen. Von der konnte er nicht los. Sie hielt ihn, als zuckte sein Lebensnerv unter ihren Händen. Wird sie mit ihm fortfliegen wollen? Hinüber, zu den Seinigen? Und die Kameraden? Brachten auch ihre Weiber im nächsten Haus unter, erhielten Besuch von fern, parfümierte Luxustiere aus Berlin. Was waren diese kleinen Weibchen alle gegen Mara! Sie sollten sie anstaunen, anbeten wie er, seine russische Aphrodite.

Es schnurrte. Der tiefe Ton zog herauf, das Wirbeln und Gurren wurde kolossaler. Ein Flieger! Er starrte, er schlug seine Blicke hinein, in diese Nebelwand! Ganz niedrig kam es heran, da, da! Ein heimatliches Zeichen leuchtete, ein Kamerad aus der Luft! Wer konnte das sein? Er strengte sich übermäßig an, der Flieger oben bemerkte ihn nicht. Aber weiße Wölkchen standen jetzt neben ihm auf, es knallte und rollte. Die Chose ging los, von allen Seiten begann es zu rumoren, ferner Donner, deutliches Klopfen der Maschinengewehre. Fort, fort!

Er lief ins Haus. Mara war aus dem Bett gestiegen und wärmte Wasser auf dem Ofen. Mach dich fertig! rief er ihr zu; herrisch ließ er

sie an. Die Kleider, die Kleider! Er hatte den Mantel umgeknöpft und den Helm auf. Mara ließ sich nicht stören. Er brachte ihre Wäschestücke, alle faßte er sie grob in einen Klumpen und bedeutete ihr, sich anzuziehen. Sie lachte unbändig, schleuderte alles fort und hatte nur Sinn für das Wasser, das sie wärmte. Das große Becken stand schon bereit. Er wurde zornig. Draußen schlug es immer wieder aufs neue, Salven rollten, ein Meer von Geräuschen. Sie spielte. Lachte über sein tolles Gebaren. Plötzlich wurde sie fahl und deutete hinaus. Im Hof stand ein russischer Soldat, das Gewehr mit dem langen, dünnen Bajonett unschlüssig in der Rechten, Jonel Jonescu trat tiefer in das schützende Dunkel des Raumes und hob die Pistole. Da warf sie sich über seine Hand. So stürmisch war diese Abwehr, daß Jonel fortgestoßen wurde. Als er aufschaute, war der Soldat verschwunden.

Jonel lief hinaus. Tollkühn durchsuchte er das Gehöfte, jeden Augenblick bereit, angeschossen zu werden. Der Eindringling war davon. Und jetzt —

Mara stand nackt im Raum und trocknete ihre Brüste. Er bedeutete ihr, was er von ihr wollte, hielt ihr das Hemd hin, den Knäuel Kleider. Sie schlug ihm mit dem feuchten Tuch ins Gesicht. Dann wollte sie ihm den Helm vom Kopfe zerren, wie eine Amazone, nackt und sehnig, hing sie an ihm. Da tat Jonel etwas, was nur tollste Gier verantworten kann. Er hüllte sie in den groben, großen Pelz, in das Knäuel Wäsche und Kleider, und schleppte die sich Wehrende hinaus. Es schlug nur so von Klängen um ihn. Die ganze Front mußte in Aufruhr sein, Feuer wetterleuchtete in das unablässige Grau ringsum, es heulte und trommelte. Er warf das Weib auf den Sitz hinter den Lenkstuhl seiner Maschine, mit einem Riemen schlang er den Pelz um sie, band sie um das Gestänge, schlug in diese rasende Masse, mit den schweren Schuhen stampfte er gegen das Bein, das sie befreit hatte. Meine Beute, meine Kriegsbeute!

Und der Motor ging an. Rollte über den kleinen Hang, stieg über Bäume, an Schlagen und Zischen vorbei, hinauf, höher. Es war wie ein Rausch in Jonel. Steil aufwärts wollte er und der Motor mußte es leisten! Er jagte über grauer Unsichtbarkeit gegen einen feuchten Märzwind, der ihn wie ein Blatt faßte und höher trug. Um ihn tanzten lauter kleine weißliche Punkte, Stichflammen der tödlichen Einsamkeit im Luftmeer. In seiner Brust spannte sich ein Ring, er strebte einem Unnennbaren zu. Sollte er ersticken? Wie es brauste, wie es ihm aus den Ohren quoll! Gesänge der Verdammten, Geheul der Verworfenheit! Höher, höher!

Und er tauchte ins Licht. Der Nebel blieb unter ihm, über schneeig weißen Vorgebirgen schwamm er in der eisigen Klarheit der Frühlingssonne, alle Qual dieser namenlosen Gefangenheit im Nebelhaus fiel von

ihm. Singen mochte er da droben, die Welt zum Zeugen seiner Freiheit aufrufen. Da flog er in Sonne und Klarheit. Still und friedlich. Entrückt.

Der Motor stand. Hatte er selbst die Zündung ausgeschaltet? Nun trug ihn der Wind der Heimat zu. Dieser Wind hob die weißen Ballen wieder hoch. Die Sonne schwand und der Äroplan glitt im Nebel. Dann fraß es wieder wie zerreißendes Papier an den Tragflächen, und die Sonne strömte Licht auf das Land. Land!

Über Grabenwindungen irrte Jonescus Steuer, schob diese Vision zurück und stieg auf einen dunkeln Hügel hinunter. Jetzt schlug er auf.

Jonel sprang auf den Boden, der seltsam unter ihm wankte. Männer in Bärenmützen eilten auf ihn zu. Über die erstarrten, blutleeren, verfrorenen Glieder Maras beugte sich ein Kopf. Dann sausten die Kolben über ihn. Wie einen tollen Hund schlugen sie ihn tot.

Genia Gloor (Eugenie Padowetz).

Sonett.

Ein altes Glas halt' ich in meinen Händen,
Von dessen Grund sich gold'ne Blätter heben;
Dazwischen schaukeln dunkelrote Reben,
Empor sich rankend zu des Kelches Wänden.

„Nie möge uns're ew'ge Liebe enden!"
Geschnitten steht und hoffend ward's gegeben
Für dauernd Glück in seligstem Bestreben,
Daß nie ein Herz vom andern mög' sich wenden.

Die sich's geschenkt, sind längst ins Grab gesunken,
Verblaßt die Lippen, die daraus getrunken —
Das Glas ist heil, das einmal ich erworben.

Der Jahre viel hat's kommen, schwinden sehen,
Das Tote blieb in einst'ger Pracht bestehen
Und was gelebt — für immer ist's gestorben.

Opale.

Mich schmückt seit Jahren eine Perlenkette,
Sie ist ein edles, kostbares Geschmeide;
Doch find't solch Kleinod — eine Augenweide —
Nur leider selten dauernd eine Stätte.

Die Farbenpracht gleicht der einer Palette
Mit ihrem Glanz wie himmelblaue Seide — — —
Von der ich einst mich schmerzensvoll nur scheide,
Dem schuldlosesten aller Amulette.

Opale sind's, die meinen Hals umschlingen:
„Ihr tragt Opale, welche Unheil bringen? — — —"
So hör ringsum ich's warnend mich erklingen.

Verkannte Steine, ohne alle Tücke!
Nie störtet ihr mich je im sel'gen Glücke
Und mehrtet niemals mir die Wehgeschicke.

An der Bahre des Glücks.

Laßt mich allein es trauernd sehn verschäumen,
Allein mit meinem Jammer laßt mich sein —
Und tränend sehn von meinen Lebensbäumen
Die letzten Blüten welk hernieder schnein.

Es stirbt mein Glück! — Nur selten, hin und wieder,
Weht leis ein Windhauch durch die stille Nacht.
Er trägt die Klänge meiner einst'gen Lieder
Aus jener Zeit, wo, Glück, du mir gelacht.

Friedrich Soukup.

An die Welt!

Wenn der Hunger in deinen Eingeweiden jagt,
deine Augen fiebern vor Unruh und Hast,
wenn dein Plaid dich drückt, eine Eisenlast,
und deine dürre Zunge sinnlose Worte sagt —

o, wie ergötzt dich dann eine weiße, leuchtende Blume!
In den Dreck mit ihr, denn sie höhnt deine Schmach!
O — wirst du dann knien vor dem silbernen Heiligtume
mit dulderischem, sündenabbittendem „Ach“?!

Pah! Du wirst lästern, kühn, offen, groß!,
und wirst dich zu dem Gott der Heiden bekennen,
dem satten Bürger vor den Bauch einen Stoß
und dein Herz, dein Herz, dein hungriges Herz, es wird brennen
und zu einem Jubelsang wird dein Rabenschrei,

den deine gemarterte Gurgel krächzt —
und jetzt bist du fähig erst, die Welt zu schlagen entzwei —
wo du begreifest die Qual, wenn ein lausiger Bettler . . . ächzt!

Aus „Die Weltlüge“, soziale Tragödie.
I. Akt, 5. Bild: Die Dämonen.

Im Herzen eines ungeheuren Berges; ein Saal. In der Mitte des Raumes ein goldener Thron. Stufen. Blöcke.

Ariela und Edgar, durch die Breite des Saales voneinander getrennt.

Ungewisser Schein flutet.

Ein summender, alles mit seinem feinen Surren erfüllender Ton durchdringt die Atmosphäre.

Die Stimme des Berges: Ich träumte . . . . . .
Edgar: Wo bist Du?
Ariela: Ich harre Dein!

Edgar: Ich fühle Dein Auge nicht.

Ariela: Willst Du nicht kommen?

Edgar (will auf Ariela zueilen, vermag sich jedoch nicht von der Stelle zu rühren): Ich kann nicht!

Ariela: So will ich zu Dir kommen ,Geliebter! (Doch auch sie ist wie festgewurzelt.)

Edgar: Was ist mit uns geschehen? Mein Blut gerinnt. Meine Füße wachsen in den Boden. Ich kann nicht kommen. O, ich ersterbe!

Ariela: Welcher Dämon glüht solche Strafe in unsere Brust? Unsere Arme greifen bloß Luft!

Edgar: Unsere Sehnsucht wird Wortes Wind, der die eklige Welt küßt! Ariela!

Ariela: Ich will zu Dir kommen! (Versucht mit verzweifelten Bewegungen vorwärts zu kommen, schwankt jedoch bloß wie eine schlanke Blume.)

Edgar (unter gewaltigem Mühen): Mein Wille brennt lichterloh . . . Doch kann auch ich nicht zu Dir . . . Ich brenne, ich glühe, ich rufe das erlösende Flammenwort: Ariela!

Die Stimme des Berges:

Noch ist es still! Die Nacht liegt schwer und schweigend auf der Erde,
die müde ist von nächtiger Not und wüsten Träumen.
Die Ohnmacht hält umfangen dumpf die Menschenherde.
Doch horch! (Geigen und andere hochgestimmte Instrumente beginnen zu jubilieren.)
Es regt sich in den Sträuchern, in den Räumen
und aus dem Schlafe reckt sich die lebendige Gebärde!

(Es bricht großes Getöse aus allen Ecken und Tiefen hervor.)

Den Horizont umflammt ein diamantnes Säumen,
am Himmel steigen im Triumph die hellen Sonnenpferde!

(Mit einem Male schwindet die Dunkelheit. Es wird strahlend hell. Weißleuchtendes Sonnenlicht wirft sich in die Höhle, ohne Lichteingang. Gleichsam, als strahlten die Wände selbst Sonnenglut.)

Nun loht das Licht! Die dunklen Wasser schäumen,
der Nacht noch Ungebornes jauchzt: Es werde!

(Helle Posaunenstöße.)

Und durch die Erde geht des Lebens Bäumen!

(Eine Weile ist es ganz still. Dann hört man einen tausendstimmigen Aufschrei des Jubels aus menschlichen Kehlen.)

Die Stimme des Berges: Die Welt ist erwacht!

(Es wird wieder finster.)

Edgar: Wo sind wir? Helle entschwindet, die Auge aufriß zum Staunen. Ariela! Licht! Licht! Licht!

(Eine klagende Melodie durchschwebt den Raum. Es wird langsam heller. Die Wände strahlen nun rotes Licht aus. Sie sind alle mit roten, riesigen Tüchern lückenlos behangen.)

Das Gewissen (verkörpert durch einen schönen, hohen Greis, betritt nun die Szene. Geht ganz nach vorne und stützt sich auf ein riesiges, zweischneidiges Schwert):

Ich will bloß Künder, nimmer Richter sein,
mein Schwert zur stummen Erde halten.
Habt acht, es kommt ein Ringelreihn
symbolischer Gestalten.
Sie wollen alle furchtbar sein
und sind es auch. — Gewalten!
Ich fürcht sie nicht! Bin ich auch alt,
und jeder träf's, wär von Basalt
sein Herz.

Edgar:

Was sprichst, von wem, wozu, was ist?

Das Gewissen:

Es ist, weil Du gekommen bist!
Doch still, ich höre kommen schon
der Brüder einen, 's ist der Hohn!

Der Hohn (springt in die Szene):

Ein windiger Gesell bin ich!
Ich hab die Zunge überall,
Gift, meiner Rede Überschwall,
in jedes Herz verspritze ich.
Beim Satan, wer dies trefflich kann,
gilt heute als ein weiser Mann!

Der Neid (betritt als langer, knochiger Mann die Szene. Eine grüne Toga um die Schultern geschlagen):

Ich bin der Neid und dies ist schlecht.
Ich neid mir selbst das eig'ne Brot,
ich glaub, ich neid mich selbst zu Tod.
Und dieses wär' den Brüdern recht!

Edgar (im Ausruf des entsetzten Erstaunens):

Bin ich in einer Narrenwelt?
Wie komm ich in dies Narrenhaus?

Ariela:

Geliebter, harre mutig aus!
Der Glaube ist's, der uns erhält!

Das Gewissen:
Dies ist gewiß — das sollt Ihr glauben —
Ihr kommt ganz sicher hier heraus.
Zwar wird man Euch so manches rauben,
doch dieses macht heut nicht viel aus.
Wer erst den Glauben hat verloren
an Schönheit, Reinheit, Liebe, Glut,
der ist zu Höchstem auserkoren.

Die Habgier (ein Frauenzimmer, stürzt herein):
Wer stahl Verdienst mir? Welche Brut?
Noch hielt ich sorgsam in dem Kleide
und zählte schon zum zehntenmal
der Toren leicht entwandte Beute
und finde nun die Stätte kahl!

(Sie verliert Münzen, ohne es in ihrer Gier zu bemerken.)

Die Ehrsucht (als junger Offizier stelzt herein):
Wer nennt mich Ehrsucht, wenn die Brust
mit Sternen, Kreuzen ich mir schmücke?
Die Ehre ist, ist sie auch Pappe, Luft,
nicht Sucht, der Ausdruck ist bloß Tücke!
Stramm, stramm, mein König kommt vorbei,
ich hab gehört, 's gibt neue Orden,
man sagt, ein goldnes Hühnerei
sei Lohn für strammes Rückgrat worden.

Der Zorn:
Bei meinem Namen, macht mir Platz!

Die Ehrsucht:
Mein Platz war immer vorn, war vorn!

Der Zorn:
Das ist zum Lachen! Lacht der Zorn,
so hüte Dich, Du Hosenmatz!
Dein Sitz ist vorn, doch hinten war
stets Deine kluge Tapferkeit.
Merk Geck, in einem Galakleid
zum Kampf zu gehen wagt ein Narr!

Der Blutdurst (ein Gigant):
Streit? Streit? Freund Zorn mit einem Kind?
Schäm Dich, Zyklop! Sag mir, wieso
gebraucht man Balken, heilges Rind,
um totzuschlagen einen Floh!

Das Gewissen (zum Blutdurst):
O meine tiefste Reverenz!
Blutgeneral, Machterzellenz!
Bei Gott, die Stimme will nicht mehr
melodische Töne geben her.
Doch hat sie int'ressanten Bruch,
hat Höh und Tief, schreit, heult und bellt,
höllischer Dissonanzen Fluch
läßt zittern eine schwache Welt!

Der Blutdurst:
Ihr seid ein Laffe, sonderbar,
daß ich Euch Eure Scherze lasse,
wo ich doch alle Spässe hasse!
Bei Euch, da wird das Sprichwort wahr:
Der starke Mann zerdrückt die Luft
in seiner ungeschlachten Faust,
doch alle Kraft, sie war verpufft,
neu um die Ohren sie ihm braust.

Das Gewissen:
Nun, Euer Mut ist ja erprobt!
Doch sagt, was soll ich davon halten,
man sagt, Ihr hättet angelobt
des Wahnsinns Schädel zu zerspalten.

Der Wahnsinn (kommt):
Mein Bruder Blutdurst ist nicht faul
zu sperren auf sein großes Maul.
Er würde Ströme Blutes lieben
aus frischen Leibern immerfort,
doch ist er feig oft, läßt den Mord,
den gern er will, von andern üben!

(Er springt plötzlich umher.)

Ohn jeden Vorsatz, Nachsatz greifen
in die Gefahr mit toller Hand,
in jede Hölle niederschweifen,
'gen Himmel schleudern ihren Brand,
Persönlichkeit kurzum vergessen,
bekämpfen nackt ein Eisenheer,
das Herz von Leidenschaft zerfressen,
die Brüste offen für den Speer —
und dennoch in das Übel tasten
mit keckem Finger, ohne Grund,

das ist mir Mut, all andres Fasten!
Ein Prahler ist ein Kettenhund!

Der Blutdurst:
Spiel nicht mit mir! Sonst fällt die Faust!

Der Wahnsinn:
Sie möge fallen! Tor, Dir graust
vor Deinem eig'nen Wort. Laß ab! —

(flüsternd, liebesweich.)

Ich sage Dir, ein kleines Grab
sah ich am Friedhof gestern Nacht,
als ich die Blume Ruhe suchte.
Ich fand sie nicht. Ich weinte, fluchte,
da, von dem Hügel sank herab
ein Schwesterchen, zum Tode müd,
es betete für seinen Bruder.
Da sang ich des Vergessens Lied
und nahm's in meine Nächte mit.

Der Blutdurst:
Du bist doch ein verrücktes Luder!

Der Wahnsinn (aufbrausend):
Wer ist verrückt? Soll ich Dich packen
und schleudern gegen diese Wand?

Der Blutdurst:
Ich hab Dich schon bei Deinem Nacken!
Ins Knie und küsse mir die Hand!

Der Wahnsinn (am Boden, in Verwirrung):
O diese kleine, süße Hand!
O laß sie streicheln, armes Kind,
die Rosen sind wie Küsse lind
und rot wie Küsse, rot wie Brand.

Der Blutdurst (dem Wahnsinn einen Tritt versetzend):
Scher Dich — wir kriegen jetzt Besuch. —
Ei Teufel, bist Du sauber immer,
Dein Beiwort, Phryne, ist kein Fluch,
Du bist ein strammes Frauenzimmer!

Die Schamlosigkeit (tänzelt frech herein):
Bin ich nicht schön? — Bin ich nicht gut?
Ich bin ein gar freiwillig Blut!
Ich halte nichts vom dummen Geize
und, schilt auch die Philisterwelt,
ich zeige gerne meine Reize

für, und ist's nötig, ohne Geld!
Ich preß' mich gerne an die Männer,
Schamlosigkeit, so ist mein Nam',
und da ich ihn einmal bekam,
was soll ich tun? 's wär falsche Scham,
ich liebe halt die stolzen Renner!
Doch drück ich mich an meine Mädchen,
auch die Berührung ist so gut,
ein keusches, reines Jungferbettchen
bringt alte Hure mich in Glut.
Ich fröne gerne meinen Sinnen,
ich tu's schon lange und stets neu
find ich Extasen! Höchstgewinnen
ist Liebe brünstiger Tiersschrei!

Das Gewissen (laut):
O Welt! Sieh Deine Laster alle,
ich will Dich Mensch nicht länger schonen!
Hirn, Herz und Seel als Lasterfalle,
läßt Du von solchem Geist bewohnen!

Edgar:
Was sollen diese wirren Bilder?

Das Gewissen:
Sei still! Es sind die Firmenschilder,
die Helfer einer größren Zunft!
Die zu begreifen bist Du da!
Spielzeug war alles, was geschah —
bald kommt die Prüfung der Vernunft!

(Aus dem Hintergrunde kommen drei gewaltige Gestalten. Der Hunger, die Pest, der Tod.)

Der Hunger (unter heiserem Gebell):
Es praßt die Welt, die Welt wird klein,
die dicken Bäuche reiben sich.
Ein Dichter hieß einst Klapperbein
und heute heißt er Kugelich.
Die fetten Hirne werden faul,
ich glaube fast, 's ist reif zum Schnitt,
ich zäume heute meinen Gaul
zu einem großen Weltenritt!

Die Pest:
O Bruder Hunger, nimm mich mit,
nur in Gesellschaft ist mir wohl.

Du weißt, mir bangt vorm eignen Schritt,
die Angst ward mir im Herz Symbol.
Ich schwebe über blüh'nde Länder,
ein sehnsuchtsvolles, reifes Weib,
doch fallen nieder die Gewänder,
so schaudert man vor meinem Leib.

Der Tod (einfallend):

Weil alle wissen, daß Dein Kuß
in sich enthält ein ehern Muß.
Die Lippen, frührots purpurrot,
bedecke ich, Dein Bruder Tod,
mit abends hingehauchter Fahle.
Ist's nicht Triumph, wenn Volk erbebt
wie vor dem Stabe Mosi, hebt
der Tod sein Haupt, das kahle!

Der Zauberer (springt in die Szene):

Ich komme aus dem Himmel grad! —
Nahm in der Milchstraß rasch ein Bad
Und sprang hernieder auf die Erde.
Frau Mutter Sonne grollt und speit
Lichtgeiser in die Dunkelheit
in ruhloser Gebärde.
Solch Arbeit ist ein unnütz Ding,
mit Vorbedacht der Welt zu heizen.
Wär ich die Mutter, würd ich geizen,
daß all's erfröre oder Flamme fing! —
Jüngst sagt ich, daß mein eigner Vater
ich sei, mein Bruder ein Komet;
man tat mich hängen. Fast zu spät
ermahnte mich der fromme Pater:
„Da ich ja doch ein Zaubrer sei —
ich mög' mir selber helfen, wenn ich andern helfe." —
Und siehe da, der Strick, er riß entzwei
und Pfarr' und Henker wurden Wölfe.

Das Gewissen:

Man ist versucht, die Mär zu glauben.
Man weiß, Du wandelst Tiger selbst zu Tauben,
doch diese Kunst ist alt, mein Sohn.
Doch habe ich erst jüngst vernommen,
in deinen Kram sei plötzlich Geist gekommen.
Wie heißt die neue Kunst?

Der Zauberer:

Suggestion!

Suggestion der Massen, das ist Macht,
und ich besitze sie, das ist kein leerer Wahn!
Wer sie besitzt, macht Tag zu Nacht
und Nacht zu Tag!

Das Gewissen:
O Charlatan!

Der Zauberer:
'gen diesen Namen hilft kein Wehren;
ein Weiser wird zum Charlatan,
wird man von ihm Unmögliches begehren!
Und wird er's nicht — ist er ein armer Mann,
dem keine Weisheit nützen kann,
will er den Ruf der Zeit nicht hören:
Ein Charlatan kann einen Weisen lehren!

Das Gewissen:
Da kommen die Großen!
Die Fürchterlichen!
Die Würger der Menschheit,
gleichend Kolossen!
In ihren Gewändern
wohnt Tod und Grauen,
und ewige Strenge
auf ihren Brauen!
Unter den Schritten
die Tiefen erbeben
und, treten sie Leiber,
gibt's kein Erheben!
Lues heißt eine,
ist Herbstzeitlose
wie ihre Schwester:
die Tuberkulose.
Sie weilen bei Frommen,
sie weilen bei Sündern,
doch tönt von den Mündern
nie ein Willkommen!

Die Tuberkulose:
Warum auch? Ist unser heimliches Küssen
denn nicht ein himmlisch, göttlich Begrüßen?
Wohltäter sind wir, denn auf Verwesen
folgt das unerhörte Erlösen! (Küßt das Kreuz auf ihrer Brust.)

Die Lustseuche:

Man schilt mich zwar die Seuch der Franzosen!
Doch ich kleide mich auch in andere Hosen.
Eines neid ich der Tuberkulose,
sie kann töten durch den Rauschduft der Rose.
Mir aber muß es erst heimlich gelingen,
durch die Umarmung ins Blut zu dringen.
Wär ich an dies nicht gebunden und frei
kommend auf Flügeln des tötenden Windes,
ich glaube, die ganze irdische Narretei
wäre vorbei,
im letzten Seufzer des letzten Kindes!

Das allgemeine Laster (schlachtet herein, die letzten Worte vernehmend):

Was bliebe dann für mich?
Rotfleckige Dirne!
Ich brauche die Geisteskraft,
nicht Ohnmacht der Hirne!
Meine Devise ist:
leben und lassen,
ich züchte der Heben
wollüstig Prassen!
Es lebe die Steilheit
der großen Emphase,
es schwindet die Geilheit
bei eingesunkener Nase!
Was sind denn, Schwester,
die Untertanen
Deiner Verführung?
Erotomanen!
Umgekehrte,
Verheerte,
Asketen,
welche am Kreuze
zum Satanas beten!
Weichlinge,
die dem Phallus verfallen;
denen sollst Du die Stirne bemalen!
Aber die Meinen,
die Großen, Bedachten,
die können das Fleisch,
das Niedre, verachten!

Sie reizt des Geistes ewiger Besitz!
Erst wollen sie Ehre und Ruhm erjagen,
das Volk eingespannt vor den staubigen Wagen,
steigen zur Höhe vom zündenden Blitz!
Ich diene ihnen,
den Kaisern und Führern
der Menschheit,
und mache sie selbst zu Verführern!
Doch eines Tages
wird der Bediente,
das Laster,
ihr Herzog, wie er's verdiente!
Papst, Bischof und Feldherr,
Kaiser und Dichter,
sind dann mein untertanes
Gelichter!
Dann zwinge ich sie,
am Gipfel des Lebens
in eine Umarmung
letztens Erbebens!
Und ihre Vasallen,
mit ihrem Spruche
sie sind mir mit ihnen
Alle verfallen! —
So treib ich mein Rad,
die Welt zu umspannen,
in meinen Weltblick
die Menschheit zu bannen,
und alle sind mir fast untertan! (Das allgemeine Laster ersteigt die Stufen zu dem Throne, zu den Genossen):
Seid mir gegrüßt! Wir wollen beginnen!

(Es hallt ein Posaunenstoß.)

Der Tod:
Halt! (Die Unheimlichen erfaßt Bewegung.)

Das allgemeine Laster (empört):
Wer hat den Ruf, den frechen, getan?
Wer wehrt mir den Thron, wer kann dies sinnen?

Der Tod:
Wir!

Die Dämonen (im Chorus):
Nicht wir!

Das allgemeine Laster (im Triumph):
Du hörst es!

Die Dämonen:
Er sei unser Herr!

Der Tod (aufschreiend):
Wer?

(Große Stille.)

Der Wahnsinn (nach langer Pause):
Freund Hein, laß ab! Sie wissen nicht,
Was sie verlangen, was sie sollen.
Entschluß und Tat ward ihr Verzicht,
Unklarheit ist ihr einzig Wollen.
Der ist der Starke, der verschweigt,
was seine Brust mit Feuer sprengt,
o mächtig der, der tief sich neigt,
wenn ihn sein Herz gen Himmel drängt.

Edgar:
O Wahrheit, schweig! Das Stummsein, Qual!

Der Wahnsinn (fortfahrend, immer irrer):
Sie harren hier in diesem Saal
des Führers, den sie missen lang.
Ohn' Führer ist den Brüdern bang.
Verführer aber müssen sein,
denn ohne die Erniedrigung
bleibt aus der schuldige Heiligenschein
der strahlenden Erläuterung!

Die Dämonen (brechen in höhnisches Gelächter aus):

Das allgemeine Laster: Ha, ha! Macht Platz! (Stößt den Wahnsinn und den Tod beiseite.)
Wer seid Ihr, was?
Ein Kinderschreck, ein Ammenspaß!
Von Euren Schrecken bange flöten
Angsthasen oder die Poeten.
Ich aber bin bei weitem mehr!
Bin aller Laster, Euer Herr!
Nur mir gehorcht, dem König aller Geister!

(Während alle schweigen vor der Ungeheuerlichkeit dieser Machtstimme, löst sich von Frauenlippen frech die Frage los):

Die Schamlosigkeit:
Und wo ist denn der große Meister?
Unser aller Meister!
Die Lüge!

Das allgemeine Laster (erbebt und tritt mit schwankenden Knien zurück. Die Dämonen senken die Häupter. Der goldene Thron scheint zu erglühen und plötzlich sitzt in ihm die Lüge. Riesig und aufgedunsen. Ein Scheusal. Grün und golden von Kopf zu Fuß. Dreihäuptig. Kalb-, Schlangen- und Krötenkopf. — Edgar und Ariela sinken von dieser Häßlichkeit angstüberwältigt in die Knie.)

Das Gewissen:

Machtvoller als irgend ein König der Welt,
bereit, die furchtbare Stimme zu heben,
in seinem furchtbaren Auge hält
er Vernichtung bereit dem irdischen Leben!

Die Lüge (zu den Dämonen):

Seid mir willkommen!
Brüder!
Erschienen seid Ihr ohne Befehl.
Denn wir stehen an der Wende der Zeit.
Brüder!
Ihr seid die Sendboten meiner Kundschaft,
die lautet:
Vernichtung!
Ihr werdet die Erde bevölkern und mit Euren Talenten
Herz, Seele und Leib
der Menschheit vernichten.
In alle Berufe schleicht Ihr
und tut Eure Arbeit, die einen Zweck hat:
Vernichtung.
Ich gebe Euch Macht,
all das zu vollführen,
was der Verführung,
der raschen, dient!
Hetzet wie Hunde sie gegeneinander,
wie Wölfe,
daß sie sich morden und selbstmorden,
denn wir Dämonen hassen die Erde,
solang sie besteht, solang sie bemenscht ist!
Wir hassen die Menschen, so lange sie Menschen sind.
Heulen sollen sie und vergehen,
fluchend, daß sie Menschen geworden!
Nichts werden, was sie waren.
Selbstsehnsüchtig springen ins Chaos ihres bereiteten Todes.
Darum sind wir versammelt!

Jeder und jede von Euch
ist gewaltig und fürchterlich.
Unterschätzt Eure Stärke nicht,
denn die Menschen sind Zwerge.
Sie werden erst riesenhaft,
wenn sie sich stärker fühlen, als es der Gegner ist.
Darum seid schonungslos:
seid so, wie ihr seid.
und wie Euch mein Geist geformt.
Seid und seid nicht.
Seid Macht, die keine ist
und dennoch siegt, weil sie scheint.
Scheinmacht,
die Vernichtung bringt,
weil ich Euch entsende,
der Herr der Dämonen,
der Meister der Menschheit!

Die Dämonen (im Chor):
Unser Meister!

Die Lüge:
Euer — die Lüge!

Der Blutdurst:
Entsende uns!

Edgar (am Boden):
Wie sie wachsen, durch den Hauch
seines Mundes, ungestaltig!
Nebel, Ungewisses, Rauch
nimmt Gestalt an, wird gewaltig!

Es verschwinden Raum und Kanten,
wachsen seh' ich die Dämonen
und es steigen die Giganten
wuchtig in die Licht-Aeonen!

Die Lüge:
Bruder Blutdurst, Bruder Wahnsinn!
Größte Rolle sei verliehen
beiden Euch, als große Führer
sollet Ihr den Brüdern dienen!

Der Blutdurst:
Sprich!

Die Lüge:
Befallet die Mächtigsten dieser Erde mit dem Irrsinn der eingebildeten Größe und sie sind uns ergeben!

Der Wahnsinn:

Sprich!

Die Lüge:

Gieße in ein einziges Menschenhirn die gesamte Macht der Möglichkeit. Gib einem einzigen Menschen die Macht, die Welt zu regieren, er verwandelt sie in ein einziges Totenhaus!!!

Edgar (aufstöhnend):

Lüge! Lüge! — Gemeine, niederträchtige Lüge!
Besudelt der Mensch! Besudelt die Menschheit!

Die Lüge (wohlgefällig grinsend):

Auch Du wirst meine Macht erfahren, Zwerg!

Edgar (krümmt sich, wie von Peitschenhieben getroffen):

Licht!

Die Lüge:

Die Hölle in Dich! —
Zwerg! Menschenzwerg!
Vermaßest Du Dich uns Geister zu bilden,
wie Du uns ahntest?
Wir rächten uns!
Wir machten Dich taub, wir machten Dich stumm,
und gaben Dir nach den Monden der Qual
wiederum Sprach' und Gehör!
Du warst und bist unser Spielzeug.
Menschlicher Geist, erbärmliches Meisterlein!
Wir machten Dich hören,
daß das Ungeheure, das kommt,
Dir hörbar zerreiße Gehirn,
wir machten Dich reden,
damit Dein Geheul wir vernehmen,
das Glauben und Schönheit verdammt.
O Triumph, da wir dich treffen werden
mit dem Flammenschwerte der Liebe.
O Sturmgefühl lachenden Siegers,
bis Dich das Weib, das Du liebst,
bespeit mit Handlung und Wort.
O Wonne, bis Dein Werk fällt,
zersplittert, von Deiner eigenen Faust!

Edgar:

Ariela! (Bricht zusammen. Seine Arme fahren eckig hoch und schlagen die Erde.)

Die Lüge (über ihn wachsend, mit großer Stimme, während die Gestalten zu tanzen beginnen und Nebel in die Höhle fällt):

In Dich wollen wir alle Leidenschaften und Laster dieser Welt gießen!
Sei, wie wir Dich wollen, ein Mensch!
Dir beigesellt sei dieses Weib dort, das einen Engelsnamen trägt,
damit sie Deine Qual-Hölle werde!
Dein und aller Meister aber sei
John,
unser Freund und allmächtiges Werkzeug!
Ihr werdet die Puppen sein seiner Hand,
da er unser Drahtzieher ist!

(Die Stimme der Lüge wird zum Orkan.)

Freunde! Suchet die Erde heim!
Auf! Unser Werk beginne!
Über ein Jahr wollen wir Siegesfeier halten!
Über ein Jahr sei die Erde wieder unser!
Vernichtet den Tag des Menschengeschlechtes!
Wir rufen:
Es werde........Nacht!!!

(Die Dämonen stieben unter wahnsinnigem Geheul auseinander. Flammenstöße schießen durch den Raum zur Höhe. Steil und gewaltig. Ein Moment von Totenstille.)

Die Stimme des Weltalls (im Echo):
Es werde Nacht!

(Ende des Vorspiels.)

Felix Langer.

Aus „Münchhausens Verwandlung“, Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten. (Weimar 1924 bei E. Lichtenstein.)

Das graue Haus.

Nach langem Drängen und inständigem Bitten der schönen Frauen besonders ließ Baron von Münchhausen sich erst bestimmen, eine neue Geschichte zum Besten zu geben. Er war gekränkt durch den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit seiner Erlebnisse, ja der bewußten Lüge, der ihm von anderer Seite gemacht worden, um die Spannung, mit der ihm stets zugehört wurde, als mit unlauteren Mitteln erzeugt, hinzustellen. Auch hatten einzelne Literaten seine Sprache gewöhnlich und unkünstlerisch gefunden.

Das Wunderbare seiner Erlebnisse, sagte der Baron, erscheine vor allem jenen kurzsichtigen Köpfen unglaublich, die sich in allen Jahrhunderten nur an das Greifbare, Zunächstliegende gehalten und es wie einen ehernen Riegel allem Künftigmöglichen vorgeschoben hätten, ungläubig gegen Seher und Propheten, indes die Geschichte doch zu wiederholten Malen eindringlich dartue, daß es nichts Endliches auf Erden gäbe und daß alles, nach den unirdischen Sphären des Ewigen tastend, in alle Ewigkeit da war und da sein werde, indes es dem Menschen nur vergönnt sei, ein kleines Stückchen des Lebensbandes bewußt zu sehen und zu erleben.

Er begann zu erzählen: „In einem benachbarten Fürstentum beobachtete die Polizei, durch Privatpersonen darauf aufmerksam gemacht, daß in einem bestimmten Hause nachts aus einem schräg gebauten Dachfenster Lichtstrahlen zum Himmel tasteten, fragwürdige Gestalten mit verdächtigen Lasten zu mitternächtiger Stunde an die Türe pochten, die von den Bewohnern des Hauses, einem Greise und seiner Haushälterin, geheimnisvoll in Empfang genommen wurden. Tagsüber lag das Haus, dies wurde festgestellt, wie ausgestorben da. Man hätte glauben mögen, es sei unbewohnt. Aus schwarzen Fenstern blickte es trostlos in die Welt. Doch nachts hörte man von Zeit zu Zeit

Rumoren, Schlürfen von Schritten, seltsame Töne, wie erstickte Schreie, so daß harmlose Fußgänger, die zu später Stunde heimwärts strebten, erschreckt und klopfenden Herzens stehen blieben und horchten, ob nicht ein Hilferuf dem undeutlichen Schrei nachfolgen würde. Niemals geschah dies. Auch Polizisten, dann und wann darauf aufmerksam gemacht, vernahmen, auf und ab patrouillierend, nichts Beachtenswertes. Doch mehrten sich die Zeichen bedenklicher Unternehmungen in diesem Hause. Ängstliche flüsterten von staatsgefährlichen Komplotten, auch im Kabinett des Fürsten wurde von dem grauen Hause gesprochen, es wurde scherzhaft grausiger Gesprächsstoff für Tees und Abendunterhaltungen, so daß die Damen sich fürchteten, wenn zu später Stunde aufgebrochen wurde und sie durch die schlecht beleuchteten Gassen nach Hause gingen. Die ganze Stadt wurde durch dieses Haus beunruhigt. Der Fürst, rasch in Entschlüssen, gab der Polizei den Befehl, das Haus zu umzingeln und seine Inwohner und deren Treiben genauester Inquisition zu unterziehen. So geschah es auch. Der Befehl wurde streng geheim gehalten, erst in letzter Stunde ordnete der Polizeiminister die Konsignierung der nötigen Mannschaft an. Die Offiziere erhielten knappe Instruktionen und kurz vor Mitternacht setzten sich kleine Trupps in verschiedene Richtungen, doch alle mit dem gleichen Ziel, in Bewegung. Wenige Minuten nach zwölf traf der Polizeiminister, begleitet von seinem Adjutanten, vor dem grauen Hause ein. Sie trugen bürgerliche Mäntel über ihren Uniformen, um nicht vorzeitig erkannt zu werden. Ein Pfiff war das Signal dafür, daß die Umzingelung vollzogen sei. Daraufhin ging der Polizeiminister, gefolgt von seinem Adjutanten, zwei Offizieren und sechs Mann, rasch auf das Tor zu und schellte. Zuerst rührte sich nichts. Der Polizeiminister wollte schon ein zweitesmal die Glocke in Bewegung setzen, da öffnete sich ein Fenster oberhalb des Tores und eine morsche Frauenstimme keifte, warum man zu nachtschlafender Zeit gestört werde; sie werde die Polizei auf die Nachtschwärmer schicken. Der Polizeiminister hieß sie schweigen und verlangte Einlaß im Namen des Fürsten. Die Frau wollte weiterkeifen, weil sie offenbar einen zum äußersten bereiten Scherz vermutete, doch da marschierte auf einen Wink des Polizeiministers ein Halbzug Polizeisoldaten vor, nahm Gewehr bei Fuß, so daß der Alten ihr letzter Fluch im Halse erstickte und sie, sich bekreuzigend, die Mutter Gottes und alle Heiligen zu Hilfe rief.

„Sofort öffnen," befahl der Polizeiminister, „oder es wird geöffnet werden!"

Das Fenster klirrte, die Alte verschwand, nach einer Weile erhellte sich das Guckloch in der schweren Türe, schlürfende Schritte wurden hörbar, die Polizisten griffen an ihre Pistolen. Die Tür wurde geöffnet, doch statt der Alten, die man erwartet hatte, stand ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haupthaar und langem, weißem Barte auf

der Schwelle, ein Licht in der Hand, und fragte, was der Herren Begehr sei.

Der Polizeiminister, ein wenig überrascht durch den Anblick des Greises, der alles eher, denn einen fürchterlichen, des Grauens um sein Haus gemäßen Eindruck machte, gab sich zu erkennen und verlangte mit knappen Worten Eintritt für sich und seine Leute, um im Namen des Fürsten festzustellen, was sich in dem Hause befinde.

Der Greis, erstaunt, doch keineswegs betroffen, weigerte sich nicht, die Herren einzulassen, und lud sie durch eine Handbewegung ein, ihm zu folgen. Zwei Polizisten blieben im Hausflur stehen. Mit festem Schritt, das Licht in der Hand, ging der Greis voran, der Polizeiminister und seine Leute folgten.

Sie traten in einen Saal, der, mit Urväterhausrat ausgestattet, auf den Polizeiminister den altertümlichsten Eindruck machte. Als Kenner von Antiquitäten wäre er sofort gern an manches Stück herangetreten, um es näher zu betrachten. Doch er besann sich auf seinen Auftrag und hielt sich in den gemessenen Formen seines Amtes. Er forderte mit kurzen Worten Aufklärung, was in diesem Hause getrieben werde. Der Greis, dem man keinerlei Bewegung anmerkte, während der Polizeiminister sprach, besann sich nicht lange und gab zur Antwort, daß er dieses Haus mit seiner alten Haushälterin bewohne. Auf die Frage, was die nächtlichen Lichtsignale bedeuteten, der Lärm, der die Nachbarschaft schrecke, die Schreie . . ., erwiderte er, daß er zu Zeiten die Sterne beobachte, so daß wahrscheinlich der Schimmer seiner Studierlampe aufmerksame Nachbarn beschäftigt habe. Auch erinnere er sich, daß einzelne Möbelstücke nächtlicherweile verschoben und verstellt worden seien, was mancherlei Lärm verursacht habe; einzelne Möbelstücke seien sogar nachts durch verspätet vom Lande eintreffende Lieferanten abgegeben worden.

Diese Auskünfte, ohne Erregung oder Zeichen der Verlegenheit gegeben, hätten den Polizeiminister befriedigen können, wenn er sein Amt nicht allzu lange versehen hätte, um nicht zu wissen, daß die größten Geheimnisse hinter größter Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit sich verbergen.

Er zeigte sich äußerlich befriedigt von dem Gehörten, machte aus Courtoisie eine höfliche Bemerkung über den musealen Wert des Mobiliars und bat schließlich, mit scherzhafter Wendung sein Amt bemäntelnd, einen Rundgang durch das Haus machen zu dürfen, um seinen Auftrag, wie er sich ausdrückte, dem Buchstaben gemäß zu erfüllen.

Der Greis übernahm bereitwilligst die Führung; ein Blick des Polizeiministers forderte strenge Aufmerksamkeit seiner Begleitung. Sie gingen durch Zimmer und Stockwerke, alle köstlich eingerichtet; sie durchschritten eine Bibliothek mit vielen tausend kostbaren Bänden; sie kamen an einer Sammlung ausgestopfter Tiere fernster Länder vorüber. Ein

Königstiger bereitete sich zum Sprung, ein Adler schwebte von der Decke herab, allerlei Schlangen ringelten sich auf dürren Ästen und glotzten aus verglasten Augen.

Der Polizeipräsident, seines Amtes fast nicht mehr eingedenk, folgte mit seiner Begleitung dem Führer schließlich in eine kahle Zelle, die ein dürftiges Lager, Kruzifix und Betpult und einen Totenkopf aufwies. Der Polizeiminister konnte die Frage nicht unterdrücken, wer hier hause.

Der Greis erwiderte: „Ich", doch ohne sich aufzuhalten, ging er weiter und öffnete eine kleine Tür. Er bat die Herren, leise aufzutreten, denn in diesem Raume befänden sich sehr feinnervige Apparate, die durch die geringste Erschütterung Schaden nehmen könnten. Sie waren im Arbeitszimmer des Einsiedlers. Sie erkannten das schräg gestellte Fenster, durch das die verdächtigen Lichtstrahlen ins Dunkel der Nacht glommen. Ein mächtiges Fernrohr zielte gegen den ausgestirnten Himmel, Globen und Planetensysteme standen um einen Arbeitstisch herum, auf dem Aufzeichnungen in krauser Schrift lagen.

Jetzt wandte sich der Hausherr um und sagte ruhig und ohne Spur von Ärger ob der Störung seiner Arbeiten, so daß der Polizeiminister sich irgendwie schuldverpflichtet fühlte:

„Genügt den Herren, was Sie gesehen haben, oder wünschen Sie noch irgend welche Aufklärungen?"

Der Polizeiminister verneigte sich mit vollendet weltmännischer Art und entschuldigte mit herzlichen Worten die Ängstlichkeit der Bevölkerung aus dem Übereifer einzelner, denen die einsam leuchtende Tätigkeit des Forschers, der keinen Zusammenhang mit der Masse suche, schon verdächtig genug erscheine, um staatsgefährliche Umtriebe zu vermuten. Verbindlich endete er seine Rede mit der Bitte, das Amt in diesem Falle nicht mit dem Manne zu verwechseln und ihm persönlich nun den Ausdruck größter Bewunderung über die köstlichen Sammlungen zu gestatten, die er eben gesehen.

Der Greis nickte leicht mit dem Kopfe und bat, nun wieder an seine Arbeit zurückkehren zu dürfen.

Der Polizeiminister empfahl sich daraufhin mit nochmals die Störung entschuldigendem Eifer. Der Greis leuchtete seinen Besuchern die Treppe hinab und schon wollte der Polizeiminister mit höflicher Verneigung auf die Straße treten, da bemerkte einer der Offiziere eine Falltüre unterhalb der Treppe. Ein leises Wort an den Polizeiminister genügte, um diesen an seinen Auftrag zu erinnern. Er wandte sich leichthin mit der Frage an den Hausherrn, was hinter jener Falltüre sich befinde. Er fragte mit Absicht ohne jedes Gewicht der Worte, um den Gelehrten, dem gegenüber er nicht die Rolle des trockenen Beamten spielen wollte, nicht zu verletzen.

Doch da ging in den Zügen des alten Mannes eine Veränderung erschreckender Art vor sich.

War er bisher ruhig und würdig und in jeder Hinsicht entgegenkommend gewesen, so verfinsterte sich sein Gesicht plötzlich wie der Himmel vor einem Gewitter und er trat mit raschen Schritten auf die Falltüre, als wolle er, was sie berge, mit seinem Leibe schützen, und er rief mit hallender Stimme: Niemand dürfe den Raum betreten, zu dem die Falltüre führe!

Der Polizeiminister, peinlich berührt durch diesen greisenhaft eigensinnigen Widerstand, erklärte formell beherrscht, er müsse auf der Besichtigung des fraglichen Kellerraumes bestehen und er hoffe, daß dies ohne besondere Maßregel möglich sein werde.

Nochmals erhob der Greis seine Stimme. Er stand da mit erhobenen Händen wie ein Seher des Altertums, der mit Gott im Bunde die Menschen segnet oder verdammt. Da befahl der Polizeiminister, ärgerlich über das theatralische Gebaren des Alten, den Eingang freizugeben, sonst müsse er Gewalt anwenden. Der Alte stand wie festgewurzelt da, als sei der Ton dieser Worte gar nicht in sein Bewußtsein gedrungen. Der Blick, als sei er Irdischem entrückt, griff in die Ferne. Es war, als sei er ganz erfüllt von innerem Lauschen. Niemand wagte, die Stille zu stören. Ein betrunkener Nachtschwärmer johlte an dem Hause vorüber. Die Beamten erbleichten und fühlten ihren Herzschlag mit verstärkter Gewalt pochen.

Plötzlich löste sich die Erstarrung des Alten. Beide Arme fielen an seinen Körper herab und er sagte mit seltsam veränderter, abgrundtiefer Stimme: „Ihr sollt eintreten."

Mit einer Kraft, die man in ihm nicht vermutet hätte, öffnete er selbst die Falltüre, nahm das Licht, das er auf einen abgeplatteten Pilaster des Geländers gestellt hatte, in die Faust und schritt in die Tiefe. — — —

Der Polizeiminister folgte ihm als erster, doch er fühlte, wie seine Haare sich sträubten. Sie schritten in flackerndes Dämmerdunkel hinein, durch einen Korridor, drei Stufen dann tiefer durch eine Tür. Plötzlich erlosch das Licht infolge der Zugluft. Niemand sah etwas, keiner wagte sich zu rühren, doch hatten alle das Gefühl, in einem hohen, gewölbten Raume sich zu befinden, denn selbst der Atem hallte von den Wänden wider. Da plötzlich blitzte Licht auf und sie sahen — — —"

Hier stockte der Baron. Die Damen, angsterfüllt, klammerten sich an ihre Männer, die Männer starrten mit aufgerissenen Augen auf den Erzähler. Zum Überfluß fegte gerade ein Windstoß um das Schloß und ein Fenster, das man zu schließen vergessen hatte, schlug krachend zu, daß die Scheiben zersplitterten und auf den Hof fielen, wo sie Sekunden später, wie ein gespenstrisch lachendes Echo, auf den Steinen zerschellten.

Die dänischen Doggen vor dem Kamin knurrten auf. Die schöne Gräfin K. stieß einen Schrei aus . . .

Da konnte sich der Baron nicht länger halten und lachte prustend auf, er schüttelte sich, er keuchte. Seine Zuhörer, niedergestürzt gleichsam aus sausendem Fluge, mit geblendeten Augen, in die plötzlich grelles Licht gespritzt zu sein schien, sprachen erschreckt auf ihn ein. Alle Stimmung war zerbrochen. Fragen nach der Ursache seiner Heiterkeit bestürmten den Baron. Er konnte vor Lachen nicht antworten. Endlich faßte er sich und sagte, noch immer lachend: „Die Geschichte ist natürlich erfunden vom Anfang bis zum Ende und stofflich doch nichts anderes, als ein nackter Polizeibericht von der Straße, ohne jede ungewöhnliche Ereignung. Und doch habe ich Sie, meine schönen Zuhörerinnen und verehrten Zuhörer, bis jetzt mit ihr gefesselt, ja in höchster Spannung erhalten. Ich wollte meinen Gegnern damit nur den Beweis erbringen, daß das W i e den Künstler ausmacht und nicht das W a s, und daß es keineswegs der geschraubten, jetzt modernen Literatursprache bedarf, um eine kleine Erzählung zur Vollendung und zu stärkster Wirkung zu bringen.“

Der Baron leerte voll Genugtuung seinen Becher. — Ein Disput entstand. Beschämt schwiegen die lautesten Nörgler.

Richard Schaukal.

Aus „Gedichte“ (1891—1918). München 1918 bei G. Müller.

Mein Los.

Wär ich ein Mensch und kein Poet,
so lebte ich mein kleines Glück:
ich ackerte mein kleines Stück
und erntete, was ich gesäet.

So aber läßt ein Griechentraum
mich in den öden Tag erwachen:
auf hohen Wogen schwankt mein Nachen,
nie landet er am Sonnensaum.

Kleine Frau.

Deine Augen in Tränen, kleine Frau,
sind wie der Enzian im Tau.

Deine Augen, wenn sie lachen und blitzen,
sind sonnefunkelnde Berberitzen.

Dein Mund, wenn er Alltagsdinge erzählt,
ist ein Rothengst, der im Geschirr sich quält.

Dein Mund, wenn er küßt und von Liebe spricht.
ist ein reimetrunkenes Lenzgedicht.

Mondenschein.

Über Wald und Wiesen
liegt der Mondenschein,
zögert an den Fliesen
in das Haus herein.

Gurgelnd über Kieseln
dunkel rauscht der Bach.
Nur ein leises Rieseln
hält die Blätter wach.

Grüne Funken flimmern
im verhüllten Strauch
und die Flügel schimmern
meiner Seele auch.

Der Zwerg.

Mich trug meine Mutter ohne Dank:
sie trug mich von einem Grafen.
Sie konnte nicht schlafen
und sang.
Viele trübe Lieder sang sie in der Nacht,
und einmal war ich wimmernd aufgewacht.

Meine Brust ist schwach,
mein Buckel breit,
mein Haar ist wirr und rot,
als Kind schon, ach,
im Narrenkleid
sprang ich verschreckt und steif
vor Damen durch den Reif.
O wär ich endlich tot!

Weihnachten.

Von hohen Himmelsfernen
auf einem blauen Band
im Glanz von tausend Sternen
kam stilles Glück ins Land

und hat in dunkeln Herzen
ein Lichtlein angesteckt,
hat Sorgen, Gram und Schmerzen
ganz leise zugedeckt.

Mutters Augen.

Mutter, deine Augen,
deine Augen sind naß.
Kind, ich bin fröhlich:
die Freude macht das.

Mutter, deine Augen,
deine Augen sind naß.
Kind, ich bin traurig —
traurig zum Spaß.

Die Mutter Gottes.

Die Mutter Gottes im Himmel
hat ein Fenster für sich allein.
Da sitzt sie die ganzen Tage
und schaut in die Welt hinein.

Und hinter ihr steht ein Engel,
der schreibt in ein Buch genau,
was von den guten Kindern
ihm sagt die hohe Frau.

Was aber die bösen machen,
das sagt sie dem Engel nicht:
der würde das gar nicht glauben,
so sanft ist sein Gesicht.

Der vorwitzige Engel.

Der heilige Petrus steht am Himmelstor
und beugt den grauen guten Kopf hervor.

Da steht ein kleiner Engel, ganz erfroren,
mit nassem Haar und steifen roten Ohren.

Der hat sich heimlich in die Welt gewagt,
hat niemand auch kein Sterbenswort gesagt

und ist nun wieder da und weint und spricht:
„O lieber heiliger Petrus, zürn mir nicht!

Es war so schön heut in der hellen Nacht:
ich bin im Wolkenbettlein aufgewacht,

und weil die Sterne gar so funkelnd glänzten
und einer von den schönen langgeschwänzten

mir seinen Rücken freundlich angetragen,
so wollt ich einmal nur die Reise wagen

und bin mit ihm ein Stück hinausgeflogen.
Doch hat er mich ganz einfach angelogen:

Er hat gesagt, die Nacht sei lau und lind,
ich aber spürte nur den kalten Wind.

Der blies mir um die nackten Schultern scharf,
bis er mich richtig auch hinunterwarf.

Ich hab mich lange dann heraufgeplagt:
Der Mond hat mir den nächsten Weg gesagt.

Jetzt bin ich endlich wieder hier zuhaus
und gehe nie mehr in die Welt hinaus!"

Der heilige Petrus schüttelt seinen Bart
und brummelt was vor sich in seiner Art

und gibt ihm noch ein warmes Hemd zur Nacht
und hat ihn still dann in sein Bett gebracht.

Nachthimmel.

Sterne flimmern durch die Himmel weit,
dunkelblau verbreitet sich Unendlichkeit.
Aus der nachtverhüllten Erde ragen
schwarze Bäume, die die Stille tragen.
Und du selbst, du fühlst dich dir entgleiten,
eine Welle nur der Ewigkeiten.

Bekenntnis.

Ich habe viel erfahren
und weiß noch wahrlich nichts,
ich bin bei hellen Jahren
und mangle doch des Lichts.

Ich höre Menschen singen,
die auf der Gasse gehn:
so lausch ich tausend Dingen
und kann sie nicht verstehn.

Aus „Eros Thanatos“, Novellen, (Wiener Verlag 1911, 2. Aufl.)

Cölestin Merkel.

„Sie haben den Cölestin Merkel gekannt, Baronin, der neulich gestorben ist?“

„Ja, flüchtig. Eigentlich gar nicht . . . Sie waren ja gut mit ihm?“

„Gut! Wenn Sie wollen . . . Obgleich ich eigentlich mit niemand oder — mit jedermann gut bin . . .“

„Also ist das kein Unterscheidungsmerkmal?“

„Eigentlich nicht.“

„Aber was wollen Sie von Herrn Cölestin Merkel erzählen? Denn Sie wollten doch etwas erzählen?“

„Erzählen? Ich wollte nichts Bestimmtes erzählen, Baronin.“

„Also erzählen Sie Unbestimmtes!“

„Befehlen Sie wirklich?“

„Aber natürlich. Ich bitte Sie, es ist ja so unsäglich langweilig heute . . . Pst! Man darf das die gute Mé nicht merken lassen. Sie nimmt solche Aufrichtigkeiten leicht übel.“

„Hat die Gräfin Mé unrecht, wenn sie sie übel nimmt?“

„Nein. Bei Gott nicht! Ich würde mich auch dafür bedanken als Hausfrau . . .“

„Was Ihnen, gnädigste Baronin . . .“

„. . . nicht passieren kann, wollen Sie sagen, Herr v. Radomanski! Ersparen Sie sich derlei Konventionalitäten! Ich gähne so schon oft genug.“

„Sie sind heute ungnädig, Baronin!“

„Finden Sie? Ich weiß nur, daß ich es werden müßte, wenn ich gezwungen würde, noch lange mit Ihnen so zwecklos Konversation zu machen . . . Aber laufen Sie mir nur ja nicht weg! . . . Verstehen Sie mich doch! Ich will hören, aber nicht reden. Sie sprechen mit zu vielen Fragezeichen.“

„Ich werde Ihnen also, Baronin, von Cölestin Merkel erzählen.“

„Aber natürlich! Auch von seiner Schwester und seiner Tante, wenn Sie wollen. Nur fragen Sie mich nicht um meine Meinung oder

ob ich das und jenes vielleicht schon wüßte! Erzählen Sie gut, spannend, lebendig, aber nicht emotionierend!"

„Ich werde mich bemühen, Ihren Anforderungen gerecht zu werden, Baronin!"

„Gut! Bemühen Sie sich, Herr v. Radomanski!"

Baronin Micki lehnte den in der Mitte gescheitelten feinen Kameenkopf mit einer unsäglich müden, graziösen Bewegung in den tiefen grünen Lederlehnstuhl zurück und streckte ihre schmalen, in weißen, mit Spitzenentredeux reich besetzten Strümpfen und weißen Atlashalbschuhen wie Konfekt verwahrten Füßchen gegen einen großen bauschigen dreifarbigen Fußpolster aus. Herr v. Radomanski rückte den Polster zurecht. Ein leises Heben und Senken des zarten Kinns war die dankende Antwort.

„Cölestin Merkel ist an gebrochenem Herzen gestorben . . . Lächeln Sie nicht, Baronin! Kann ein dicker Mensch nicht an gebrochenem Herzen sterben? Natürlich war auch ein akutes Leiden da. Aber das ist Nebensache. Tatsächlich ist er doch an gebrochenem Herzen gestorben . . . Warum? Ja, das ist eben die Geschichte . . . Sie haben ihn gekannt. In seiner Glanzzeit freilich, damals, als er noch der Schöne hieß: „Philipp der Schöne". Er schrieb sich in diesen Tagen Cölestin Philipp Merkel. Im „Institut" war das freilich dann sein Spitzname . . . . Sie wissen, daß er auch ein Verhältnis mit der Gräfin Mitzi Kunnerstatt hatte . . . Belieben Sie sich zu erinnern, Baronin . . . Seine Glanzzeit also. Er war reich, er war schön, er hatte ein stadtbekanntes Verhältnis mit einer Gräfin. Und diese Gräfin war eine große Dame . . . Sie lächeln? Nein, nein, Baronin, sie w a r eine große Dame. Daran konnte auch unser armer Cölestin nichts ändern. Obwohl er sie eigentlich niemals — kompromittierte. Eine große Dame darf kein Verhältnis haben, das sie absolut nicht kompromittiert. Das ist zu harmlos, also fast geschmacklos. Nicht wahr, Baronin . . . ?"

„Lieber Herr v. Radomanski! Ich habe Sie doch gebeten, nicht Fragen an mich zu richten . . ."

„Habe ich Sie etwas gefragt, Baronin . . . Ach, pardon, ich soll ja nicht — fragen! . . . Also weiter! Cölestin war, wie gesagt, der Liebhaber der schönen Gräfin Mitzi . . ."

„Nun, wissen Sie, s ch ö n . . ."

„Sie belieben Ihr Prinzip zu brechen, gnädigste Baronin!"

„Wieso?"

„Sie bemerkten soeben . . ."

„Darf ich nichts bemerken?"

„O, bitte, soviel Sie wollen! Aber ich habe geglaubt . . ."

„Das war ein Aberglaube . . . Nur fragen sollen Sie mich nicht. Das ist so lästig."

„Sie wünschen also, Baronin?"

„Ich wünsche nichts. Ich habe nur gesagt: Schön . . .?“

„Also nicht einmal das wollen Sie der armen Gräfin zugestehen? . . Ich für meine Person versage mir jedwedes eigene Urteil. Aber für Cölestin darf sie doch schön gewesen sein? . . . Nicht? . . . Und ich glaube, daß auch andre . . .“

„Geschmackssache.“

„Gewiß. Aber Sie müssen zugeben, daß . . . übrigens verlange ich gar nichts. Gräfin Mitzi zählt nicht mehr. Sie hat sich selbst überlebt. Sie ist nicht einmal eine große Dame mehr. Passons là dessus . . . Cölestin war der Sohn eines Triester Großkaufmannes. Er hatte in seiner Jugend alles. Nur keinen Namen. Das war der Schmerz seines Lebens . . . Begreifen Sie das, Baronin? . . . Nicht wahr? Man ist jung, man hat Geld, man hat ein distinguiertes Air, man hat Verbindungen, andrerseits keinerlei lästige Verwandte, aber keinen Namen! Ist das nicht traurig? . . . Cölestin dachte ernstlich daran, sich adoptieren zu lassen. Es gelang ihm nicht. Es ist das nicht so einfach . . . So tröstete er sich denn mit seinem Viererzug, seiner Loge in der Oper, seinem Kammerdiener — er besaß einen, den der Prinz von Leans wegen Diebstahls entlassen hatte; unterschätzen Sie dieses Moment nicht! —, tröstete sich mit seiner Gräfin . . . Eines Tages lernt Cölestin eine kleine Putzmacherin kennen. Sie gefällt ihm. Er lädt sie ein. Sie soupieren zusammen. Sie gefällt ihm noch besser. Und —“

„Machen Sie nicht so unanständige Pausen!“

„Sie mißverkennen diese Pause, Baronin! Sie war sehr anständig. Cölestin hat die kleine Putzmacherin — geheiratet.“

„Ach, das hab' ich ja gar nicht gewußt!“

„Wenige haben das gewußt. Erlauben Sie . . .?“

„Bitte!“ Er schob den Polster diesen Porzellanfüßchen bequemer. Im spiegelblanken Saale neben ihrer lichtgedämpften Ecke wogte ein Walzer. Weiße Seide, weiße Seide. Sie sahen unwillkürlich beide hinüber . . . Ein Diener kam mit Eis . . .

„Sie werden fragen: Warum hat Cölestin diese Person geheiratet? Ja. Das ist das Leben . . . Sie müssen nämlich wissen, Baronin, daß die Pause — eine übrigens ausgefüllte Pause — sehr lange währte. Fünf Jahre fast . . . Wie sie ihn gewann? . . . Ja —, wie gewinnen die Frauen die Männer? Eine Preisfrage. Sie war nicht hübsch. Sie war nicht eben wohlerzogen. Sie war eine junge Putzmacherin. Aber sie war eine kluge Putzmacherin. Sie hatte den Ehrgeiz, Frau Merkel zu werden . . . Und Cölestin war in den fünf Jahren, da sie ihn an ihrem Zauberfädchen hielt, älter geworden, älter, dick,— ja, dick; er hatte immer zum Embonpoint geneigt, aber nun war seine Neigung erwidert, vollinhaltlich erhört worden. — Und Cölestin war nicht mehr reich. Er hatte enorme Schulden kontrahiert. Sein Vater, der Großkaufmann,

war gestorben. Er scheint auch ein wenig zu gut gelebt zu haben, der Großkaufmann. Kurz, Cölestin war auf eine mediokre Rente gesetzt. Er hatte keine Loge mehr, keinen Viererzug und keine Gräfin . . . Les liaisons . . . Sie wissen, Baronin . . .! Ein dicker Cölestin ohne Viererzug, ohne Loge, ohne Geld, ohne Gräfin . . . Und die Putzmacherin besaß den Ehrgeiz, Frau Merkel zu werden . . .

. . . Sie erraten, Baronin, was einem eleganten Offizier übrig bleibt, der eine kleine Putzmacherin geheiratet hat. Er geht. Cölestin ging. Er wurde . . . Ja, was wurde er denn? Zunächst eigentlich nur Oberleutnant in der Reserve. Später Agent. Ich weiß nicht mehr, in welcher Branche. Sie lächeln, Baronin? . . . Wie grausam! . . . Sie lächeln, wenn Sie sich Philipp den Schönen als Agenten vorstellen . . . Was sind wir, Baronin? Sic transit . . . oder zu deutsch: Es kann jeder auf den Hund kommen. Das heißt, es gibt Menschen, die gewissermaßen das Zeug dazu besitzen . . . Und doch. Bedenken Sie, Baronin, die Sie also grausam lächeln! Cölestin Philipp Merkel und seine Aspirationen! Cölestin und sein Glaube an sich selbst! Cölestin und seine stolze Mutter! . . . Hier wird die Sache tragisch . . . Ich habe seine Mutter nicht gekannt. Aber ich war auf dem besten Fuße mit ihm, als sie starb. Sie starb fern von ihm im Süden. Er erhielt sogar das Schreiben verspätet, das ihn an ihr Krankenlager berief . . . Er war nicht mehr der glänzende Cölestin damals, wenn auch noch immer ein Mann der großen Welt . . . Sein Schmerz war aufrichtig. Und damals erzählte er mir auch, wie seine Mutter an ihm gehangen hatte, wie sie einst stolz auf ihn gewesen war, was sie für Hoffnungen in ihn gesetzt hatte. Er war ja hübsch gewesen, talentiert, reich, er hatte Verbindungen besessen . . . Damals habe ich Cölestin fast liebgewonnen. Wir sind so schwach, Baronin! Wir verwechseln das egoistische Mitleid, das entsetzt eigene Schicksale kombiniert, mit der Zuneigung . . . Ich kann es ja sagen; ich habe mich über den schönen Philipp oft und oft lustig gemacht. Ich war einer der Ärgsten, wenn es galt, Anekdoten aufzubringen, die von seiner Aristokratenjägerei handelten, seinem Grafensport, seinen berühmten „Freundschaften". Ich habe das böse Wort geprägt: „Wenn Cölestin jemand von uns „aus Versehen" gegrüßt hat, hat er bereits einen Rechtstitel erworben." . . . Aber ich gestehe, damals, als der dicke Cölestin vor mir saß, in seiner nicht sehr soignierten Bluse, unrasiert, fahl, vor seinem Schreibtisch, wo neben seiner Gräfin seine Mutter stand, ... damals hab' ich ihm sehr gerührt die Hand gedrückt und mich ein wenig geschämt . . . Was bei mir etwas heißt, Baronin, nicht wahr? . . .

Also, wo blieb ich denn? Ja, beim Agenten . . . Cölestin hatte sich zurückgezogen. Er besaß den Takt — eigentlich besaß er immer Takt —, uns nicht mehr aufzusuchen, seit er — Ehemann und Agent geworden

war . . . Als er noch Reserveoffizier war, nur Reserveoffizier, besuchte er den einen oder den andern von uns . . . Später nicht mehr. Er scheint nicht mehr allzu herzlich akzeptiert worden zu sein, seit er — sagen wir: keinen Kammerdiener mehr besaß. Ich glaube, als er sich von diesem trennen mußte, hat er Tränen vergossen. Vielleicht hat er um den alten Pius — er hieß nämlich Pius, der Strolch, und bestahl ihn, daß es eine Passion war —, vielleicht hat er um den alten Lumpen mehr Tränen vergossen als um seinen Viererzug . . . ., jedenfalls mehr als um Gräfin Mizzi, die ihn schon längst, ehe sie offiziell miteinander gebrochen hatten, ganz sans gêne betrog . . . Bitter mag es für Cölestin gewesen sein, daß sein Nachfolger bei Gräfin Mitzi auch Pius „erbte" — ich darf mich doch so ausdrücken? Der alte Spitzbube wird nicht ermangelt haben, seinen dicken Herrn vor dem entmenschten Paare zu verunglimpfen. So sind diese Kanaillen . . . Ja, was soll ich Ihnen noch erzählen, Baronin? . . . Ob er Kinder hatte, Cölestin? Nein, das blieb ihm erspart. Aber eins hatte ihm das Schicksal noch aufbewahrt. Auch die Putzmacherin betrog ihn. Ob er's je erfahren hat, weiß ich nicht. Aber einer von uns brachte die Neuigkeit in den Klub, und es wurde viel gelacht. Ja, ja, gelacht, Baronin! Obwohl ich meiner Ehre schuldig bin, Ihnen zu beteuern, daß ich damals nur — gelächelt habe."

„Und wieso ist denn eigentlich dieser drollige Kauz an gebrochenem Herzen gestorben?"

„Baronin, Sie sind entsetzlich! Wieso?! Ja, genügt Ihnen das alles nicht?"

„An gebrochenem Herzen zu sterben . . .?"

„Ja, wenn Sie dieser Auffassung nach dem Erzählten noch nicht geneigt erscheinen, Baronin, dann muß ich freilich bekennen, daß er einer — Gedärmverschlingung zum Opfer fiel."

„Pfui!"

Hans Müller.

Aus „Träume und Schäume.“
Novellen, Berlin 1911 bei Egon Fleischel.

Die Handschrift.

Als Thomas Weidelin von der Beerdigung seiner Gattin Susanna heimkam, wartete der Drechslermeisterssohn von Nummer elf auf ihn, der um diese Zeit, alle Donnerstag, Violinstunde hatte. Weidelin hängte den schwarzen Hut an den Nagel, wischte die Brille ab, die ein wenig feucht geworden war, schraubte das Notenpult tiefer und hieß den Buben anfangen. Aber der Bub, da seit Tagen die Kastanien im Park blühten, hatte wieder einmal nicht geübt und griff gleich zu Beginn daneben. „Fis“, sagte Weidelin mit seiner zitterigen Stimme, „Fis“, nicht F. Sie haben wohl nicht bemerkt, daß ein Kreuz vorgezeichnet ist . . . . .“ „Ich hab gedacht, heut ist keine Stunde wegen dem Todesfall“, antwortete der Bub entschuldigend. „Ja, aber auch bei einem Todesfall darf man nicht F spielen, wenn ein Kreuz vorgezeichnet ist,“ sagte Weidelin und das Spiel nahm seinen Fortgang. Indessen fühlte sich der Lehrer doch ein wenig matt, er mußte sich setzen und, als jene Stelle der Etude kam, wo die Triolen auf der G-Saite beginnen, zog er ein gewürfeltes Sacktuch heraus und weinte. „Jetzt war's aber richtig,“ sagte der Bub erschrocken. „Kommen Sie morgen wieder,“ antwortete Weidelin leise, „ich bin noch zu traurig, um die Etude zu hören; sie ist ein rührendes Stück . . . .“ Allein geblieben, trat er auf den Hofgang hinaus. Es war eines von den großen, stillen Bürgerhäusern, wie sie da und dort in der Josefstadt stehen, in deren Grund ein weiter Hof liegt wie ein versunkener See; der Ziehbrunnen mit verbogenem Schwengel ist ganz patinagrün von Efeu, zwischen aufgespannten Wäscheschnüren dreht sich's im Wind von weißen, roten, gelben Tüchern, Hemden, Nachtjacken und Mützen, und droben an der Mauer läuft ein vergitterter Holzgang rundum, ein Balkon der armen Leute. Das Siebenerhaus, in dem Weidelin wohnte, hatte dazu noch zwei uralte Lindenbäume, eine Muttergottesstatue in der Wand und sehr lenzfrohe Bewohner, denn das Ganggitter verschwand völlig hinter den roten Pelargonien, die davor in Töpfen aufgestellt waren. Auch Weidelins Balkon trug reichen Blumenschmuck:

da blühte eine Baßgeige im Futteral, eine Oboe, zwei Klarinetten, Viola d'Amour, Geige, Triangel und Ziehharmonika — lauter Instrumente, die Weidelin unterrichtete, lauter Flora, die Frau Susanna bei ihren Lebzeiten gewartet hatte. Doch nun sie tot war, stand der Gärtner verlassen und einsam inmitten seines klingenden Gartens — und wenn er drüber hinstrich, war ihm, als tönte jede Saite von der wehmütig-frischen Erinnerung . . . .

Frau Susanna! Noch in der Todesstunde sah sie wie ein Mädchen aus: hatte ihr weiches, goldbraunes Haar, die helle hohe Stirn, die wunderbar zarte Gestalt, den erschrockenen Blick der Augen. Sie war ja auch um zweiundzwanzig Jahre jünger als Thomas und von feinerem Geblüt — darum hatte sie für sein Leben die ewige Jugend bedeutet. Als Kammerjungfer im gräflich Degrassischen Hause war sie so vornehm geworden — und was wußte sie erst später aus den Anfängen dieser Erziehung zu machen: dem ganzen Siebenerhaus kam sie wie eine Erzherzogin vor, nicht wie die Frau eines armen Notenschinders! Wenn sie an seiner Seite durch den Park ging, das goldbraune Haar neumodisch aufgesteckt, um die Schultern einen leichten, blumigen Schal, die kleinen Füße in ausgeschnittenen Schuhen — dann machten die fremdesten Herrschaften ihre Reverenz, dann sah sich sogar der Traubenwirt neidvoll nach dem Fiedelstreicher um . . . Weidelin lehnte sich an die Baßgeige und drückte die Augen zu, um besser denken zu können. Er erinnerte sich, wie er zuerst ins gräflich Degrassische Haus gekommen war, die kleine Komtesse Hella zu unterrichten, die Komtesse Hella, die nur „Wein, Weib und Gesang" spielen wollte, nicht die Clementischen Etuden . . . Wie er eine Woche hindurch schwankte, ob er der Komtesse oder der Kammerjungfer sein Herz zu Füßen legen sollte . . . Wie er sich für die letztere entschied, weil sie um so vieles vornehmer, stolzer, adeliger war . . . Und dann — alle Freunde sagten ihm: es ist ein Wahnsinn, sie lacht dich aus, du paßt nicht zu ihr, du bist zu alt, zu armselig, zu gemein — was könntest du einer so verwöhnten, feinen Jungfer bieten —?! Aber sie, sie sagte rasch ja, gleich verlobten sie sich, gleich ließen sie sich aufbieten, gleich waren sie ein Paar — und dann kam der arme Bub zur Welt, und wie der starb, war es ja freilich eine schwere Prüfung, aber trotzdem — — der Friede ihrer Ehe konnte nicht mehr gestört werden, denn sie waren so eines Sinnes miteinander, so glücklich, so wunschlos, wie nur Gatten sein können, deren Bund droben im Himmel geschlossen worden ist . . .

. . . Es wurde empfindlich kühl, der Abendwind machte schon die Pelargonien zu und fuhr mit einem leisen Finger über die Violasaiten. Weidelin trat nickend in die Stube zurück. Da war kein Winkel ohne einen Hauch von ihrem Wesen . . . Er ließ die Hängelampe herab, um deren Glassturz sie einen zarteren Schirm aus grünem Seidenpapier gelegt hatte, und schritt in dem fließenden Licht hin und her. Wie sonderbar

— dies alles konnte jetzt noch leuchten, hatte nicht mit ihren Augen zugleich den Schimmer verloren: die Uhr, die Kartenschale, das Kaffeeservice. Die Uhr ging ruhig ihren Takt. Neben dem Bett stand das Nachtkästchen, wie es in den Tagen der Krankheit gewesen war: mit ihren Büchern, mit dem Wasserglas, mit der braunen, der blauen Arzneiflasche. Auf der braunen stand: „Ruhig aufbewahren“ — und Weidelin, in einem jähen Trotz, weil doch dies alles seine Wahrheit verloren hatte, schüttelte das dunkle Wasser grollend hin und her. Dann öffnete er die Lade des Kästchens: neben ihrer Häkelarbeit mit dem begonnenen Spitzenmuster (es hätte eine Decke für den Violinkasten werden sollen) lag das Wirtschaftsbuch — ein paar Rechnungen — Armbänder — die Korallenohrgehänge — Papierschnitzel von einem zerrissenen Brief. Thomas nahm sie in die Hand: große Buchstaben, die Tinte noch grünlichhell, ganz frisch, das Papier durchscheinend . . . „Dir nah sein, meine einzige Susanna,“ stand auf dem Zettel, „und so vergelten, was Dein Herz, Du Liebstes . . .“ Er griff in die Lade und holte eine Handvoll Papierschnitzel hervor . . . „Dein denke in Innigkeit . . .“ — „Du mich namenlos glücklich gemacht hast“ — „durch Deine Liebe mein Leben so recht erst ersch . . .“ Was las er denn . . .? Das hielt er doch nicht vor den Augen in der Hand . . .? Mancher Zettel war so klein zerstückt, daß man nur einzelne Worte erkennen konnte oder auch nur Silben: „Gehöre ganz und gar . . .“ — „Dich bald wiedersehen können . . .“ — „Du teure Seele“ — „Tausend K . . .“ Aber nein, nein, sagte Weidelin, das ist doch Unsinn, das ist doch ein Phantom, wer redet mir denn ein, daß das hier steht, daß ich das selbst lese — jetzt wird gleich die Lampe ausgehen, und wenn ich wieder Licht mache, dann sehe ich, daß ich merkwürdig verwirrt bin, daß ich in Susannens Lade einen fremden Brief zu finden glaube, der unsinnig ist, einen Brief, der niemals geschrieben worden sein kann . . . und er hielt den Arm mit einer schwankenden Gebärde von sich weg, schloß die Augen und öffnete sie wieder, um sich zu überzeugen, ob nicht indessen . . . Aber nein, da lag es ja noch auf seiner Hand, da flimmerte die grünliche Tinte her: „Liebste Susanna“ — „treue Seele“ — „bald wiedersehen können“ — „tausend K . . .“ und mit einem Schrei schleuderte Weidelin die Hand in die Höhe, denn er hatte im Augenblick das Gefühl, als ob ihm viele Spinnen über die nackte Haut kröchen, von deren Berührung er sich befreien müßte. Die Papierschnitzel flatterten durch die Luft, manche schwebten langsam, drehten sich im Kreis, manche nahm der Wind und trug sie zum Fenster — aber Weidelein, plötzlich, mit offenem Mund, lief ihnen nach, haschte nach ihnen, raffte auf, was er erfassen konnte, klaubte Staub und Papier und Brotkrumen von der Erde zusammen — und setzte sich keuchenden Atems unter die Lampe, aus den zerknitterten Stückchen ein Ganzes zusammenzustellen. Über dem Versuch vergaß er einstweilen das andere: er mühte sich,

forschte, verglich, als ginge es um ein fremdes Dokument, als gälte es, ein Pensum fertig zu machen, das ihm über Nacht von dritter Seite aufgetragen wäre. Aber die Hälfte fehlte, und aus den übrigen winzigen, zerknüllten Zetteln einen Brief zu machen, ging über menschliche Kraft. Je weniger er damit zurechtkam, desto mehr wich der Eifer. Eine Mutlosigkeit ohnegleichen befiel ihn, seine Hände zitterten, die Augen versagten ihm den Dienst. „Wozu denn noch . . .,“ sagte er, sich erschöpft zurücklehnend, „wozu denn überhaupt noch etwas, wenn das möglich ist . . . .“ Ohne sich vom Platze zu rühren, lauschte er eine Weile dem Summen der Fliegen. Dann, da die Pendeluhr schnarrte, befiel ihn eine jähe Angst vor dem Zimmer mit seinen alten Möbeln, er trat auf den Hofgang hinaus, über dem der Nachthimmel hing, und setzte sich zwischen die Instrumente auf einen Schemel.

„Es muß so sein, es ist keine andereMöglichkeit, sie hat mich hintergangen . . .“ sagte er vor sich hin, und er wunderte sich selbst, wie er diese Worte aussprach, wie sie von seinen Lippen langsam und gleichförmig durch die Luft klangen. „Während ich vom Hause wegging, die Lektionen zu geben, ist sie zu irgend einem Geliebten geschlichen . . .“ Kein Laut antwortete. Der Hof lag da, ganz milchweiß von vergossenem Mondlicht, im Gras, das zwischen den großen Steinen hervorwuchs, hing der Junitau. Nur die beiden Lindenbäume, wenn der einsame Mann droben schwieg, bewegten sich langsam, holten rauschend Atem . . . „Alle schlafen,“ sagte Weidelin mit einer zitternden Stimme, „alle ruhen aus — nur ich werde nie wieder schlafen können.“ Ihm war, als wäre sein Herz angefüllt mit dem tauben Weh der Welt, als könnte ein einzelner gar nicht ertragen, was ihm an bohrender Qual auferlegt war. „Ich habe geglaubt, daß diese Jugend mir gehört, daß ich diese Lerche in meinen Käfig sperren kann — aber schwache Hände halten den Schlüssel nicht . . .“ Mit einem Mal kam es ihm wie etwas Unentrinnbares vor, wie ein Gesetz der Natur, und er wunderte sich beinahe, daß er niemals früher den Gedanken gefaßt hatte. Wenn sie auch gut zu mir sprach, dachte er, immer sind ihre Gedanken auf einem heimlichen Weg gewesen, immer eine heimliche Treppe hinauf, zu einer heimlichen Tür, in heimliche, verschlossene Zimmer — noch, während ich an ihrem Krankenbett saß, waren die Worte seines Briefes auf ihren Lippen, die zärtlichen Beschwörungen seiner Leidenschaft, hat sie gelächelt von dem Nachhall des heimlichen Glückes — immer, bis zur letzten Stunde, wo ich sie hinausgetragen habe . . . Und ist es nicht das Entsetzlichste, daß ich nie die Wahrheit wissen werde? Daß ich sie nie mehr fragen kann: warum hast du mir das angetan, wer hat dich denn fortgelockt aus unserem Frieden, um welches Menschen willen hast du gelogen? Was weiß ich von dem, der eines Tages kam — war er jung und schön, oder verschwenderisch, oder geistvoll, oder nur frech und schamlos, hat sie ihn geliebt oder hat er ihr nur die

Sinne verstört — welche Spur habe ich von diesem Dieb als die paar zerrissenen Papierstreifen dort auf dem Tisch, als die paar gleißenden Worte, die er mit seiner Hand darauf geschrieben hat? Wenn ich mir die Augen nach der fremden Schrift blind schaue . . . In diesem Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf: nach der S c h r i f t . . . .! Die H a n d s c h r i f t . . .! Im Viererhaus, dort gegenüber, wohnt Mario Rieh — Mario Rieh kann mir helfen! Aus einer Handschrift sind schon tausendmal die Umrisse einer Person erschlossen worden — warum nicht auch hier . . . .? Weidelin stand auf und machte einen Schritt. Mit einer sonderbaren Lockung — er begriff selbst nicht warum — fiel der Gedanke über ihn her. Ihm schien, das Weh müßte anders werden, wenn ein Licht in diese Finsternis dränge, menschlicher, mit einem näheren Ziel von Haß und Rache . . . Mario Rieh war ja berühmt im Viertel — man rief ihn zu Gericht — seine graphologischen Gutachten standen in der Zeitung — er produzierte sich in Gesellschaft mit seinen Experimenten. Wie oft hatte Susanna selbst bewundernd von ihm erzählt, von seiner Künstlerschaft — damals, als der Taubenwirt die Drohbriefe bekam, hatte sie gesagt: „Fragen Sie nur Mario Rieh, wenn kein lebender Mensch Rat weiß, er wird Ihnen helfen . . .“ und wirklich, der Graphologe hatte die Spur gefunden, er zog aus der unscheinbarsten Kleinigkeit seine Schlüsse, er durchdrang mit seinen Augen die Finsternis . . . und so würde es am Ende Susanna selbst sein, die auch hier noch einmal den Weg zur Wahrheit wiese! Weidelins Herz klopfte. Zu dem ohnmächtigen Schmerz, der seinen Sinn betäubt hatte, kam eine Ungeduld, ein unnennbares Gefühl von Erwartung, als hielte er den Schlüssel des Geheimnisses selbst in der Hand — und an diese sonderbar zwiespältige Hoffnung hing er jetzt alle Gedanken. Mit zitternden Knieen saß er zwischen seinen Instrumenten, deren Leiber in dem Mondlicht wundersame Schatten warfen, umgeben von der schweigenden Nacht — und wenn die Uhren in der Runde schlugen oder ein Wagen übers Pflaster rollte, legte er die Hand auf sein Herz und preßte die Augenlider fest zu, um nichts anderes denken zu müssen, als seine Sache. Die ganze Nacht saß er wartend da, bis in den dämmernden Morgen — und als der Himmel licht wurde, schob er die Papierstreifen in die Tasche seines Rockes, stülpte den Kragen auf und ging fort.

Im Park tummelten sich schon die ersten Kinder, die Spatzen zwitscherten, betäubend dufteten die morgenfeuchten, weißen Fliederbüsche. Weidelin eilte hin und her. Er hörte nichts, sah keinen Menschen. An einem Wachholderstrauch blieb er stehen und streckte die Hand aus; aber zitternd zog er sie wieder zurück — es war der Strauch, von dem er ihr zuletzt ein grünes Blatt gebrochen hatte. Der Invalid, der sich eben die Morgenpfeife stopfte, trat grüßend auf ihn zu; Thomas gab eine verwirrte Antwort und ging rasch zum Tor hinaus. Endlich war es Zeit,

dahinzugehen. Erst im Viererhaus, als er schon einen Absatz der wackligen Stiege hinaufgeklettert war, befiel ihn eine Scheu. Was wollte er denn tun . . .? Sollte er seine Ehe ins Gerede bringen . . .? Aber er besann sich gleich, daß dies nicht nötig sei, daß er die Schriftproben wie eine fremde Sache vorlegen würde — und so rasch ihn seine Beine tragen wollten, stieg er die steilen drei Stockwerke hinan. An der Wohnungstür hing eine Karte: „Professor Mario Rieh, Grapholog, Spiritist und Chiromantiker. Sprechstunden von vier bis sechs Uhr." Weidelin zog entschlossen an der Glocke. „Kann mich der Herr Professor ausnahmsweise vorlassen?" fragte er das Mädchen, das öffnete. Das Mädchen blickte ihm einen Augenblick wie verwirrt ins Gesicht und gab keine Antwort — war die Stunde so ungewöhnlich oder kam er ihr von der Gasse her bekannt vor . . .? „Warten Sie," sagte sie dann rasch und leise und lief ins Zimmer. Während Weidelin über die Schwelle trat, kam sie wieder zurück, nahm ihm den Hut ab und sagte: „Herr Rieh läßt also bitten . . ."

Das Zimmer, dessen Tür Weidelin mit heftig klopfendem Herzen öffnete, sah merkwürdig aus: vor den Fenstern hingen Gardinen von schwarzem Flor, um einen großen Mitteltisch, über dem die Lampe trotz der Morgenstunde brannte, standen vier kleinere, leichte, schwarzbezogene Tischchen, an den Wänden liefen Regale mit alten Büchern entlang, ein beinerner Totenkopf mit eingesetzten grünen Glasaugen pendelte an einer Schnur wie eine Glocke, und die Lupen, Vergrößerungsgläser, Hohlspiegel fingen in allen Ecken das Zwielicht schillernd auf. Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen und Mario Rieh trat ins Zimmer — in einem schwarzen Mantel, der sein bartloses Gesicht blässer machte oder der sonst seine Erscheinung hob — denn Mario Rieh hatte interessante Züge und wußte sich zu tragen. Er blieb eine Sekunde lang an der Portiere stehen, als wartete er auf die Anrede, faßte Herrn Weidelin ins Auge und fragte mit halblauter Stimme: „Was steht zu Diensten?" Herr Weidelin griff in seine Rocktasche. „Wenn Sie so freundlich wären, mir trotz der frühen Stunde eine Untersuchung . . ." „Ach so," sagte Rieh rasch und atmete tiefer, „das — jawohl — dann — — bitte, Platz zu nehmen! Herr Musiklehrer Weidelin, nicht wahr? Wir wohnen in der gleichen Straße, wenn ich nicht irre, der grauhaarige Kopf ist mir des öfteren aufgefallen . . . ." Weidelin nickte, nahm die Zettel aus seiner Tasche und legte sie schweigend auf den Tisch. Eine Sekunde lang sah Rieh zu ihm hinüber mit einem raschen, prüfenden Blick — dann beugte er sich über die Papierstücke, strich fachmännisch glättend darüber hin, zündete sich eine Zigarette an. „Es wäre mir wertvoll, wenn Herr Professor die schreibende Persönlichkeit aufs gewissenhafteste erkunden wollten," sagte Weidelin, und sein Herz pochte so heftig, daß er den Satz nur mühsam zu Ende sprechen konnte. Rieh trat mit dem größten der Papierstücke zu einem Doppelspiegel, drehte eine elektrische Birne auf und hielt die

Schrift zwischen die Hohlgläser: in dem Glasrund gegenüber erschienen die Buchstaben, maßlos vergrößert, mit allen winzigen Eigenheiten der Haar- und Schattenstriche. „Und so vergelten, was dein Herz, Du Liebstes . . .“ Weidelins Wangen färbten sich dunkelrot. „Sie kennen die Schreiberin dieser Worte?“ fragte der Graphologe, indem er die Asche von seiner Zigarette abstreifte. Weidelin machte eine Bewegung. „Die Empfängerin, meinen Herr Professor . . .? „Nein,“ sagte Rieh, „die Empfängerin bekümmert mich ja nicht, ich meine die Schreiberin, die Dame, nach deren Charakterbild Sie sich bei mir erkundigen . . .“ — „Aber das — das ist doch keine Frauenschrift,“ stammelte Thomas, indem er einen Schritt zum Spiegel machte. Der Graphologe lächelte. „Verzeihen Sie, Herr Weidelin, in den Grundfragen meiner Wissenschaft lasse ich mir nicht gern widersprechen. Das ist eine Frauenschrift, jedem Kenner ohne weiteres unterscheidbar, und zwar die typische Schrift einer vornehmen Dame, die im Auslande gelebt hat, vermutlich in England oder Amerika, oder die auch noch jetzt dort lebt, einer Dame, die energisch, dankbar, überschwenglich ist, mit einem leichten Hang zur Geheimniskrämerei, künstlerisch begabt . . . warten Sie, wir wollen vorsichtshalber das andere auch einbeziehen,“ und er holte noch mehrere Papierstücke herbei, ließ sie im Hohlspiegel größer werden und nickte jedesmal, sooft die Schrift erschien, befriedigt mit dem Kopfe. „Tausend K,“ zeigte jetzt das Glas. „Haben Sie das ergänzende Stückchen nicht gefunden?“ fragte der Graphologe seinen Gast, der, keines Wortes mächtig, mit bebenden Lippen hinter ihm stand; „schade, die Zahl ist sehr charakteristisch geschrieben, auf das K folgt noch ein Haarstrich, der zu einem r gehört, es heißt offenbar „Tausend Kronen . . .“ aber warum zittern Sie so, stört Sie die ungewohnte Umgebung, setzen Sie sich, bitte —.“ Weidelin setzte sich. Das Zimmer drehte sich rings um ihn. Vom Herzen in den Hals fühlte er einen Hammer pochen. Er hätte schreien wollen — vor Furcht, vor Glück, vor Zweifel — seine Stimme war wie zugeschüttet. „Der Brief ist wohl an Ihre verewigte Gattin gerichtet, nicht wahr?“ sagte der Graphologe, indem er Platz nahm, „erinnern Sie sich nicht, ob sie zu irgend einer vornehmen Familie in näheren Beziehungen gestanden hat . . . vielleicht aus früherer Zeit her . . .?“ — „Sie lebte lange im gräflich Degrassischen Hause“, flüsterte Weidelin nach einem Atemzug. — „Aha, im gräflich Degrassischen Hause — die Familie ist mir wohlbekannt. Vermutlich gibt es eine Dame dieser Familie, die Ihrer Gattin dankbar verpflichtet ist . . .“ — „Herr Gott, ja,“ schrie Weidelin, indem er mit einer jähen Bewegung aufsprang, „die Komtesse, die vom Hause durchging — die Komtesse Isa, die zur Bühne gegangen ist, die drüben in Amerika eine Sängerin geworden ist . . . Gott im Himmel . . . Herr Professor . . .“ — „Amerika und die künstlerische Begabung habe ich nach der Handschrift ohnedies betont,“ sagte der Graphologe ruhig, „der Kreis

schließt sich nun also zweifellos. Ihre Frau hat der Komtesse Isa damals mit Rat und Tat geholfen, die Komtesse Isa bekommt jetzt in Amerika als Sängerin große Gagen, erinnert sich der Helferin, deren Liebe, wie sie schreibt, ihr Leben erst erschaffen hat, verspricht ihr aus Dankbarkeit goldene Berge . . . Ihre Gattin aber, eine grundgescheite, erfahrene Frau, hat, um bei Ihnen nicht törichte Hoffnungen zu erwecken, den Brief gleich zerrissen . . . Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? Warum rauche ich die ganze Zeit hindurch allein?“

Weidelin fuhr mit den Armen schwankend durch die Luft. Ein Gefühl, wie er es nie erlebt zu haben glaubte, machte ihn taumeln: als ob tausend eiserne Ringe jäh entzweibrächen und das Herz freiließen — in alle Poren der Haut schießt das Blut ein — von welchem Wein ist man denn so trunken — welches Feuer schlägt denn plötzlich aus den Augen heraus — welche Flut braust denn so stürmisch um die Brust? „Heiliger Gott, Herr Professor . . .“ schluchzte er und streckte den Arm hin. Rich ergriff die Hand. „Nur noch einen Augenblick, bitte,“ sagte der Chiromantiker; „sehr interessant; da zum Licht, wenn's gefällig ist,“ und er zog den stammelnden Alten unter die Hängelampe und legte eine Lupe auf seine hohle Handfläche. „Phantasielinie ganz ungewöhnlich, spielt Ihnen manchen Streich, haben darum kürzlich einen eingebildeten schweren Kummer gehabt, überhaupt etwas wankelmütig im Gefühl, aber, holla, was sehe ich hier, die Linien vom Mondbein gleichlaufend — Sie werden noch ein großes, überraschendes Glück erleben, müssen sich vor ihrem grüblerischen Sinn hüten — was die Lebenslinie betrifft, so verläuft sie — — halt, halt; bleiben Sie doch, warum rennen Sie mir denn fort, ich sehe ja noch eine ganze Menge Sachen, die Sie interessieren werden — — —“ Aber Weidelin hörte nichts mehr, er hatte sich mit einem wirren Laut losgerissen und sprang schwankenden Schrittes die Treppe hinab, er mußte ins Freie, mußte die Luft atmen, den Morgen, das Sonnenlicht, den Fliederduft, er mußte die Arme ausbreiten, mußte laufen, rufen — — „und sie hat mich ja nicht betrogen,“ schrie er durch die Gasse hinunter, schluchzend und lachend zugleich, „sie ist mein einziges, mein ehrenhaftes Weib Susanna,“ es kümmerte ihn gar nicht, daß die Leute kopfschüttelnd stehen blieben, daß die Kinder mit den Fingern hinter ihm herzeigten. Im nächsten Blumenladen kaufte er einen Haufen roter Rosen, dunkelroter, tauiger, wunderbarer, und erst beim Herausgehen kam es ihm in den Sinn, daß Susanna ja eigentlich tot war — aber darauf kam es jetzt nicht so sehr an, es kam vielmehr darauf an, daß das Leben die Heiligkeit nicht verloren hatte, daß er seines Weibes Seele um Verzeihung bitten mußte, um Verzeihung bitten aus tiefster, gläubigster Zerknirschung . . . Stolpernd lief er hinter einem Straßenbahnwagen her, der zum Friedhof ging, die rote Last der Rosen schwankte bei jedem Schritt auf seinem Arm, seine dünnen weißen Locken

flogen im Wind. Als er draußen beim offenen Hügel war, schüttete er die Blumen in die Tiefe, wie wenn es Schollen wären; dann warf er sich selber hin und küßte die Erde, küßte sie immer wieder ,mit immer leidenschaftlicherer Inbrunst, als ob zwei warme Lippen seinen Kuß erwiderten und nicht ein frisches Grab . . . Zwei Frauen, die gerade durch die Gräberreihen kamen, blieben kopfschüttelnd stehen und sahen dem wunderlichen Menschen zu, aus dessen Treiben man nicht gewahr werden konnte, ob er vor lauter Glück oder vor lauter Trauer die Besinnung verloren hatte. „Alter Narr," sagte die eine mit halbem Lächeln — und die andere machte ein Kreuz und ging in die nächste Gräberstraße hinüber, um nicht etwa den bösen Blick mit heimzutragen . . .

Aber Thomas Weidelin, so wenig man das nach seinem bisherigen Leben für möglich gehalten hätte, Thomas Weidelin tat den beiden Frauen ihren Willen: er ward wirklich ein alter Narr. Sei es, daß die Erschütterung ihn verwirrt hatte, sei es, daß die Einsamkeit ihn in die Schule nahm — er warf die Vernunft wie eine überflüssige Last von sich ab und ging fortan einen eigenen, blumigen, phantastischen Weg. Bald kannte man den Sonderling im ganzen Viertel: wenn er daherkam, das heilige Lächeln auf den Zügen, mit den großen Augen geheimnisvoll zwinkernd, dann fand sich gleich ein Müßiggänger zu ihm, der ihn um eine Neuigkeit ersuchte; dann sprach Thomas zärtlich von seinem honorablen Weib Susanna, erzählte von Mario Rich, dem Pfadfinder, und von der Komtesse Isa, die seither schon viermal aus Amerika geschrieben hatte — immer mit der gleichen schönen Handschrift, der typischen Handschrift einer Dame, die lange im Ausland lebt — und immer schrieb sie noch an Susanna, denn sie wußte ja nicht, daß die Brave einstweilen in eine neue Wohnung gezogen war, immer sandte sie den Brief auf einem geheimnisvollen Umweg, denn die Degrassische Familie durfte ihren amerikanischen Aufenthalt nicht erfahren, immer stellte sie eine herrliche Belohnung in Aussicht, wenn sie erst übers große Wasser wieder nach Hause käme. „Ja, ja, mir steht ein vehementes Glück ins Haus," pflegte Weidelin dann zu sagen, und dabei streckte er die rechte Hand von sich weg und betrachtete träumerisch ihr Mondbein, das sich von anderen Mondbeinen auf so verheißende Art unterschied . . . Mit jedem Brief der Komtesse Isa fuhr er aber auf den Friedhof hinaus und las, an Susannens Grab sitzend, den Inhalt laut vor — da drunten lag ja die eigentliche Adressatin, ihr hatte man ja schließlich das ganze Glück zu verdanken! Manchmal nahm er auch die Ziehharmonika mit, Susannens Lieblingsinstrument, und wenn ringsherum alles still war und die quäkende Stimme des Blasbalgs melancholisch über den Gottesacker klang — wie mögen die Seelen der Ruhenden da erstaunt aufgehorcht, wie mögen sie gelächelt haben . . . Aber eines Tages schaffte der Wärter die Darbietungen ab — und von nun an konzertierte Thomas zur Abendstunde im

Hof seines Hauses: er saß mit dem Rücken an den uralten Lindenbaum gelehnt, die Augen hielt er wie im Schlaf zugetan, über seine Stirne und das schüttere Haar huschten die Sonnenkringel — von seinen sehnsüchtig-seligen Susanna-Liedern aber wurden die Mägde des Hauses angelockt, sie standen im Hoftor, lachend oder flüsternd, keine traute sich bis zu dem schweigenden Spieler hin, manchmal seufzte nur eine aus bangem Herzen auf — denn im Siebenerhaus hat jedes Mädchen einen Freund, bei dessen Gedenken es seufzen kann, wenn dazu schön auf der Harmonika gespielt wird . . .

Als aber der Lindenbaum herbstfarbig wurde, trug sich noch etwas Lustiges zu: die gräflich Degrassische Familie hielt ihren ersten Künstlerempfang, und dazu wurde diesmal auch Mario Rieh gebeten, der berühmte Grapholog, Spiritist und Chiromantiker. Mario Rieh kam, wie er bei solchen Anlässen sich trug: ganz in schwarzen Samt gehüllt, mit einem Umhang von schwarzer Seide, eine Art mächtigen Kardinalshutes auf der Stirn. Auf der Stiege wurde er der Gräfin Isa vorgestellt — die seit Jahren glückliche Gattin war — und gleich huschte ein interessantes Lächeln über seine Züge: er verneigte sich vor der schönen Frau, erzählte ihr den Fall von Suggestion, den er mit ihrer Hilfe vollbracht hatte, und seine Stimme versammelte alsbald einen Kreis von blonden, braunen, schwarzen Damen, die sich Thomas Weidelins Narrheit zugleich mit der eisgekühlten Limonade reichen ließen. Gespannt lauschte man der Rezitation der Briefe, die Mario Rieh in Isas Namen abgeschickt hatte. „Konnten Sie die erste Handschrift darin ganz täuschend kopieren . . .?" fragte ihn eine unschuldige Zuhörerin. „Warum denn nicht," sagte Mario Rieh verbindlich, „da es doch meine eigene Handschrift war . . ." Gräfin Isa stand mit einem plötzlichen Einfall auf und sagte: „Das Ende von all dem wird dennoch moralisch sein! Sie haben mich dem alten Mann versprochen, er erwartet meinen Besuch . . . warum sollte dieser Traum nicht erfüllt werden? Lassen Sie einen Wagen rufen, ich fahre jetzt zu Herrn Thomas Weidelin, wer hält mit?" Ein paar Damen waren entzückt, dabei sein zu dürfen, Mario Rieh erklärte sich bereit, die Führung zu übernehmen, und fügte hinzu: „Er musiziert um diese Stunde im Hofe seines Hauses unter dem Lindenbaum, ich habe ihn noch gestern im Vorübergehen gehört; dort werden Sie ihn finden. Aber sehen Sie zu, daß er nicht allzusehr erschrickt — auch Freude kann solch einem Alten schaden . . ." Man bestieg die Wagen, Gräfin Isa hatte in aller Eile einen Silberbeutel mit neuen Münzen füllen lassen, und die ganze Wolke von Spitzen, Duft, Neugier, Lachen, Schönheit fuhr quer durch die Stadt, Weidelins stillerem Bezirk zu. Vor dem Nachbarhause ließ Mario Rieh halten. Gräfin Isa allein stieg aus und trat durch den Torbogen des Siebenerhauses. Gleich, wie sie eintrat, sah sie wirklich Herrn Thomas unter seinem Lindenbaum sitzen; er hatte wie gewöhnlich die Augen

zugetan, auf den Knien hielt er die ausgezogene Harmonika, um seine Lippen spielte das traumhaft-frohe, erdentrückte, gottnahe Lächeln. „So habe ich mir ihn vorgestellt," dachte Gräfin Isa lächelnd und trat auf den Musikanten zu. „Herr Weidelin," sagte sie freundlich, „die Komtesse Isa ist aus Amerika zurück, sie möchte Ihnen einen guten Tag wünschen, sie möchte endlich ihre alte Schuld an Frau Susanna einlösen . . .", und mit einer kameradschaftlichen Bewegung streckte sie dem Alten den klingenden Beutel entgegen. Aber Herr Weidelin nahm ihn nicht. Regungslos saß er da, den Rücken an den uralten Lindenbaum gelehnt, das Antlitz ein wenig seitwärts geneigt, das kindlich-einfältige Lächeln auf den Lippen — und wie jetzt die Gräfin erstaunt an seinem Rock zupfte, fiel die Harmonika mit einem quiekenden Ton von den Knieen auf die Erde. „Was ist das," sagte Gräfin Isa erschrocken, „er muß während des Spielens eingeschlafen sein . . ." Ein paar von den wartenden Damen konnten ihre Neugier nicht länger bezähmen und steckten in diesem Augenblick die hübschen Köpfe durchs Tor. „Kommt her," sagte Gräfin Isa mit zitternder Stimme, indem sie die Freundinnen zum Lindenbaum hinzog, „es ist doch nichts geschehen, der alte Mann ist doch eingeschlafen . . .?" Zwei Finger betupften zaghaft die lächelnden Lippen — sie waren kalt. „Gott im Himmel," rief eine Stimme aus dem Kreise der Frauen, „das ist ja schrecklich, lauft hinaus, man soll um einen Arzt schicken, rasch, beeilt euch, zu Hilfe . . .!" Aber wer hätte dem glücklichsten Menschen noch helfen wollen? Weidelins Seele hatte vor dem letzten Betrug Reißaus genommen, über Lüge und Wirrnis empor war sie wie ein Abendwölklein ihrer Heimat zugeschwebt — und wo der Garten der Einfältigen, der Gerechten ist, dort hatten zwei brüderliche Engel sie schon freundlich in Empfang genommen: Der Engel der Liebe und der Engel des tröstenden Saitenspiels . . .

Karl Hans Strobl.

Aus „Holzschnitte". Neue Gedichte (Leipzig 1924 bei Staackmann).

Abend in der Heimat.

Man muß gegen Abend auf die Straße gehn,
Um allerlei Hübsches und Heitres zu sehn.
So in der sinkenden Dämmerung
Wird die müde Stadt noch einmal jung.
Die Laternenmänner im Leinenrock
Tragen wie eine Lanze den Stock
Und gehen langsam schon an ihr Amt,
Aber noch ist kein Licht entflammt.
Aus einem langweilig gähnenden Tor
Schießt ein bellender Hund hervor
Und springt einem kleinen Jungen ans Bein,
Da lacht das Tor in den Abend hinein.
Und die Mägde gehn mit gläsernen Krügen,
Als ob sie besondere Schätze trügen,
Über die Straßen um Nachtmahlbier.
Und der Wehrmann ist auch schon hier.
Und schaut die Straßen hinab und hinauf
Und fängt alle lachenden Blicke auf
Und wählt unter all den weißen Schürzen
Eine, um den Abend zu würzen.
Mein Zeitungsmann grüßt vorbei: „Hab' die Öhre!" —
Drüben der Fachschule für Friseure —
Sie liegt an der Ecke im „Souterrain" —
Kannst du bequem in die Fenster sehn:
Ein Jüngling in einem zwilchenen Rock
Frisiert einen achtbaren Haubenstock . . . .

Siehst du hinauf, da ist ein Dach . . . .
Da werden zwei Wappentiere wach,
Zwei dachverzierende, steinerne Greifen,
Die wippen voll Ungeduld mit den Schweifen.
Tagsüber müssen sie Wappen bewachen,
Nachts werden sie feurige Flügeldrachen
Und scheren sich nichts um die Baupolizei.
Langsam . . . . knattert ein Wagen . . . . vorbei
In einer Wolke von Ziegelstaub.
Die Bäume stehn schon mit blechernem Laub.
Aus dem Park dahinter kommt mildes Raunen
Wie gütiger Menschen Weltbestaunen,
Und langsam wie in sehnender Not
Lischt über den Wipfeln das Abendrot. —
Das ist das Ganze. Weiß Gott, nichts weiter!
Und macht doch so glücklich und macht so heiter.

Aus der Romantrilogie „Bismarck" (II. Teil: „Mächte und Menschen," 31. Tausend), Leipzig bei Staackmann.

In diesem Kriegsjahr 1866 — und auch schon seit etlichen Jahren vorher — wurde das Dietrichsteinsche Schloß zu Nikolsburg in Mähren von einem Verwalter betraut, der früher Gymnasialprofessor in Brünn gewesen war und nun seinen Ruhestand mit einem freundlichen Anschein von Betätigung vereinigte. Es war eine Betätigung ganz nach Strahofers Sinn: dem alten Gemäuer liebevoll aufs Wohlergehen schauen, alle kleinen Schäden entdecken, melden und bessern lassen, den Arbeitern auf die Finger passen, allen Motten, Holzwürmern, Schimmelpilzen Wauwau und göttliches Strafgericht sein. Was nur entfernt wie Rost oder Feuchtigkeit aussah, wurde verfolgt und vertilgt, und von der stockigen Moderluft, die sonst in alten Schlössern zum vornehmen Habitus gehört, war in diesen immer von frischer Luft durchpulsten Räumen wenig zu merken. Daß dabei die alten Bildnisse der Dietrichsteine, die Jagdstücke, Stilleben, braungrünen Landschaften, über deren Wolken stets irgendwo die Gottesmutter im Strahlenglanze vorschwebte, gute Tage genossen, ist ebenso selbstverständlich, wie daß die Bibliothek voll kostbarer alter Bücher, Karten und Handschriften in dem Professor einen Ordner und begeisterten Durchstöberer gefunden hatte.

Und daß schließlich dieses liebe ehrwürdige Schloß mit seinen Bücher- und Bilderschätzen mitten in der allerlustigsten Weinlandschaft stand,

unweit der Pollauer Berge, in jenem guten Strich Gotteserde, der zwar politisch noch zu Mähren gehört, in den aber Sprache und Weinsegen vom Nachbarlande Niederösterreich herüberreichen, daß also um dieses Nikolsburger Schloß den Rebstöcken über alle andern Pflanzen weitaus die Vorderhand verliehen war, das mußte füglich als ein besonders hinzugetaner Glücksumstand erscheinen.

Gleichermaßen der stillgewordenen Größe und Vornehmheit heimischer Geschichte, wie dem funkelnden, südlich starken Sonnenschein und der weinfröhlichen Gegenwart zugewandt, ein Vaterlandsfreund im edelsten Heimatsinn, mußte es der Professor als schmerzlichstes Erlebnis seiner bald sechs Jahrzehnte empfinden, daß Österreich in diesem Krieg geschlagen und bis in die Grundfesten erschüttert sein sollte. Zuerst war es kaum zu begreifen gewesen, daß ein solcher Krieg überhaupt entbrennen konnte, der dem Sinn der Historie eines halben Jahrhunderts widersprach. Dann, als man die Dinge immer spitzer und schärfer werden sah, als die Durchmärsche von Fußvolk und Reiterei und Kanonen begannen, Heersäule auf Heersäule, und als man sich vorstellen konnte, wie nicht nur auf dem Stückchen Welt, das man von der Gartenterrasse des Schlosses überschaute, sondern auf allen Straßen gen Böhmen, auf allen Eisenbahnen, links und rechts Hunderttausende von Soldaten gegen den Feind geschoben wurden, da ließ man das Bedauern hinfahren und das hohe Siegesgefühl einziehen.

Aber dann kamen die ersten Nachrichten aus Böhmen, ein Getröpfel von Unglück vorerst. Nachod und Trautenau, Skalitz und Gitschin und, als die Siegessaat schon recht trübselig stand, die Hagelwolke von Königgrätz, die alles in den Acker schlug.

Der Rückzug begann, man sah die geschlagenen Truppen zurückkehren, in guter Haltung und bisweilen auch mit Rufen, es sei noch nicht aller Tage Abend, und so schnell schössen die Preußen nicht, daß sie etwa Wien wegnehmen könnten. Wenn sich auch der Professor an solchen Worten ungebrochenen Mutes erfreute, im Herzensgrund blieb ihm doch die dunkle Ahnung eines schlimmen Endes, denn er war zu gut in der Geschichte bewandert, um nicht seine Vergleiche zu ziehen. Und die sagten ihm, daß nun der Krieg entweder für das Vaterland verloren sei oder man sich auf eine sehr lange Dauer gefaßt machen müsse, zwei Gewißheiten, von denen ihm die eine ebenso unerträglich schien wie die andere.

Ein paar Tage nach dem letzten österreichischen Vorüberdröhnen und Staubgewölk kamen preußische Ulanen über die Nikolsburger Katzenköpfe hereingeklappert, und der Professor erfuhr von einem stramm schnarrenden Leutnant, das Schloß sei zum königlichen Hauptquartier ausersehen. Mit einigem Herzklopfen hatte der Professor den Boten der Sieger empfangen, denn, wenn er auch die Gerüchte nicht glaubte, die den Preußen voranliefen und sie als eine Art von Hunnen

zeichneten, denen nur das Kinderspießen und Fleischweichreiten zum Steppenräuber fehle, so fürchtete er doch einen siegesherrlichen Übermut, dem er hätte mit Würde entgegentreten müssen. Er fand aber in den Preußen wohlerzogene Leute, die sich nur in einer etwas stark aufgetragenen Schneidigkeit gefielen, und auch der Mannschaft war nur nachzusagen, daß sie sich gehörig und nicht herausfordernd betrug. So brauchte der Professor nichts von seiner Selbstachtung abzustreichen und konnte gemessen und mit dem Bewußtsein, jetzt in die Welthistorie mit einbezogen zu sein, entgegnen, das Schloß stehe den Herrschaften zur Verfügung.

Am nächsten Tage kam das Hauptquartier von Brünn und Thusnelda stand im Hof und sah mit strengen Augen in das Gewimmel von Wagen und Reitern. Thusnelda war des Professors Fünfzehnjährige, das letzte der Strahofer-Mädeln, das ihm, nach Abgabe der zwei Ältesten in die Ehe, noch im Hause verblieben war, um ihm für die Schwestern und die tote Mutter zugleich zu gelten. Sie war so in die Welt des Vaters hineingewachsen, daß sie ihm in allen Gedanken und Gefühlen gleich war und darum ebenso schwer an der Niederlage des Vaterlandes trug. Nur daß in ihren fünfzehn Jahren alles viel mehr Farbe und Blut hatte, als in den sechsundfünfzig ihres Vaters, und also auch ein leidenschaftlicher Haß gegen die Sieger in Herz und Kopf und Kehle saß.

Sie musterte die Gäste und hatte sogleich nach den Bildern der Zeitschriften Bismarck in dem Mann herausgefunden, der auf einem Ungeheuer von Pferd neben einem Wagen heranritt, in dem offenbar der König saß. Das Pferdeungetüm schien geradenwegs aus dem Riesenland gekommen, und der Reiter war jedenfalls auch nicht weit davon zu Hause, ein Schwert hing ihm zur Seite, das war wohl zwei Ellen lang, und ein fürchterlicher Helm war auf den Kopf gestülpt. Und wie er jetzt absaß, und auch die andern von den Pferden und aus den Wagen stiegen, bärtige und breitschultrige Hünen, da kam es Thusnelda vor, als seien die alten Ritterzeiten, die in der Schloßbücherei eingesargt lagen, auf einmal wieder aufgebrochen.

Ihr Zorn wurde nur noch heftiger, als sie an dem Banditenhäuptling, dem Verderber des Vaterlandes, nichts fand, worüber sie heimlich hätte lachen können. Es wäre ihr Trost und Vergeltung für das Königgrätzer Unglück gewesen, wenn sie ihm so eine rechte Mädelbosheit hätte anhängen können, einen Spitznamen oder einen Flederwisch, wie man ihn einem verspotteten Lehrer an die Rockschöße nadelt. Daß er müde und verfallen aussah, mit grauem Gesicht und aufgetriebenen Tränensäcken, entging ihr nicht, aber das konnte man nicht zum Anlaß eines Gelächters nehmen.

Thusnelda ging mit unentschlossenen Schritten in Hof und Garten umher, die halbkurzen Röcke schwankten ihr nachdenklich um die Beine,

die Zöpfe hingen glanzlos über den Rücken. Ihr Haß geriet immer tiefer ins Ernsthafte, sie konnte es sich nicht verhehlen, daß die Gestalten der Jungfrau von Orleans, der Judith, der Charlotte Corday und anderer entarteter und rabiater Frauenspersonen an ihr vorübernickten und sich heranflüsterten.

Abends zeigte ihr der Vater die Liste, auf der vom preußischen Quartiermeister verzeichnet war, wie die Zimmer auf die Herrschaften verteilt worden seien. Da waren neben den Räumen des Königs die des Prinzen Friedrich Karl — „des Husaren mit dem großen Bart, weißt du" —, und auf der anderen Seite hatte man die Zimmer des Kronprinzen vorbereitet, der demnächst vom Schloß Eisgrub herüberkommen würde. Da wohnte der Kriegsminister Roon, und da der Generalstabschef Moltke, und da Bismarck. Aber nicht bloß Preußen weilten im Hauptquartier, sondern auch Italiener und der Abgesandte Napoleons, der Graf Benedetti, und — der Professor hob die Augenlider und sagte, den Finger auf einem Namen der Liste, mit bebender Stimme: „... und der Graf Karolyi, der frühere österreichische Botschafter in Berlin ... das bedeutet ... das bedeutet natürlich ..."

Aber Thusnelda wußte nicht, was das bedeuten könne.

„Das bedeutet natürlich," schloß der Professor, „daß bereits über den Frieden verhandelt wird."

Von allen den Namen suchte Thusnelda nur den Namen Bismarck auf der Liste nach, und als sie las, daß ihm das Delfter Zimmer und das rote Kabinett gegeben sei, da brannte ihr das Herz plötzlich vor kaltem Schreck so sehr, daß sie den Atem verlor. Das Delfter Zimmer hatte seinen Namen davon, daß es von einem kunstreichen Meister in Blau und Weiß, ganz genau nach Art der Delfter Kacheln, bemalt war, so daß man vom Boden bis zur Decke hinauf immer wieder eine Kuh neben einer Windmühle und ein Schiff neben einer Kaffeetasse hingetäfelt sah, viele Hunderte von Kühen und Windmühlen und Schiffen und Kaffeetassen im kalten Delfter Blau und Weiß unter- und nebeneinander. Noch merkwürdiger aber war das benachbarte rote Kabinett, denn, wenn es sich auch in seinem einförmigen pompejanischen Rot mit der holländischen Kachelei nebenan nicht messen konnte, so war es doch vor allen anderen Räumen dadurch ausgezeichnet, daß in ihm eine wirkliche und wahrhaftige, echt mittelalterliche Geheimtreppe mündete. Thusnelda wußte von ihr, wie sie ja jeden Stein und jedes Mausloch des ganzen Schlosses kannte, besser fast, als ihr Vater, und sie suchte sogleich auf seinem Gesicht, ob ihm wohl auch eingefallen sei, welche besondere Bewandtnis es mit diesem Raum habe. Aber Professor Strahofer hatte so ruhig über die Liste hingesehen, als biete sie gar nichts besonders Erregendes, und schien jetzt ganz anderen Dingen nachzuhängen; und da sagte sich das Mädchen, daß es wohl seinen guten schicksalsmäßigen Grund haben

müsse, wenn man Bismarck in das rote Zimmer gesteckt habe, und wenn dessen düsteres Treppengeheimnis auf einmal nur ihr von allen Menschen auf dem Schloß bekannt scheine.

Einen ganzen Tag lang wehrte sie sich tapfer gegen das Gewisper; am nächsten Abend aber war es so weit, daß sie weder aus noch ein wußte, da suchte sie aus dem väterlichen Schlüsselbund jene Schlüssel hervor, die in Betracht kamen, und trat ihren Schleichgang an. Sie ließ sich auf keine Abkürzungen ein, sondern machte den ganzen Weg regelrecht, von der Grotte im gewachsenen Felsgrund des Schlosses an, wo zwischen seltsam verdrehten Zapfen und Muschelzeug ein gespenstisches Pferd aus Stein gehauen war, durch alle Wendungen und Windungen, steile Stufen hinan, zwischen Mauern, die so eng aneinander gedrückt waren, daß sogar sie ihre schlanke Person noch schmaler machen mußte. Schließlich glitt sie durch die geheime Tür in das rote Zimmer, nachdem sie vorher sorgsam durch das sinnreich verborgene Späherloch die Leere des Raumes festgestellt hatte.

Kaum aber stand sie vor dem vorspringenden blinden Wandschrank, als welcher die Tür nach außen gebildet war, da fiel ihr ein, daß sie gar nicht wußte, warum sie sich eigentlich hierher geschlichen hatte. Wenn sie etwa ertappt würde, so könnte sie beim besten Willen keine Gründe angeben und vielleicht in diesen grausamen Kriegszeiten gar noch des Spionierens verdächtigt werden. Ein Brausen stürzte in ihr nieder; sie tappte unentschlossen nach der Wandtür. Indessen aber malten doch die Augen wenigstens den Eindruck der nächsten Dinge in ihren Mädelkopf ab. Das rote Zimmer war bei seiner Bestimmung als Schlafraum verblieben; das große Himmelbett quirlte in der Ecke seine vier barocken Drehsäulchen aus dem Gestell zur blauseidenen Decke hinan; ein Mantel hing genialisch wüst über das Fußende; ein Buch lag gespalten auf dem Nachttisch hingespreizt, und mit leisem Schämen stellte Thusnelda fest, daß aus der Dämmerung unter der hochbeinigen Bettlade jetzt noch, am Abend, jenes Gefäß matt hervorschimmerte, das die Strahofer Mädels nach einer uralten Überlieferung den Ferdinand zu nennen pflegten.

Plötzlich wurde sie sich dessen bewußt, daß nebenan laut und offenbar sehr erregt gesprochen wurde. Das scheuchte sie nun vollends in die Flucht. Schon lag der Finger am Drücker der Geheimtür, da kam ein Wort, das war wie eine Harpune nach ihrem Herzen geworfen und hielt sie fest.

„Österreich!“ sagte jemand, „Österreich . . . sind wir Gurgelabschneider, daß wir ihm ans Leben wollen? Sind wir Landräuber nach Art des glorreichen Ludwig, den ich den Franzosen herzlich gern überlasse? Ich sage Ihnen, meine Herren, Österreich ist eine Notwendigkeit für Europa, Österreich muß dem Kontingent erhalten bleiben. Sollen wir vielleicht Österreich zertrümmern helfen, damit wir dann an Stelle

eines Staates einen Topf Mehlwürmer haben, um den sich die Stare zu raufen anfangen?"

„Haben nicht immer so gesprochen, Bismarck!" sagte ein anderer, und so wußte Thusnelda nun, daß es Bismarck gewesen war, den sie zuerst gehört hatte. „Nicht immer so gesprochen! Kann mich gut erinnern!"

„Gegen den Zollverein mit Österreich bin ich gewesen. Gegen einen deutschen Bund mit Österreich; denn Preußen darf sich nicht an die Wand drücken lassen. Und wenn ich auch manchmal verärgert war, nie habe ich das gute Recht Österreichs angezweifelt, sich gegen uns zu stemmen und zu wehren. Sollen wir uns anmaßen, über es zu Gericht zu sitzen: Österreich mußte unser Feind sein, aber es steht nicht als Angeklagter vor uns, über den wir eine Strafe zu verhängen haben. Vergönnen Sie ihm den ehrenvollen Rückzug und Frieden, Majestät; nehmen Sie die österreichischen Bedingungen an. Verlangen Sie keine Gebietsabtretung; glauben Sie mir, es ist ihnen Ernst damit, daß der Kampf bis aufs Messer ginge; ich habe dem Grafen Karolyi und dem General Degenfeld in die Augen gesehen. Und was von den österreichischen Soldaten zu halten ist, das haben wir ja bei Königgrätz erfahren."

Eine trockene, rissige, spröde Stimme kam daher: „Das ist es eben, daß bei den Österreichern noch immer eine in den tatsächlichen Verhältnissen unbegründete Überheblichkeit da ist. Dieses Unbezwungentun muß gebrochen werden; man muß sie militärisch niederringen. Unser Einzug in Wien muß sie zur Vernunft bringen."

„Na . . . der Einzug in Wien!" sagte die Stimme jenes, den Bismarck als den König angeredet hatte. Bismarck sprach, und es war der kleinen Österreicherin, als höre sie das wundersame Phänomen, das sie an ihrem Klavier so liebte, bei dem der Anschlag einer Taste alle verwandten Töne in der Höhe und der Tiefe ins Schwingen riß: „Ich bitte Sie, Majestät, denken Sie nicht an den Einzug in Wien. Lassen Sie sich's genug sein, Österreich in einer großen Schlacht geschlagen zu haben; verzichten Sie darauf, es auch noch zu demütigen. Hüten Sie sich davor, es zu Preußens unversöhnlichem Feind zu machen. Es könnte Sie einmal gereuen, jetzt Ihrem Siegergefühl allzu viel eingeräumt zu haben. Und überdies: dieser Einzug in Wien dürfte uns keineswegs leicht gemacht werden."

Jemand widersprach: „Ich denke, Graf Bismarck, das dürfen Sie ruhig den militärischen Ratgebern Seiner Majestät überlassen, wie wir nach Wien kommen."

„Ich habe allen Anlaß, die Ansichten meiner Generale als ausschlaggebend anzusehen," sagte der König mit einem zornigen Ton.

„Die Herren belieben mir im Hauptquartier die Rolle einer Art von Questenberg zuzuweisen. Ich maße mir auch nicht an, in militärische Angelegenheiten sachverständig dreinreden zu wollen. Aber die Herren sind nun einmal im Siegen und glauben, es müsse so weitergehen. Ich warne Sie und bitte Sie, nicht zu vergessen, daß die Österreicher einen neuen Bundesgenossen bekommen haben."

„Na! Na!" warf ihm eine fröhliche Stimme entgegen, „da müßten wir wohl davon wissen."

„Sie wissen davon . . . die Cholera! Wir wollen nach Ungarn einfallen — je tiefer wir in dieses Land dringen, desto fürchterlicher wird die Seuche aufräumen. Wissen Sie, daß schon jetzt in manchen Regimentern kaum die Hälfte der Leute dienstfähig ist? Noch können wir dem Krieg ein rasches Ende machen. Und ich habe meine guten Gründe, es dringend zu wünschen. Unser Kriegsziel war, freie Hand in Deutschland zu gewinnen. Dieses Ziel ist erreicht, und ich bitte Sie, Majestät, es nicht . . . es nicht . . . auf Landerwerb von Österreich auszudehnen."

Hart und hölzern hämmerte die Stimme des Königs: „Es bleibt dabei, wir müssen Schlesien haben und die Randstriche Böhmens und . . ."

Eine kleine Stille brach ein, in der nebenan offenbar irgend etwas vorging; ein Murmeln und Stühlerücken, dann tappten schwere Schritte zur Schlafzimmertür.

In Thusneldas Starrnis schlug mit der Erkenntnis der Gefahr jähes Leben. Eidechsenschnell war sie in der Schranktür und stand zwischen den kühlen, feucht atmenden Wänden. Zaghaft beugte sie sich zu dem Späherauge des Schrankes, das mit dunklem Glas in eine zusammengerollte Schmuckranke unkenntlich eingesetzt war. Da sah sie nicht weit vor sich Bismarck auf einem Stuhl sitzen, aber gar nicht als den Mordgesellen und Riesenkerl, als der er sich ihr im Hof dargestellt hatte, sondern zerbrochen und zerschlagen, als sei er vom Rade gelöst. Die ausgerenkt baumelnden Glieder wurden bisweilen von einem Zucken geworfen, das Gesicht war fahl überronnen, über der spitzen Nase knotete die Stirn einen schweren Wulst, der sich kahl bis zum Scheitel zog. Und jetzt warf er plötzlich die Arme gegen die Kante des Nachttischchens, den Kopf darauf, und über den gekrümmten Rücken lief ihm eine Welle inneren Schüttelns nach der anderen. Es war ein Weinen, das seinen Körper im Krampf zusammendrehte und hilflos herumschleuderte, und wie Thusnelda das durch ihr dunkles Glas mit ansah, war es ein Weinen aus dem Urgrund der Welt, ein Erdbeben, ein Krampf der ganzen Menschheit, so fürchterlich und erschreckend anzusehen, als müßten im nächsten Augenblick die Posaunen des jüngsten Gerichtes losbrechen.

Da konnte sich Thusnelda nicht mehr helfen, ihre Lippen begannen zu zittern, und sie fing an, leise zu weinen, bis sie sich besann, daß sie doch nicht hier hinter der geheimen Tür heulen dürfe und mit umdunkelten Augen tappend davonschlich.

In der Nacht unterbrach man Bismarck bei der Verfassung des Schreibens, in dem noch einmal Frieden und Krieg abgewogen wurden, durch eine Stallnachricht. Astrologus, das Pferdeungetüm, das ihn in der Schlacht von Königgrätz getragen hatte, war plötzlich erkrankt und schien trotz seiner Herkunft aus dem Riesenland dem Ende alles Pferdelebens unerbittlich verfallen, wie nur je der dämpfigste Droschkengaul.

Bismarck unterdrückte den wütenden Nervenschmerz, der ihm wieder das Bein zernagte, zog einen Gummistrumpf an und hinkte in den Stall. Da war keine Hilfe mehr zu bringen; Astrologus hatte den ungefügen Leib bereits auf das Stroh gestreckt, die Zunge kroch wie ein bläulicher dicker Wurm aus den gelben Zähnen, und eine trübe Haut überzog schon die Augen. Neben dem sterbenden Pferd stehend, wartete Bismarck nachdenklich, bis die eckigen, plötzlich an den Gelenken dick angeschwollenen Beine starr wurden und es sich mit einem letzten tiefen Seufzer ein wenig auf den Rücken wälzte.

Er war gegen Leben und Sterben gleichgültig geworden, sah diesen Untergang nur mit einer Art stumpfer Neugier an und dachte inzwischen unablässig an das Schreiben, das oben auf seinem Tische lag. Als Astrologus tot war, ging er aber doch nicht sogleich wieder an die Arbeit, sondern humpelte auf der Gartenterrasse herum, die sich unterhalb des Schlosses mit breitem Blick über das Land hinschwenkte. Die Bäume ballten Dunkelheit zusammen und drückten sie fest um ihre Stämme, die Nacht trieb Wolkenwölfe über blausilberne Unendlichkeiten.

Der Gummistrumpf preßte mit zähem Zug Muskeln, Adern und Nerven zusammen, indem er so den Schmerz durch einen Gegenschmerz aufhob. „Es schadet mir ganz gewiß," sagte Bismarck bei sich, „wenn ich nachts so im Freien herumlaufe. Aber darauf kommt's jetzt nicht an. Es stehen andere Dinge auf dem Spiel."

Er war auf den Teil der Terrasse geraten, aus dem die Felszacken aufwachsen, denen das Schloß zum Teil aufgesetzt ist, sah da den Eingang einer Grotte vor sich und schob sich, ohne besondere Absicht, um einen Schritt hinein. Auf dem dunkeln Grunde, zwischen Nacht und Nacht, schimmerte fahl und riesengroß ein Pferdeleib. Bismark erschrak, fühlte sich heran und tastete den Stein ab. Es war ein Pferd, das von einem buckligen Zwerg am Zaum geführt wurde und dem von irgendeinem der Dietrichsteine in einer Erinnerungslaune diese Muschelgrotte zum Stall gegeben worden war. Pferd und Spaßmacher, der edelste und der erbärmlichste Fürstendiener, waren hier nebeneinander hingestellt, aus dem gleichen Gedächtniswunsch und vielleicht der gleichen Liebe.

Bismarck fand sich seltsam von diesem Auftauchen der Steinbilder angerührt und stieg jetzt ohne Verzug in sein Zimmer hinauf, wo er bis zum Morgen sein Schriftstück vollendete.

Das war denn freilich so, daß der König, als er mit dem Lesen fertig war, Bismarck zornig anblitzte: „Es scheint, Sie wollen mir das Messer an die Kehle setzen!“

Bismarck stand vor seinem Herrn und entlastete den kranken Fuß, indem er sich auf einen Stock stützte. „Es ist keine Drohung, Majestät. Es ist die inständige, flehentliche Bitte, mich zu entlassen, wenn sie meinen Gründen nicht beipflichten sollten.“

„Also die Kabinettsfrage?“

„Ja, die Kabinettsfrage, Majestät, geknüpft an die Friedensfrage.“

In des Königs Hand knisterten Bismarcks Bogen, als wären sie vom Feuer ergriffen. „Sie zwingen mich also, Frieden zu schließen, jetzt, wo unsere Truppen vielleicht vor den herrlichsten Erfolgen stehen.“

„Der Krieg darf uns nicht Selbstzweck sein. Ich kann eine andere Entscheidung als den Frieden nicht verantworten. Wollen Majestät bedenken, daß alle Verantwortung für die politischen Entschließungen des Hauptquartiers auf mir liegt.“

„Sie denken sehr . . . sehr . . . parlamentarisch.“

„Ich bedenke vor allem, daß sich im Osten und Westen gegen uns die Fäuste ballen. Die russische Faust und die französische Faust. Graf Benedetti hat schon Napoleons Forderungen zum Konkurs angemeldet. Jeder Tag Krieg mehr kann uns nur entweder schwächen oder stärken. Schwächt er uns, dann werden die Franzosen um so unverschämter, stärkt er uns, dann werden sie um so neidischer. Im ersten Fall glauben sie, sie könnten, im zweiten denken sie, sie müßten sich hineinmischen. Und worauf diese Einmischung hinausläuft, brauche ich nicht zu sagen. Eine kleine Grenzberichtigung für Frankreich . . . Das linke Rheinufer.“

Je unanfechtbarer Bismarcks Gründe waren, desto mehr geriet der König in Zorn. Er war in der Lage eines Mannes, der sich schwer zu einem Schritt entschlossen hat, nun aber, da er ihn gelungen sieht, allen Einsatz an Bedenken und Gewissenspein und Selbstüberwindung mit Erfolgszinsen herausholen möchte. Eine Weile zitterten Bismarcks Bogen noch in seiner Hand, dann waren die Fäuste plötzlich zu einem Mahlgang geworden, der das Schriftstück erfaßte, zusammenballte, zerrieb, bis es im Bogen gegen den Papierkorb flog.

„Muß denn alles in der Welt nach Ihrem Dickschädel gehen?“ schrie er.

Bismarck stand, mit einem traurigen Lächeln, vornübergebeugt und stützte sich auf seinen Stock.

„Ich habe es satt, verstehen Sie, mich von Ihnen gängeln zu lassen. Es wird bald so weit sein, daß ich nicht mehr tun darf, was ich will. Bei Königgrätz haben Sie auch verfügt, wo ich bleiben und wo ich nicht bleiben darf.“

„Weil Majestät sich unvorsichtig den österreichischen Granaten ausgesetzt haben,“ sagte Bismarck; „ich mußte wagen, was kein anderer wagen wollte: Majestät an Ihre Pflicht zu erinnern! Die bestand nicht darin, mitten im Granatenregen herumzureiten.“

„Der Teufel hole Ihre Granaten!“ Zornrot schlug der König mit der Faust an die Wand. „Recht haben wollen Sie! Mit mir herumkommandieren wollen Sie! Aber man hat recht, Sie sind ein Abenteurer, Sie wissen nicht, was Sie wollen. Sie haben keinen festen Plan. Heute das und morgen jenes. Zuerst wollen Sie den Krieg und hetzen mich hinein. Dann ist es auf einmal genug, und ich soll aufhören, weil es Ihnen so paßt. Sie machen sich nichts daraus, sich mit meiner Gesinnung und meinen Zielen in Widerspruch zu setzen. Man hat recht mit allem, was man . . .“

Da schlug Bismarck jäh und unbedenklich in des Königs Satz hinein. Auch er war plötzlich zornrot geworden; fest stand er auf beiden Beinen, die Stockstütze war überflüssig geworden, frei pendelte das dicke Bambusrohr in seiner Hand. „Ich bitte Sie, mich zu entlassen!“ sagte er, und das war ebenso gut ein Kommando, wie nur je eines auf einem Exerzierplatz gegeben worden war.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ focht der König mit beiden Händen. —

Im königlichen Vorzimmer stand eine dickbäuchige Vase, die einer der Dietrichsteine zu Beginn des Jahrhunderts einmal von einer Japanfahrt in kaiserlichen Diensten mitgebracht hatte. Sie war weniger kostbar, als durch ihre Größe merkwürdig und zeigte auf ihren wohlgerundeten Seiten eine sehr roh gemalte schlitzäugige Menschheit in Hemd und Hosen, mit allerlei Hantierungen des östlichen Lebens, als Teeernten, Drachensteigenlassen, Bootfahren und Wagenziehen beschäftigt. Kein Mensch, auch der Professor Anton Strahofer nicht, hatte je gewußt, welchen Zwecken diese porzellanene Tonne zu dienen habe. Man hatte sie für einen nutzlosen Eckensteher, Raumausfüller und Staubfänger gehalten; aber heute erwies es sich, daß nichts auf der Welt so unscheinbar und wertlos ist, daß es nicht durch den Zusammenhang der Dinge plötzlich, wenn auch nur durch Vernichtung des eigenen Seins, zur hohen Bedeutung gelangen könnte.

Denn, eben als Bismarck an dieser Vase vorüberkam, war ihm die Zornlava bis in die letzten Gehirnwindungen gedrungen; sie mußte ihren Abstich haben, wenn sie nicht ihr Gefäß zersprengen sollte. Und plötzlich,

blitzschnell im Vorübergehen, hob er seinen Bambusstock und hieb der schlitzäugigen Porzellanmenschheit eine Prim hin, von einer Wucht, mit der er seinerzeit auf dem Göttinger Mensurboden wohl den härtesten Westfalenschädel bis auf die Halsbandage gespalten hätte.

Es gab ein Klirren, als sei eine ganze Porzellanpagode eingestürzt, und das Geschrill drang selbst durch das brennende Dorngebüsch der königlichen Empörtheit und meldete dort, daß nun Bismarck seinerseits geblitzt und gedonnert habe.

Da begann der König in sich hineinzuhorchen und verwunderte sich, wie rasch es still und immer stiller wurde; und nach einer Weile hob er das zusammengeknödelte Friedenstraktätlein vom Boden, glättete es, indem er es über die Kante des Schreibtisches spannte, und fing dann an, mürrisch zu lesen, wobei er den Kopf in die Hand stützte und die Lippen bewegte, als wären sie gezwungen, Bismarcks Worte nachzubilden.

Und wieder nach einer Weile kam jemand herein, der blieb an der Türe stehen und sah lächelnd das Bild des lesenden Königs in sich hinein. Wilhelm fühlte sich von einem Blick umfangen, schaute auf, da klirrte ein wuchtiger Kürassier mit großem blonden Bart auf ihn zu, der Kronprinz. Der war von Eisgrub eingetroffen und nun auf einem Umweg über Bismarck zum König gekommen, gerade zurecht, wie er meinte, um das bismarckisch-königliche Kräfteparallelogramm, das sich ein wenig ins Windschiefe verbogen habe, wieder zurechtzurücken und die resultierende Diagonale zu finden.

Bismarck stehe drüben und messe die Entfernung von diesem Fenster längs des Schloßfelsens bis auf das Hofpflaster, ob diese vier Stockwerke wohl hinreichten, aus einem preußischen Minister von sieben Fuß Länge ein Häuflein Knochengeschlotter und Blutkuchen zu machen.

„Wird wohl nicht . . .“, brummte der König.

Und es sei ihm deutlich anzumerken, daß er mehr noch als von seinen Nervenschmerzen davon geplagt werde, daß er seinem König habe wehe tun und ihn so heftig erzürnen müssen.

„Hat mir höllisch heiß gemacht,“ nickte Wilhelm, und da war es, als fliege dieses Wort aus seinem Munde wie eine erste Friedenstaube über die annoch wilden Wasser. Dann aber schob er ein gelindes Mißtrauen zwischen den Sohn und sich. „Du? Du? Daß gerade du als Vermittler kommst?“

Friedrich Wilhelm stand am offenen Fenster, hatte den Pallasch vor sich gestemmt, sein Bart wehte ein wenig im Sommerwind zur Seite über die breite Schulter. „Ich bin gegen den Krieg gewesen. Bismarck allein hat ihn zu verantworten vor Europa und der Geschichte. Nun meint er, der Zweck sei erreicht, und wir müßten ein Ende machen. Man

darf ihn nicht daran hindern. Ich bin seiner Meinung und bin gekommen, um dies hier zu sagen."

Da staunte der König seinem Sohn ins tiefe Herz hinein und ergab sich, nach einem längeren Widerstand, der nur dazu da war, um einen königlichen Willen mit Ehren zurückzuziehen.

„Wenn auch du mit Bismarck zusammenhältst," sagte er am Ende aller Umschweife, „so muß ich wohl in den sauren Apfel beißen," und schrieb ein paar ingrimmige Verwahrungsworte an den Rand der Bismarckschen Blätter. —

„Bismarck hat heute die große Japanvase zerschlagen," sagte der Professor Anton Strahofer zu seiner Tochter Thusnelda, und der historische Schauer rann ihm sichtlich durch das Gebein. Thusnelda aber, die ihr großes Erlebnis noch innig und scheu in sich verhielt, sagte sich, daß wohl Weinen und Dreinschlagen aus denselben Erschütterungen stammen könnten.

Dann sah man im Laufe des nächsten Tages die beiden Franzosen, den Grafen Benedetti und seinen Sekretär, höchst aufgeregt auf der Gartenterrasse nebeneinander hertanzen und mit den Händen der gallischen Beredsamkeit ihrer Zungen nachhelfen.

Dann sah man den österreichischen Botschafter Grafen Karolyi mit dem noch immer schönen Baron Brenner, der nun schon Geheimrat geworden war, und dem General Degenfeld aus den Zimmern des Königs kommen, und das diplomatische Lächeln war diesmal so echt, wie es nur sein kann, wenn es nicht nur um den Mund gemacht wird, sondern aus einem strahlenden Herzen kommt.

Und zuletzt sah man gegen Abend den König und den Kronprinzen ausreiten, und das war für Thusnelda wieder wie in einer Rittergeschichte, und Bismarck war der wuchtigste der Hünen, mit einem Gesicht wie aus Stahl und Leder, und kein Muskel tat ihm mehr weh, so, als sei er wieder in einen ganz anderen und sieghaften Leib hineingefahren.

Und aus alledem, diesen Mienen und Vorgängen, wucherte in Schloß und Stadt ein Gerücht, in dem klangen ferne Friedensglocken, und die schwangen immer lauter, und schließlich war es auch für den verschlossensten Märtyrer des Amtsgeheimnisses nicht mehr nötig zu verhehlen, daß die Vorverhandlungen des Friedens unterzeichnet seien.

Am Abend dieses Tages trat Bismarck in sein Schlafzimmer und war von einer Wolke von Rosenduft umhüllt. Da stand an seinem Bett ein großer Strauß der wunderschönsten Rosen, die im Schloßgarten von einem alten Gärtner bulldoggenhaft auch gegen die Preußen gehütet wurden.

Aber es war trotz eingehenden und strengen Befragens der Dienerschaft nicht herauszubringen, wie die Blumen in das Schlafzimmer gekommen wären, und so blieb Bismarck dieser erste Friedensgruß ein Rätsel.

Deutsches Vaterunser.

Vater unser, der du uns prüfest durch die Bitterkeit unserer Not, Schmach und Schande, sei bedankt auch für diese trübe und schwere Zeit.

Dein Wille geschehe, daß wir rein und frei werden durch Gefahr, daß wir uns läutern von allem, was in unserem Wesen unlauter und selbstgefällig war.

Geheiligt sei unsere Sprache, die Sprache unserer Mutter, in der wir gelernt haben, mit Dir zu sprechen.

Deine Kraft gib uns, daß wir uns auf uns selbst besinnen und auf die ewige Wahrheit in uns.

Unser täglich Brot der Seele gib uns heute, verschone uns von dem Übel der Selbstzerfleischung und der Preisgabe unserer Art.

Laß uns den Wurm der Zwietracht überwinden, gib uns die Sammlung zur Einheit, gib uns unser gutes Recht und führe uns nicht in den Zweifel.

Laß uns stark sein darin, daß nur wir selbst uns helfen können, auf daß auch von Dir geholfen werde, jetzt und in alle Zukunft. Amen.

Alphabetisches Autorenverzeichnis.

Altrichter Anton, Dr. phil. (Seite 106), geb. 4. Februar 1882 zu Smilau auf der Iglauer Sprachinsel in der Erbrichterei, in der sein Geschlecht seit Jahrhunderten sitzt, jetzt Professor am deutschen Reformrealgymnasium in Iglau. Rühriger, hochverdienter Heimatforscher: „Sagen aus der Iglauer Sprachinsel" (Iglau 1920, vergriffen), „Heimatbuch der Iglauer Sprachinsel" (Iglau 1921, vergriffen), „Dörferbuch der Iglauer Sprachinsel" (Iglau 1924, Verlag der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde in Iglau), „Südmährisches Heimatbuch" 1923 (mit Vrbka und Matzura, Verlag: A. Bartosch, Nikolsburg), Lehrbücher der Geschichte an Mittelschulen (Verlag Rohrer, Brünn), viele wertvolle historische Aufsätze in Fachblättern, stilvolle Erzählungen, Skizzen und literarhistorische Aufsätze in Blättern und Sammelwerken.

Bacher Karl, Dr. phil. (Seite 186), geboren am 10. Februar 1884 zu Waltrowitz, widmete sich nach Beendigung des Znaimer Gymnasiums dem Studium der Germanistik in Wien, jetzt Mittelschulprofessor in Wien; als erdfrischer Dialektlyriker voll starker Heimatliebe erwies er sich durch „Südmährische Gedichte", Wien 1922 und „Neue Südmährische Gedichte", Wien 1922 (beide bei C. Vetter). „Oberdeutsche Mundartdichtung", Wien 1925.

Beamt Walter, Dr. jur. (Seite 216), geb. 8. August 1890 in Brünn, hier Gymnasium, in Wien Jus, 1914—1918 als Offizier im Felde (1915 schwer verwundet), Advokatursanwärter in Brünn, seit 1921 in Wien als Schriftsteller ansässig. — Schrieb Gedichte voll duftiger Träumerei und hübsche Novellen: „Kirschblüten", Gedichte (Brünn 1909 bei A. Engel, vergriffen); „Das erste Weib", Novellen (Potsdam 1924 bei G. Kiepenheuer).

Branczik Wolfgang (Seite 176), geb. in Brünn, lebt hier, gegenwärtig cand. jur. Aufstrebender Lyriker von beachtenswerter Begabung; auch Novellen; Mitarbeiter der „Elite".

Breiner Ottilie (Seite 195), geb. 1885 in Groß-Grillowitz, früh verwaist, Modistin in einem Brünner Geschäfte, im 22. Lebensjahre erst Eintritt in die Lehrerinnenbildungsanstalt, seit 1911 Lehrerin in Borotitz; schreibt treuherzige Gedichte und Geschichten in südmährischer Mundart. Ihr Festspiel „Im Zeitenlauf" wurde als Freilichtstück beim 2. südmährischen Gauturnfeste 1924 in der Znaimer Herzogsburg mehrmals mit großem Beifall gegeben.

Filek Egid, Dr. phil. (Seite 205), geb 18. Jänner 1874 in Wien, ist mit Südmähren durch Abkunft und Verwandtschaft sowie durch sein Wirken als Mittelschulprofessor in Iglau und Brünn enge verknüpft, seit 1904 dauernd in Wien. Liebenswürdiger Erzähler voll feinfühliger, edler Gestaltungskraft. — „Mein Frühling", Novellen, 1900; „Fresken", Skizzen, 1903; „Ein Narr des Lebens", Roman, 1910; „Mimis Versorgung", Roman, 1911; „Das schwarze Täschchen" Novelle, 5. Auflage, 1916; „Wachtmeister Pummer", Roman, 1918 (26. Tausend); „Die wundersame Wandlung des Herrn Melander", Roman, 1921, 5. Tausend; „Wie Dieter die Heimat fand", Roman, 1921, 5. Tausend; „Die Jungfern von Paulowitz, Roman, 1923 (spielt in Iglau); „Der schwarze Strich", Novelle, 1923; „Vom Glück der armen Teufel", Novellen, 1925. — Gedichte, Einakter usw.; Mitarbeiter verschiedener Blätter.

Fritsch Karl Wilhelm (S. 172), geb. 7. Juli 1874 in Teschen, Knabenjahre zu Bistritz a. Hostein (hier vier Jahre tschechische Volksschule), das Gymnasium größtenteils in Nikolsburg, Hochschule in Wien, Staatsbeamter in Brünn, lebt jetzt als Finanzsekretär i. R. zu Jundorf bei Brünn in ländlicher Zurückgezogenheit; schrieb einige Romane, viele Novellen und Skizzen, (seine Lieblingshelden tiefinnerliche Einsamkeitsmenschen, z. B. in den Awageschichten), versucht die Lösung großer völkischer Probleme in einem Zyklus von fünf Romanen, als Träger der

Handlung die Generationen einer Familie zwischen 1880—1950 darstellend, im Sinne eines gesunden Kosmopolitismus: „Um Michelburg", Berlin 1911, Verlag Hilfe; „Zwischen Herz und Volk" (ungedruckt), „Vaterland", 1920 im Brünner „Volksfreund" erschienen (Grundakkord: Des Mannes Heimat ist — sein geliebtes Weib; sein Vaterland — die Tat!); „Form" (ungedruckt; behandelt die Lebensmöglichkeit ohne staatliche Bevormundung); „Friede" (ungedruckt; Zukunftsbild); „Die Mondfabrik", ein „verwegener" Roman, 1924 im Brünner „Volkswille" erschienen; humoristisch-satirisch die „Funkenkratzergeschichten". — Eifriger Förderer der Idee der Freilichtbühne, für die er mehrere Stücke schrieb, z. B. den „Blutzeugen" (Martyrium des hl. Stephanus). Herausgeber der Zeitschrift „Wahrheit" 1919—1923.

Gastierer Hugo (S. 211), geb. 30. März 1889 zu Grusbach, Bürgerschule in Dürnholz, hierauf in Bukarest an der Gelehrtenschule (S. spiritus sancti, einer Art Obergymnasium mit philosophisch-theologischem Anschluß), sang nach raschem Aufstieg schon mit 19 Jahren als Subdiakon am Altare, selbst bei erzbischöflichen Pontifikalmessen und im Königszeremoniell im alten Kloster Pitarmosch. Nach schwerem Ringen ausgetreten, philolog-historische Studien an den Universitäten Wien, New York und Innsbruck, weite Reisen, jetzt in seiner Heimat in Grusbach. Schrieb reizende Novellen, Skizzen, Gedichte, die in angesehenen Blättern und Zeitschriften erschienen; größere Veröffentlichungen, auch für die Bühne, stehen bevor.

Gloor Genia (Deckname für **Eugenie Padowetz**, S. 227), lebt in ihrer Vaterstadt Brünn, schrieb Gedichte voll stillverträumter, resignierter Stimmung, vieles davon in Blättern und Zeitschriften erschienen.

Glück Guido, Dr. phil. (S. 108), geb. 7. Jänner 1882 zu Carco in Italien als Sohn südmährischer Eltern, Professor in Lundenburg und gegenwärtig in Brünn; Dramaturg am Brünner deutschen Theater. Neben wissenschaftlichen Aufsätzen, Kritiken usw. vielseitiger Dichter voll Kraft und Form. Manche seiner Lieder und Balladen von Wickenhauser und Wizina vertont. „Der goldene Boden", Teschen 1912 bei Prochaska; „Das törichte Herz", Novellen, Leipzig 1913, Xenienverlag; „Der weite Weg", Roman; „Narren des Lebens", Künstlerroman (im Erscheinen begriffen); „Spielzeug", Lustspiel in 3 Akten; „Vorspiel zur Eröffnung des Theaters in Kriegszeiten", Szene, Wien 1914, Komödien-Verlag; „Ein Goethe-Brief", Komödie; „Das Opfer seiner Frau", Komödie in 3 Akten. — Opernbücher: „Der Liebesrat" (Musik von J. G. Mraczek); „Pächter Feldkümmel" (Musik von Wizina); „Ikdar" (Musik von Mraczek); „Ekkehard" (Musik von Wizina); „Das tapfere Schneiderlein" (Musik von Wizina). — Saphirs ausgewählte Werke (28 Bd. der deutschösterreichischen Klassikerbibliothek, Prochaska, Teschen 1912); Deutsche Lesebücher für Mittelschulen.

Glücksmann Heinrich (S. 41), geb. 7. Juli 1863 zu Rakschitz in Südmähren, Schriftleiter verschiedener großer Blätter, jetzt Dramaturg am Deutschen Volkstheater in Wien. Sein Hauptgebiet ist die dramatische Kunst, in welcher ihm als Selbstschöpfer und als Übersetzer aus mehreren Sprachen Vorzügliches gelang. — „Der blanke Hans", Drama, 1908; „Österreichs Zauber", preisgekrönte Ausstattungspantomime, 1908; „Künstler", Burleske, 1909; „Dreißig Jahre", Festspiel, 1919; „Fährten und Narben", Gedichte, 1913 (3. Aflage, 1917); „Vom Vater der österreichischen Freimaurerei", 2. Auflage, 1911. Viele aus fremden Sprachen übertragene Dramen, Feuilletonist bedeutender Zeitungen.

Goldhann Ludwig, Dr. jur. (S. 25), geb. 8. Dezember 1823 in Wien; 1848 nahm er als Legionär im Studentenausschuß am Wiener Aufstand regsten Anteil; deshalb mit seinem konservativen Vater verfeindet, ging er noch 1848 nach Brünn, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Beamter der Finanzprokuratur, 1868 pensioniert, gest. am 18. Jänner 1893 in Brünn. Kein allzu bedeutender, doch auf deutschen Bühnen oft aufgeführter Dramatiker; zahlreiche, noch nicht vollständig gesammelte Gedichte (seine „Gedichte", Wien 1850, längst vergriffen); auch einige Erzählungen; geistvoller, gewandter Kritiker. — Tragödien: „Arsinoë", 1850; „Der Landrichter von Urbau", 1856, erst 1890 bei W. Burkart in Brünn im Selbstverlage gedruckt (zeigt ausgezeichnete Bühnentechnik, doch sind die Bauern nicht realistisch genug gezeichnet); „Der Günstling eines Kaisers", 1862; „Ein Königshaus", 1864; „Tief im Gebirge", 1865; „Das verkaufte Herz", 1866; „Am Rande des Abgrunds" (zuerst „Macocha", später „Die Stiefmutter" betitelt), 1868; vollendete den „Demetrius" seines Freundes Fr. Hebbel, 1867 (gedruckt mit Einleitung

von E. Soffé bei Irrgang, Brünn, 1917). — Lustspiele und Possen: „Ein Tanz mit der Königin“, 1866; „Das Labyrint der Liebe“, 1866; „Freigegeben“, 1866; „Der Solosänger“, 1867; „Im alten Raubschloß“, 1867; „Maria und Martha“, 1871; „Eine schlimme Kritik“, 1871; „St. Hubertustag“, 1873; „Auf Rigi Kulm“, 1873; „Die Probe des Talents“, 1876; „Hecuba“ (musikalische Szene, von Rubinstein 1876 vertont). — „Ästhetische Wanderungen in Sizilien“, 2 Bde., Leipzig, 1855. — „Ludwig Goldhanns Leben und Gedichte“ von Emil Soffé, Brünn, 1896.

Grassl Ferdinand (S. 201), geb. 25. März 1862 in Iglau aus altem Tuchmacherstamm, Matura an der Realschule in Iglau, Lehrerbildungsanstalt in Wien, Volksschullehrer in Deutsch-Gießhübl, Langendorf, Petrowitz, 35 Jahre lang in Ranzern auf der Iglauer Sprachinsel, jetzt in Iglau im Ruhestande; schrieb liebenswürdige, ernste oder gemütlich-heitere Sachen in Reim und Prosa, oft in Mundart, schöpfend aus dem Volksleben der Sprachinsel, namentlich aus dem „Pachterischen“. Vieles davon unter Decknamen in Roseggers „Heimgarten“, Witzblättern und Zeitungen erschienen. — „Allerhand aus Stadt und Land“, Iglau 1922 (Verlag der „Arbeitsgemeinschaft“); „Geschichten vom Tomerl“ (Druck vorbereitet von der „Arbeitsgemeinschaft“); „Der Lautenseff“ (Lieder eines fahrenden Vaganten aus dem Isergebirge, noch ungedruckt).

Hampel Camillo (S. 141), geb. 1888 zu Schöllschitz b. Brünn, hier Mittelschule; von früh auf vielseitige künstlerische Interessen, besonders für Musik; als Klaviervirtuose weite Konzertreisen, auf den Schlössern der ersten mährischen Adelsgeschlechter gern gesehener Gast; jetzt Musik- und Sprachenlehrer in Brünn. Erzähler von behutsam feiner Stimmungskunst, wozu sich in seinen mundartlichen Schöpfungen anheimelnder Humor gesellt: „Licht und Schatten“, Tagebuchblätter (Verlag Wesnitzky, Brünn); „Vom Lebenswege“, Märchen und Erzählungen (bei Winiker, Brünn); „Der Heidereiter“, Novellen und Skizzen (Selbstverlag 1923); „Hartwig Hilgar“, Roman (ungedruckt); „Vom alten Dorfe und andere Plaudereien“ (Nikolsburg 1925, bei A. Bartosch).

Hans von der Igelau (Deckname für **Hans Krcal**) (S. 138), geb. 28. August 1890 in Iglau, hier Gymnasium, in Wien Hochschule, während des Krieges zwanzig Monate in russischer Gefangenschaft, nach dem Umsturze Sekretär des Deutschen Volksrates für die Iglauer Sprachinsel, infolge der Sonnwendvorfälle 1920 vier Monate im Iglauer und Brünner Gefängnis, seit 1921 Stadtbibliothekar in Iglau. Während der Hochschulzeit Mitarbeiter der „Deutschösterreichischen Literaturgeschichte“ von Nagel-Zeidler-Castle, Buchreferent und Berichterstatter für Zeitungen, hübsche Novellen, Feuilletons, Gedichte. Förderer heimatlicher Literatur durch Vorträge und Ausgaben (z. B. der Gedichte von F. Schretzmayer, 1921).

Haselstein Franz (S. 70), 1851 zu Mißlitz in Südmähren als Sohn des dortigen Apothekers geboren, Gymnasium in Znaim, Jusstudium in Wien, seit 1874 Auskultant und später Gerichtsadjunkt am Kreisgerichte in Znaim, machte 1878 als Reserveoffizier des 8. Inf.-Regtms. die Okkupation Bosniens mit, seit 1890 Bezirksrichter und Landesgerichtsrat in Tischnowitz, 1898 nach Brünn versetzt, wo er 1906 Rat des mähr.-schles. Oberlandesgerichtes und 1919 Rat des Obersten Gerichtes wurde, trat 1924 nach vollstreckten 50 Dienstjahren in Ruhestand. Jurist von bedeutendem Rufe. Verfasser gediegener, ernster, bisweilen neckisch-heiterer Gedichte, Feuilletons und Skizzen, von denen er einen nur geringen Teil in Znaimer, Brünner und Wiener Blättern veröffentlichte, zumeist unter dem Decknamen „Anton Grunner“. Von größeren Schöpfungen liegt handschriftlich vor ein historisch-politisches Werk: „Reimgedanken eines Deutschösterreichers“ und ein Zyklus „Neue Lieder vom Rodensteiner“.

Hirsch Helene (Seite 122), geb. zu Nemoschitz in Böhmen, besuchte die Lehrerinnenbildungsanstalt in Brünn, wo sie feste Wurzeln faßte, denn hier wirkte sie als Lehrerin und lebt sie noch im Ruhestande. Weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannte, wiederholt preisgekrönte Dramatikerin und Erzählerin. — „Ein Auserwählter“, Einakter (1901 vom Verlag „Bühne und Welt“ in Berlin mit dem 1. Preise gekrönt und hier gedruckt, in Hamburg, Leipzig, München, Amsterdam, Brünn mit großem Beifall gegeben); „Leben“, Drama, „Im Himmelreich“, Drama (Verlag „Bühne und Welt“, Berlin); „Das Wunder“, Drama. — „Die Versöhnung“, Volksstück (an 1. Stelle für den Wiener Volkstheater-Schillerpreis vorgeschlagen; die Dichterin mußte den Preis aber mit Delle Grazie und Leo Feld teilen.) — „Die Konkurrentin“, Schwank (von der Exlbühne wiederholt aufgeführt.) — „Das liebe Leben“, Roman (abgedruckt in P. Kellers Monatsheften „Die Berg-

stadt“, erscheint 1925 bei Herder in Freiburg i. B. unter dem Titel „Das Grieblhaus“ in Buchform). — Viele Novellen und Skizzen in erstklassigen reichsdeutschen und einheimischen Zeitschriften und Blättern. — Gegenwärtig arbeitet sie an einer Tragikomödie; ein neues Drama „Aspasia“ wurde vom Brünner Stadttheater angenommen.

Hruschka Ella (Seite 157), geb. 1854 in Trebitsch, lebte lange in Iglau und Brünn als Lehrerin, starb 1912 in Wien, wohin sie nach ihrem Austritt aus dem Lehramte 1894 übersiedelt war; Verfasserin weniger, aber durch hohen Gehalt ausgezeichneter Dichtungen: „Antiope“, Epos; „Mira“, epische Erzählung; „Im goldenen Licht“, Gedichte; „Ferdinand Raimund“, ein Dichterleben, Berlin-Leipzig 1907, bei Wigand (durch einen niederösterreichischen Landes-Autorenpreis ausgezeichnet). — Broschüre „Der Wirkungskreis des Weibes“. — Studien über F. v. Saar (liegen noch ungedruckt im Iglauer Stadtarchiv).

Jurditsch Fritz (Seite 177), geb. 1883 in der Kroatengemeinde Fröllersdorf bei Nikolsburg, jetzt Fachlehrer in Brünn, Verfasser des (noch ungedruckten) Romans „Ragenhart Seder“ und einiger Novellen; überrascht durch knappen, wuchtigen Stil und scharfe Beobachtung.

Kirsch Paul (eigentlich **Paul Strzemcha**), (Seite 60), geb. am 9. September 1844 zu Groß-Seelowitz bei Brünn, studierte am Piaristen-Gymnasium in Nikolsburg, dann an der Wiener Universität; 1868—71 Gymnasiallehrer in Teschen, seitdem Professor und von 1886—1905 Direktor der Kommunal- und späteren Landes-Oberrealschule in Brünn, seit 1905 in Pension mit dem Titel eines Regierungsrates. Jahrzehnte hindurch ein führender Mann in literarischen, wissenschaftlichen und auch gemeindepolitischen Kreisen Brünns. Seine in Tagblättern und Zeitschriften zahlreich erschienenen Gedichte von schlichter, aber wohlgeschliffener, gedanken- und gefühlstiefer Art noch ungesammelt, ebenso seine Novellen und Skizzen, manche von ihnen unter dem Decknamen Paul Maibaum veröffentlicht. Gesucht als Verfasser formvollendeter Vor-, Festsprüche und Festspiele. Viele Aufsätze pädagogischen, literarhistorischen und geschichtlichen Inhaltes. Werke: „Gretel“, Idylle, Olmütz, 1879; „Brünner Elegien“, Brünn, 1907. Festspiele: „Ein Gruß aus alter Zeit“; „Gut Heil“; „Im Frührot der Freiheit“; „Nach 250 Jahren“ (zur 250-Jahrfeier des Brünner Hausregimentes Nr. 8 am 22. Oktober 1892); „Die Schweden vor Brünn“, 5. Aufl. (zur 250. Wiederkehr der Befreiung Brünns aus Schwedengefahr am 22. August 1895); „Den Manen des Dichters“, 1886 (zur Totenfeier J. V. v. Scheffels); „Der silberne Kranz“, 1907 (zur 25jährigen Bestandsfeier des Brünner neuen deutschen Theaters). — Wissenschaft: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, 1877 (zahlreiche Auflagen, von Prof. F. Ginzel neu bearbeitet); „Kleine Poetik“, 1888 in 2. Auflage; „Geographie, Geschichte und Statistik der österreichisch-ungarischen Monarchie“; Herausgeber (mit Stoklaska) des „Deutschen Dichterbuches aus Mähren“, Brünn, 1892; „Deutsche Dichtung in Österreich im 19. Jahrhundert“, 1903. Im Jahre 1881 Redakteur der „Moravia“; seit 1913 Herausgeber der Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens.

Kisling Josef (Seite 200), geb. 1891 in Groß-Tajax, Sohn armer Häuslersleute, mußte seit den Volksschuljahren in der harten Fron des Taglohns zur Ernährung seiner jüngeren Geschwister beitragen, bezog erst mit 30 Jahren die Lehrerbildungsanstalt in Brünn. Aus Gedichten, die er Sonntags oder nachts heimlich zusammengereimt hatte, stellten aufmunternde Freunde ein Bändchen zusammen unter dem Titel: „Heimatbeichte“, 1922, Selbstverlag.

Kreisler Karl, Dr. phil. (S. 116), geb. am 29. November 1882 in Wien, hier Gymnasium und Universität (Germanistik und Philologie), Professor in Korneuburg, Kremsier, seit 1909 in Brünn, wo er ganz heimisch geworden ist. Neben Programmarbeiten, zahlreichen Aufsätzen über Literatur, Philosophie usw. Dichtungen von durchgeistigter Schönheit: „Junge Jahre“, Lyrik, Brünn 1912 (bei Brecher); „Savitri“, ein Spiel von Tod und Treue in einem Rahmen (ungedr., aufgeführt in Brünn u. Olmütz 1928); „Psychoanalyse“, Komödie in 1 Akt (1924, noch ungedruckt, zur Aufführung angenommen im Stadttheater von Teplitz-Schönau); „Die ewige Liebe der Frau Lili Schwarz“, Roman, 1924 (noch ungedruckt); „Kriegsnot“, Novelle (1924 in der Brünner „Morgenpost“); Kürnberger, Ausgabe zweier Novellen samt Biographie bei Manz, Wien 1911; „Hieronymus Lorms Schicksal und Werk“, Biographie, Brünn 1922 (bei Brecher); Goethe, Lieder und Gedichte, Reichenberg 1922 (bei Stiepel); Theaterkritiker und Buchreferent Brünner Blätter.

Kübeck Blanche (S. 81), geb. 10. Juli 1873 in Wien als einziges Kind des Reichsrats- und Landtagsabgeordneten Max Freiherrn von Kübeck, Erziehung im freiherrlich von Burkersrodaer Fräuleinstift zu Dresden, lebt teils in Wien, teils auf ihrem väterlichen Schlosse zu Lechwitz bei Znaim; eifrige historische und Kunststudien, Reisen durch Europa, Nordafrika und Kleinasien; Mitarbeiterin der ersten Wiener Blätter, in denen sie durch Schönheitssinn und tiefes Kunstverständnis ausgezeichnete Feuilletons und Essays, besonders über landschaftliche und künstlerische Motive Mährens, veröffentlichte. „Handbuch der englischen Geschichte" (Wien 1896, bei A. Hartleben); „Tagebuchblätter aus Italien" ((Wien 1911, bei L. Rosner). Gegenwärtig mit einer größeren Publikation über Landschaft und Kunst Mährens beschäftigt.

Langer Felix, Dr. jur. (S. 245), geb. 18. Juni 1889 in Brünn, während des Weltkrieges Gründer und Leiter der Brünner Hilfsaktion für sibirische Kriegsgefangene, lebt seit 1923 in Berlin. Erfolgreicher, vielgespielter Dramatiker, launiger Erzähler, Lyriker voll Eigenart. „Lore-Ley", bürgerliche Komödie, München 1913; „Das böse Schicksal", Schauspiel, München 1914 (beide bei G. Müller); „Der Obrist", Wallensteindrama (Weimar bei E. Lichtenstein); „Banknoten", Komödie; „Das offene Fenster", Schauspiel; „Das goldene Schloß", phantastische Komödie; „Menschen, Weltklamauk und Liebe", Komödie; „Zweikampf", Schauspiel; „Ringelspiel", Komödie (alle die letztgenannten im Bühnenmanuskript); „Magelon", Novellen, vergriffen; daraus als Neudruck „Casanova im Exil", Novelle (Hamburg 1925, bei Asmus); „Münchhausens Verwandlung", Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten (Weimar 1924, bei E. Lichtenstein); „Träumerei", Gedichte; „Erotische Passion", Roman; „Kalvarienberg", vier Novellen (beide letztere in Vorbereitung).

Leitner Emmy (Deckname der Schriftstellerin **Emilie Naske,** Gattin des in Brünn durch sein vielseitiges Wirken bekannten Bürgerschuldirektors Naske), (Seite 188), war vor ihrer Verheiratung Fachlehrerin der humanistischen Gruppe, lebt und wirkt in Brünn. Ausgezeichnete, stilvolle Erzählerin. Ihre Novellen, Skizzen, Charakterstudien sowie ihre Romane „Lolo", 1907, „Der Glaube an das Weib", 1919, „Nur noch ein Jahr", 1921, „Apsaras", 1922, „Die Chiromantin", 1924, sind in Brünner, Prager, Wiener Zeitungen und Zeitschriften erschienen. „Heitere Skizzen in Brünner Mundart", Brünn 1925, bei Winkler. In letzter Zeit schrieb sie ein vieraktiges Schauspiel „Die Tochter", und die Einakter „Ein Spiel ums Glück (in Versen), „Die Scholle" und kleinere dramatische Szenen in fünffüß. Jamben für die Zeitschrift „Jugendland".

Letscher Abraham (S. 21), eifriges, fruchtbares Mitglied der Iglauer Singschule, von dem etwa 40 Lieder genannt werden; 1613 Beisitzer der Singschule, hat sich als Chronist Iglaus hervorgetan; starb am 21. Oktober 1621 im 47. Lebensjahre. Vergl. dazu die „Klag- und Grabschrift" S. 23.

Lindenthaler Christine (S. 166), geb. 19. April 1877 in Salzburg, gehörte als Hörerin der englischen und französischen Sprache zu den ersten Studentinnen der Wiener Universität, wirkt seit ihrer Lehramtsprüfung als Mittelschullehrerin am Lyzeum, jetzt M. R. R.-Gymnasium in Iglau, daher mit dem dortigen Boden aufs engste verwachsen. Erzählerin von anheimelnder, frischer Darstellungskunst. „Die Geschichte von Hans Burkhard und der kleinen Lotte", Novelle (Wiener Literar. Anstalt, 1921); „Die Puppenfee", Erzählung für Kinder, „Die ferne Höhe", eine Sommergeschichte (bei Stiepel, Reichenberg, 1923); „Die Kinder vom Regenbogenhaus", Erzählung (Österr. Schulbücher-Verlag, Wien, 1924).

Lorm Hieronymus (eigentlich **Dr. Heinrich Landesmann**), Seite 48; geb. 9. August 1821 zu Nikolsburg, lebte als Schriftsteller zumeist in Wien, Berlin, seit 1892 in Brünn, starb hier am 2. Dezember 1902. Seit seinem 15. Lebensjahre taub, im Alter auch erblindet; daher seine reiche, schwermütige Innerlichkeit, seine philosophische Gedankentiefe. Hervorragender Lyriker und Erzähler, auch seine Dramen oft aufgeführt. — Romane: „Gabriel Solmar", Wien, 1863 (auch bei Reclam erschienen); „Tote Schuld", 1878; „Der ehrliche Name", 1880; „Ein Schatten aus vergangenen Tagen", 1882; „Der fahrende Geselle", 1884; „Auf dem einsamen Schlosse", 1888; „Die Geheimrätin", 1891; „Vor dem Attentate"; „Ein Kind des Meeres"; „Außerhalb der Gesellschaft"; „Die schöne Wienerin"; „Eine mährische Gräfin". — Novellensammlungen: „Am Kamin", 2 Bände, Berlin, 1852; „Die Erzählungen eines Heimgekehrten", Prag, 1858; „Novellen", 2 Bände; „Geflügelte Stunden", 3 Bände. — Epos „Abdul", muhamedanische Faustsage in

5 Ges., 1843 fertig, Berlin 1852 gedruckt. — Lyrik: „Gedichte", in 6. vermehrter Auflage, Leipzig, 1892, bei H. Minden; ebenda „Nachsommer", 1901; — Dramen: „Das Forsthaus" (1864 als Tragödie im Wiener Hofburgtheater gegeben, später zum Schauspiel umgearbeitet); „Die Alten und die Jungen", 1862; „Der Herzensschlüssel", Lustspiel in 1 Akt, 1851. — Philosophische Werke: „Der Naturgenuß", „Natur und Geist", „Philosophisch-kritische Streifzüge". — „Wiens poetische Schwingungen und Federn", Leipzig, 1846 (literaturgeschichtliche Betrachtungen; die hier eingenommene Metternich feindliche Haltung zwang ihn, nach Berlin zu übersiedeln und seinen Decknamen H. Lorm zu wählen). — Eine gute Darstellung des Lebenswerkes Lorms liegt vor von Dr. K. Kreisler, „H. Lorms Schicksal und Werk", Brünn, 1922.

Mayer-Ahrdorff Max, (S. 72), Dompropst von Olmütz, ältester päpstlicher Protonotarius, lange in hohen diplomatischen Missionen des päpstlichen Stuhles tätig, Kunstsammler und Kunstmäzen (große Schenkungen an die Museen in Olmütz und Znaim), Stifter der Mädchen-Erziehungsanstalt „Maria Hilf" in Possitz, lebt in Olmütz oder auf seinem Sommersitz in Possitz bei Znaim; dramatisierte in wohlgeformter Sprache packende Stoffe aus der germanischen Vorzeit und dem Sagenschatze des Südmährerlandes; farbensatte Szenenbilder, feines Einfühlen in den gläubig-naiven Geist der Sage:: „Sebastian Freytag von Czepiroh", „Edwald Bart, der Dorfschmied", „Kaiser Siegmunds Tod auf der Burg in Znaim", „Hinz, der Teufel von der Khaya-Burg", „Uffo aus den Sieben Höfen", „Falkmar", „Elisabeth von Thüringen" (alles in vornehmster Ausstattung erschienen bei Herold in Wien), „Dietholm Florian". „Ethel das Zigeunermädchen". — Historische Erzählungen: „Judith, die deutsche Frau auf dem Przemyslidenthrone", „Aus Südmährens Deutsch und Latain" (Verlag M.-Erziehungsanstalt Possitz-Grillowitz). — Auch Gedichte, darunter eine von Cyganek vertonte Südmährerhymne.

Matzura Josef (Seite 43), geb. 1851 zu Bielitz, Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Teschen, dann an der Gewerbeschule in Bielitz und seit 1886 in Brünn; mit dem Titel eines Schulrates pensioniert, seit 1910 fürstlich Dietrichstein'scher Schloßhauptmann in Nikolsburg. Heimatforscher und Schriftsteller von Ruf. Neben verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen schrieb er einen „Beskidenführer", „Südmährische Sagen" 1920 (mit Oberleitner). „Führer durch Nikolsburg, Eisgrub und die Pollauer Berge (1920, A. Bartosch, Nikolsburg). „Das südmährische Heimatbuch" 1923 (mit Vrbka und Altrichter).

Meistersinger in Iglau. (Seite 21). In Iglau sind einzelne Singschulen schon in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Die Behörde bestätigte den Meistersingerverein erst auf Grund eines Gesuches, das Jakob Pukane und Jonas Zeidler am 2. April 1571 an den Stadtrat richteten. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts verfallen, wurde die Zunft am 29. September 1613 neu begründet und entfaltete eine rege Tätigkeit, über welche einige heute im Iglauer Stadtarchiv erhaltene Bücher der Meistersinger" („Register zum auflegen" = Kassabuch, das „Handelsbuch" = eine Art Chronik und das „Schulbuch" = Verzeichnis der abgehaltenen Singschulen) genau Aufschluß geben. Einen ausgezeichneten Einblick in das innere Leben der Iglauer Brüderschaft gewährt die Schulordnung aus 1615, die in einer prächtigen Pergamenthandschrift im Stadtarchive liegt. Die Gegenreformation nach der Schlacht am Weißen Berge bereitete der mit dem evangelischen Glauben eng verknüpften Singschule frühzeitig ein jähes Ende. In Mähren ist außer in Iglau nur noch in Mähr.-Schönberg eine Singschule durch eine Notiz im Handelsbuche der Iglauer Singzunft aus 1614 bezeugt. Über den Meistergesang in Mähren und Iglau vergleiche: Streinz in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 19. Band, S. 131 ff; Streinz „Urkunden der Iglauer Meistersinger", Progr. Wien, 1902; Streinz in der Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 25. Jahrgang, Brünn, 1923.

Mrasek Karl Norbert (Seite 132), geb. 9. Mai 1892 in Brünn, daselbst Gymnasium, fachliche und Kunststudien in Wien, jetzt Oberkommissär der Arbeiter-Unfallversicherung in Brünn. Gewandter, anmutiger Erzähler: Sankt Georg mit dem Drachen, Novellen (Xenienverlag, Leipzig, 1916); „Der Schönheitssucher", Roman (bei M. Ahnert, Kassel, 1923); „Midasgold", Roman (M. Ahnert, Kassel, 1923); „Norne", Skizzen (M. Ahnert, Kassel, 1924); „Meister Inkognito", im Erscheinen begriffen. — Der Band „Vom Erleben", Gedichte (bei M. Ahnert, Kassel, 1924) enthält formschöne, wertvolle Lyrik. Sein Drama „Aschenglut" in Brünn erfolgreich aufgeführt. Theater- und Buchkritiker für Tagesblätter.

Müller Hans, Dr. jur. (S. 259), geb. 25. Oktober 1882 in Brünn, lebt jetzt in Wien; gehört zu den hervorragendsten modernen Dramatikern, seine Stücke auf allen deutschen Bühnen beliebt; immer wiederkehrendes Hauptmotiv: Selbstüberwindung durch Aufopferung des eigenen Ichs. Novellen voll wuchtiger, knapper Bildhaftigkeit, ebenso seine Lyrik. Dramen: „Das Wunder des Beatus", Berlin 1910, bei Fleischel; „Gesinnung", Komödien, Wien 1912, im Deutschösterreichischen Verlag; „Der reizende Adrian", Lustspiel, Wien 1913, ebenda; „Die blaue Küste", Lustspiel, 1914; „Könige", Schauspiel, 1915, bei Cotta; „Der Schöpfer", Schauspiel, 1918, bei Cotta; „Die Sterne", Drama, 1919, Cotta; „Flamme", Schauspiel, 1920, Cotta; „Der Tokaier", Komödie, Cotta; „Das stärkere Leben", Einakterzyklus, Berlin, bei Fleischel; „Die Puppenschule", Schauspiel, ebenda; „Der Vampir", Schauspiel, Nikola-Verlag, Wien und Leipzig. — Prosa: „Buch der Abenteuer", Novellen, Cotta; „Geheimnisland", Novellen, 1909, Cotta; „Träume und Schäume", Novellen, 1911, Cotta; „Die Kunst, sich zu freuen", Gestalten, Bilder und Ergebnisse, 1917, Cotta; „Der Brand von Trukitzan", Erzählung, Leipzig 1925, bei Reclam. — Lyrik: „Die lockende Geige", Gedichte, München, bei Alb. Langen; „Die Rosenlaute", Gedichte, 1909, bei Cotta; „Der Garten des Lebens", biblische Dichtung, Cotta.

Müllner Karl (S. 89), geb. 30. September 1869 in Groß-Grillowitz als Sproß einer alten Bauernfamilie, im Heimatdorf Volksschule, in Znaim Gymnasium, in Wien zwei Jahre Jus; mußte Familienverhältnisse halber die Hochschule verlassen, wurde Lehrer zuerst in der Heimatgemeinde, dann Schulleiter in Pomitsch bei Frain, Freistein, Schackwitz, Mühlfraun, seit 1918 Oberlehrer in Grafendorf. Beliebter, volkstümlicher Erzähler, Neugestalter heimischer Märchen- und Sagenstoffe: „Ein Zweikampf", Roman (bei Linke, Dresden); „In den zwölf Nächten", Sagen und Märchen (Union, Stuttgart, 6. Auflage); „Schön-Gilda", Novelle (bei K. Pohl, Prachatitz); „Der Edelweißkönig", Märchendrama (2. Auflage vergriffen); „Germanenkampf", Erzählung; „Die letzte Fahrt", Erzählung, 4. Auflage, vergriffen (die letzten drei Werke bei J. Kühkopf, Korneuburg); „Der Alte vom Berge", Märchensage, (1924, bei A. Bartosch, Nikolsburg). Im Drucke sind: „Blumen des Glückes", Märchen; „Das Märchen von dem Grafen Griesgram und der Prinzessin Freude", illustriert von O. Slawiczek. Der Veröffentlichung harren: „Die Schenkin", historischer Roman; „Herzog Rutbrandt", Drama; „Herr Lustig", Komödie; „Die Goldhenne", Komödie; „Die Heimat", Drama; „Grafenkinder", romantische Oper. Auch Gedichte, manche vertont.

Nowotny Oskar (S. 210), geb. 28. Juli 1903 zu Okna in der Bukowina, von südmährischen Eltern, Realschulmatura in Olmütz; jetzt Hörer für Hochbau und Architektur an der Brünner Technik, in Zlabings ansässig. Junger Lyriker, dessen reiches Talent viel verheißt. Manche seiner Gedichte in Zeitschriften erschienen.

Ostrauer Melanie (S. 155), geb. 19. April 1885 in Znaim, Sprachenstudien und Musik, während des Weltkrieges in Frankreich, wo sie an der Pariser Sorbonne Vorlesungen gehört hatte, interniert, lebt in Znaim. Als Dichterin Neuromantikerin von echt frauenhaft-zartem Empfinden. Ihre Werke, bis auf ein Bändchen „Kriegsgedichte", Znaim 1915, noch ungedruckt: „Christusse", Zyklus in 10 Gesängen (als Gegenstück zu A. de Nora's „Madonnen"); „Die Elemente", episch-lyrische Dichtung; mehrere Epen, darunter eine Fortsetzung der Nibelungensage; hübsche lyrische Gedichte; mehrere Dramen (zumeist in Versen), auch Kinodramen.

Reif Josef (S. 182), geb. 1891 in Brünn, Volksschullehrer daselbst, seit 1922 in Wostitz in Südmähren. Gediegener Erzähler von ernster Kraft, still grübelnder Lyriker. Neben Erzählungen, Skizzen, Gedichten in Blättern und Zeitschriften eine (noch ungedruckte) größere Novelle „Der Acker".

Ringler-Kellner Ilse (S. 192), geb. 9. September 1894 zu Sarajewo, ihr Vater war Brünner; sie kehrte, 10 Jahre alt , nach Brünn zurück, lebte hier bis 1920, seitdem in Perchtoldsdorf bei Wien, Gattin des aus Unter-Tannowitz stammenden Malers Ringler, Zeichenprofessors am R.-Gymnasium in Mödling. Bedeutende, heimattreue Lyrikerin voll Farbenfrische und fesselndster Gestaltung. „Heimweisen", Gedichte (vom Gatten der Dichterin herrlich illustriert und ganz auf Stein gezeichnet, handgedruckt). Viele Gedichte zerstreut erschienen.

Schaukal Richard, Dr. jur., (Seite 251), geb. 27. Mai 1874 zu Brünn, wirkte als politischer Beamter in Brünn, Mähr.-Weißkirchen, Wien, jetzt Ministerialrat i. R. in Wien. Ein Schönheitssucher voll geläutertster innerer Kultur, Künstler der feinen Stimmung und eleganten Form, einer der bedeutendsten modernen Lyriker

— Lyrik: „Pierrot und Colombine oder d. Lied von der Ehe", 1902; „Das Buch der Tage und Träume" (2. Auflage d. „Tage u. Träume" 1899) 1902. „Ausgewählte Gedichte" 1904 (2. Aufl. 1909), „Das Buch der Seele", 1908; „Vom unsichtbaren Königreich" (Versuche, 1896—1909) 1910; „Neue Verse" 1912; „Kindergedichte" 1914; „Herbst" 1914;; „Kriegslieder aus Österreich", I. 1914, II. 1915, III. 1916; „Eherne Sonette", I. 1914, II.—III. 1915; „Heimat d. Seele" 1917; Gedichte (1891—1918) 1918; „Jahresringe", 1922; Gedichte (1891—1923) 1924. — Dramen: „Einer, der s. Frau besucht u. andere Szenen, 1901; „Vorabend", Einakter 1902. — Novellen, Erzählungen, verschiedene Prosa: „Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen" 1901, daraus als verbesserter Einzeldruck „Mimi Lynx", Novelle 1904; „Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten" 1902. „Großmutter" (Gespräche mit einer Verstorbenen) 1906; „Kapellmeister Kreisler" (13 Vigilien aus einem Künstlerdasein) 1906 (2. Aufl. 1918); „Giorgione oder Dialoge über d. Kunst" 1906; „Literatur" (3 Gespräche) 1906; „Eros Thanatos", Novellen 1906 (2. A. 1911); „Leben und Meinungen d. Herr Andr. v. Balthesser", 1907 (7. A. 1918); „Die Mietwohnung" 1907, 3. A. 1911; „Schlemihle", 3 Novellen 1907, 2. A. 1908; „Vom Geschmack", 1. u. 2. A., 1910; „Beiläufig", Aphorismen, 1912; „Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit", 1. u. 2. A. 1913; „Zettelkasten eines Zeitgenossen", 1913; „Zeitgemäße deutsche Betrachtungen", 1916; „Heimat", Prosaauswahl 1916; „Das Buch Immergrün", 1916, „Österr. Züge" 1918; „Erlebte Gedanken" 1918; „Dionysbaczi", Novelle, 1922; E. T. A. Hoffmann, 1923, Richard Dehmels Lyrik 1907. — Herausgeber: Heinebreviarium, 1897; E. T. A. Hoffmanns ausgewählte Werke, 1908; E. T. A. Hoffmanns Märchen, I., 1920. — Ausgezeichneter, formvollendeter Übersetzer: Verlaine-Heredia (ausgew.Nachdichtungen) 1906; Prosper Mérimée's ausgew. Novellen. I. 1908, II. 1914; Barbey d' Aurevilly, Vom Dandytum u. von G. Brummell, 1908; Flaubert Bücherwahn 1920.

Schick Eugen (S. 100), geb. 1877 in Brünn, 1909 daselbst viel zu früh gestorben; schuf Novellen und Skizzen mit feingetönten Bildern aus der Poesie des Alltags. — „Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten", Leipzig 1902 (b. Seemann). — „Empfindsames Notierbüchlein." — Übersetzungen.

Schoblik Karl Hellmut (S. 198), geb. 1898 in Gerstenfeld in Südmähren, jetzt in Klein-Tetzwitz bei Znaim. Ansprechende Erzählungen, Humoresken, Gedichte. — „Erträumtes und Erlebtes" (bei Lenk, Znaim), „Erdrauch", Gedichte (ebenda 1923).

Schretzmayer Fränze (S. 120), geb. 5. März 1896 in Wien; ihre Mutter stammte aus Iglau, wohin auch die Dichterin als in ihre eigentliche Heimat immer wieder zurückkehrt. Sie verlor fast schon als Kind ihr Gehör. Eine harte Schule des Daseins vertiefte ihr warmes Innenleben, das in der Verklärung milden Verstehens aus ihren zarten Liedern und lyrischen Skizzen hervorschimmert. „Gedichte", Iglau, 1921.

Schumann Friedrich (S. 85), geb. 23. Februar 1861 in Nikolsburg, hier Gymnasium, in Wien Rechtsstudium, 1895—1922 Notar in Odrau in Schlesien, mußte wegen fast völligen Verlustes des Gehörs und des Augenlichtes auf sein Amt verzichten, lebt jetzt in Nikolsburg. Schrieb neben zahlreichen Aufsätzen in juristischen Fachblättern und völkischen Leitartikeln in deutschen Tageszeitungen allerlei Erzählungen und Skizzen, die ob ihres sonnigen, nie verletzenden Humors gerne gedruckt wurden, auch Gedichte. Für die nächste Zeit plant er eine Veröffentlichung „Neue Märchen" sowie eine Sammlung seiner Feuilletons und Erzählungen in Buchform: „Aus humordurchsonnten Tagen". (Verlag A. Bartosch, Nikolsburg).

Sealsfield Charles, eigentlich **Karl Postl** (S. 5), geb. 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim als Sohn des Dorfrichters, Gymnasium in Znaim, Chorherr, bald Ordenssekretär der Roten Kreuzherren in Prag, 1823 Flucht nach Nordamerika, das er ebenso wie Mexiko in verschiedenen Kreuz- und Querzügen durchwanderte, immer wieder nach Europa zurückkehrend, bis er zu Solothurn in der Schweiz in seinem Hause „Unter den Tannen" seinen festen Wohnsitz aufschlug. Hier starb er am 26. Mai 1864. Als verschlossener Sonderling wahrte er strenge sein Inkognito, erst das Testament verriet seine wahre Abkunft. Er war Journalist und Schriftsteller in drei Sprachen und begründete in der deutschen Literatur den exotischen Roman, wobei er die wilde Schönheit der Neuen Welt in bis heute unübertroffen farbenprächtiger Weise schilderte und in Bezug auf Realistik dem Schrifttum seiner Zeit weit vorauseilte. Werke: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika . . .", von C. Sidons (so lautete sein erster Deckname), 1827 bei Cotta. — „Austria as it is" (Österreich wie es ist), London 1828; deutsche Ausgabe, da polizeilich verboten, erst

1919 bei Schroll in Wien, übersetzt von V. Klarwill. — „Tokeah or the withe Rose“ (Tokeah oder die weiße Rose, später als „Der Legitime und die Republikaner“ auch deutsch erschienen), Philadelfia 1828. — „Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812“, 1835. — Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre (ursprünglich „Transatlantische Reiseskizzen“). — „Morton oder die große Tour“, 1838. — Neue Land- und Seebilder oder die deutschamerkanischen Wahlverwandtschaften“, 1840. — „Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken“, 1841. — „Süden und Norden“ 1842. — 1843. Die zumeist unvollendeten Romane waren ohne Verfassernamen veröffentlicht worden, das entzückte Leserpublikum und die Kritik sprach vom Autor als „dem großen Unbekannten“. Erst in den beiden Gesamtausgaben seiner deutschen Romane (Stuttgart 1845—46 bei Metzler) nannte sich Charles Sealsfield als Verfasser. Das Fragment einer phantastischen Geistergeschichte, welches Alfred Meißner von einer Schreibunterlage ablas, gab dieser unter dem Titel „Die Grabesschuld“, Leipzig, 1873, heraus.

Sedlak Otto, geb. 12. März 1876 in Znaim, maturierte hier am Gymnasium, wurde aus Neigung Berufsoffizier, absolvierte die Kriegsschule, Major des Generalstabes, lebt in Znaim in Pension. — Militärschriftsteller, Mitarbeiter der bedeutendsten sudetendeutschen Tagesblätter; verfaßte neben zahlreichen historischen und publizistischen Aufsätzen sehr lesenswerte Erzählungen, Skizzen, Parabeln usw., auch Gedichte. (Seite 97).

Soffè Elisabeth (S. 148), geb. 15. März 1888 in Brünn als Tochter des bekannten Essayisten, Goldhann- und Sealsfieldbiographen, Schulrates Emil Soffé, wirkt als Fachlehrerin in Brünn; schreibt reizend anziehende Erzählungen und Studien für Tagesblätter, verfaßte ferner „Auf deutscher Erde“, Reiseschilderungen (bei Winiker, Brünn); noch ungedruckt sind: „Friedrich v. Hohenstaufen“, Schauspiel in 3 A.; „Heimkehr“, Schauspiel in 4 A.; „Das Märchen von der Treue“, Spiel in 4 A.

Soukup Friedrich (S. 229), geb. 12. Februar 1899 in Brünn, Bankbeamter daselbst, Herausgeber der Zeitschrift „Elite“. Glühender Stürmer und Dränger voll Liebe und Haß; in seinen letzten Schöpfungen entschiedener Expressionist, Mittelpunkt eines Kreises junger Moderne — „Dichtungen“, Gedichte (Brünn 1918 bei Karafiat); „Rom“, Drama; „Der Untergang“, Tragödie; „Der Narrentanz“, Novellen (Kassel, 1923 b. M. Ahnert); “Der Schrei“, Drama (Berlin, 1923 im Rar-Verl., Uraufführung in Graz); „Extase des Erwachens“, Gedichte (Kassel, 1923 b. Ahnert); „Die Weltlüge“, Roman (Brünn, 1923 im Elite-Verlag), wurde als Tragödie dramatisiert unterm gleichen Titel, im Elite-V. 1924 gedruckt, von G. Spačil ins Tschechische übertragen.

Spann-Rheinsch, Erika (S. 103), geb. 4. Oktober 1880 zu Trennfeld in Bayern, lebte als Gattin des bekannten Hochschulprofessors für Volkswirtschaft Dr. Othmar Spann mehrere Jahre in Brünn, gegenwärtig in Wien. — Bedeutende Lyrikerin von großer Gedankentiefe, begeisternde Weckerin deutscher Erneuerung, engster Anschluß an Heimat und Volk.— „Die Motive aus dem Ring Richard Wagners“, lyrische Nachdichtungen (mit Othmar Rheinsch, Wien 1906); „Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume“, Skizzen und Gedichte, bei Heinrich Demuth, Frankfurt a. M., 1907; „Schöne Welt!“ Gedichte, ebenda, 1907; „Andachten“, Gedichte, ebenda, 1908; „Das Kindlein“, ein Buch für Brautleute und junge Mütter, Wiener Literar. Anstalt (vergriffen); „Die Laute“, Lieder und Gedichte, Deutsche Verlagsanst., Stuttgart, 1913; „Parazelsus und sein Jünger“, Dichtung von der äußeren und der inneren Welt, Stiepel, Reichenberg und L. 1919; „Trutznachtigall“, deutsche Lieder, Joh. Stauda, Augsb., Sternberg, Wien, 1920 (4.—7. Tausend); „Buch der Einkehr“, Lieder und Gedichte, Dr. Strohmer Verlag, Wien u. L., 1924; „Frohe Wanderschaft“, Lieder u. G., Sesamverlag, Wien 1924; „Gruß an Brünn“, Lieder u. G., J. Stauda, Augsburg, 1925; „Goethes Gedichte“, Auswahl für Kinder, 2 Bdchen, Konegen, Wien; „Kungfutse“, 50 Sprüche a. d. Chinesischen übers., Sesamverlag, Wien, 1924. Ebenda kleine Auswahlbändchen von Math. Claudius, Fr. Schiller, Mörike, Hebbel, Droste-Hülshoff, Uhland.

Stoklaska Ottokar Hans (S. 146), (**Ottokar Stoklasser**), geb. 23. Juni 1852 in Gaya, Gymnasium in Straßnitz und Nikolsburg, hist.-germ. Studien in Wien, Prof. in Proßnitz, Brünn (Landes-O.-Realschule), zuletzt Direktor des Mädchen-Lyzeums daselbst, lebt jetzt im Ruhestande in Wien. Neben wissenschaftlichen Aufsätzen verfaßte er gehaltvolle Gedichte und Erzählungen, die in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen, ferner „Historische Gedichte“, Berlin, 1884, „Die silberne

Schlange“, eine alte Stadtgeschichte, Brünn, 1903 (Weihnachtsgabe des „Deutschen Hauses“); am erfolgreichsten im leichtgeschürzten Drama: „Wenn man sich nicht kennt“, Lustsp., Wien 1878; „Im Ruhestande“, Schwank, 1893; „Heinzelmännchen“, Lustspiel, bei Reclam erschienen; „Der Mormone“, Schwank, 1910; „Das Fest zu Iglau“, Festspiel, 1881. „Deutsches Dichterbuch aus Mähren“, Brünn, 1892 bei Rohrer (mit Paul Kirsch.)

Streloff F. (Deckname für **Luise Fleischmann**), (S. 94), geb. 27. Oktober 1885 in Pöltenberg bei Znaim, lebt in Znaim als Gattin des Krankenhaus-Ober-Verwalters Fleischmann. Versuchte sich mehrfach mit Erfolg im Drama. Bei Höfling in München erschienen die Lustspiele: Betrogene Betrüger; In der Klemme. Die vieraktigen Märchenspiele: Goldmarie und Pechmarie; Schlaraffenland; Die blaue Blume. Die Einakter: Wunderimpfung; Brautwerbung; Übermut tut selten gut; Das Täubchen; Miezchen; Die neue Lehrerin; Gute Vorsätze; Die falsche Großmama; Das gesegnete Unglück; Am Abgrundsrande; Über ein Stündelein; Ein Wiedersehn; Allerseelen; Märchenfee und ihre Kinder. Vieles wurde wiederholt aufgeführt. Im Heim-Verlag zu Radolfszell: Der verrostete Ritter, romant. Oper in 3 A.; die Singspiele: Valutamädel; Prinz Lieschen; Tutankhamen. Das dreiaktige Bühnenspiel „Allerseelen“ (in Znaim aufgeführt, auch ins Englische übersetzt). Die Einakter: Spielzeug; Der Sieger; Die schwarze Perle. Mehrere Kriegsstücke. — Noch ungedruckt sind die Sagenspiele: Die Sage vom Rabenstein (in Znaim mit großem Beifall aufgeführt); Der Bottichstein bei Klentnitz (1924 in Nikolsburg erfolgreich aufgeführt); die Eliaskapelle. Das Märchenspiel: Im Reiche des Königs Wichtelmann (mehrfach aufgeführt). — Zahlreiche Novellen und Skizzen voll Stimmung und Seele, einige von ihnen preisgekrönt.

Strobl Karl Hans, Dr. jur., ((S. 270), geb am 18. Jänner 1877 in Iglau, studierte hier das Gymnasium, dann in Prag die Rechte, vom Gerichtsdienst in der Iglauer Fronfeste trat er bald zur Finanz über und wurde nach Brünn versetzt. 1913 verließ er als Finanzkommissär den Staatsdienst, leitete in Leipzig die Staackmannsche Halbmonatsschrift „Der Turmhahn“, während des Weltkrieges im Pressequartier, jetzt siedelt er zu Perchtoldsdorf bei Wien. Glänzender Erzähler voll Schnurren und Humors, oft bizarrer Phantast, auch Lyriker frisch-kecken Tones; erfolgreiche Versuche in Drama; geistvoller Kritiker und Essayist. — Romane: Die Vaclavbude, 1902 (16. Tausend), Der Fenriswolf, 1903, Die gefährlichen Strahlen, 1906, Der Schipkapaß, 1908, Der brennende Berg, 1910, Eleagabal Kuperus, zwei Teile, 1910, Isgard Gestettner, 1911, Die Streiche der schlimmen Paulette, 1912, Das Wirtshaus zum König Przemysl, 1913 (8. T.), Die vier Ehen des Matthias Merenus, 1913 (21. T.), Die drei Gesellen, 1914 (12. T.), Bismarcktrilogie 1915—19 (I. Der wilde Bismarck, 35. T., II. Mächte und Menschen, 31. T., III. Die Runen Gotes, 20. T.), Madame Blaubart, 1915, Seide Borowitz, 1918, Der Attentäter, 1920 (8. T.), Gespenster im Sumpf, 1920 (10. T.), Umsturz im Jenseits, 1920, Die alten Türme, 1921 (10. T.), Der dunkle Strom, 1922, Wir hatten gebauet, 1923 (8. T.), Rex, Geschichte eines Hundes. — Novellen: Aus Gründe und Abgründen, 1901, Und sieh, so erwarte ich dich, 1901, Die Eingebungen des Arphaxat, 1904, Bedenksame Historien, 1907, Das Frauenhaus von Bescia, 1911 (12. T.); Die knöcherne Hand, 1911, die Kristallkugel, 1916 (8. T.) Lemuria, 1917, Rest weg, 2 Bde. (Warnsdorf bei Strache), Der Zauberkäfer, 1923, Mit Dolch und Regenschirm, 1923, Der verruchte Schwerpunkt, 1923, „Die Wunderlaube“, Geschichten aus Geheimnisland, 1924. — Erinnerungsbuch: Verlorene Heimat, 1920. Jugenderzählung: Zwischen Weichsel u. Karpathen, 1915. — Ged.: Ein gute Wehr u. Waffen, 1915, Holzschnitte, 1924. — Dramen: Die Starken, Schauspiel, 1903; Die Nibelungen an der Donau, Festspiel, 1907; Der Kessel; Die Insel der Freuden, Komödie. — Essays: Die Weltanschauung in der Moderne, 1902; Der Buddhismus und die neue Kunst, 1902; Arno Holz und die jüngste deutsche Bewegung, 1902; Alfred Mombert, 1906; Bettina von Armin, 1906; Der Krieg im Alpenrot, 1916; Tschechen, 1920. — Wanderbücher: Mähr. Wanderungen, 1909; Romantische Reise im Orient, 1910. — Herausgegeben: Die Geschichten der Bettina von Arnim (mit K. W. Fritsch), 1907; Poe-Brevier, 1908; L. Anzengrubers ausgewählte Werke, 3 Bde., 1921.

Szegeda Wilhelm (S. 140), geb. 1886 zu Czernowitz bei Brünn, gegenwärtig Fachlehrer in Pohrlitz. Wie im öffentlichen Leben, so auch in der Dichtung ein warmer Anwalt unseres Volkes, jedoch immer in menschlich edler Milderung. „Sturm- und Herzensglocken“, Gedichte (bei J. Klär in Brünn, vergriffen); „Freiheit und Minne“, Gedichte (Pohrlitz, 1921, als Weihnachtsgabe des Vereines

„Deutsches Haus" in Pohrlitz); „Nationalhaß", Roman (bei Singer in Straßburg, vergriffen); „Um die Heimat", Roman (bei Lenk, Znaim, 2. Auflage. Die Handlung spielte ursprünglich in den Pollauer Bergen, mußte wegen Zensurschwierigkeiten nach Südtirol verlegt werden); „Napoleon", Buchdrama; „Die Preußen in Brünn 1866". Im Manuskript liegen noch vor: „Erzählungen und Novellen", „Aus dem Wienerwald", Roman; ferner ein Bändchen „Neue Gedichte". In der Jubiläumsausgabe des „Znaimer Wochenblattes" 1924 eine literarische Darstellung „Südmährisches Schrifttum" (bei Lenk, Znaim, auch als Einzeldruck erhältlich).

Trübswasser Josef (S. 64), geb. 3. April 1867 in Brünn als Sohn eines Iglauers, Lehrerbildungsanstalt in Brünn, wirkte im Lehrberufe in Zwittau, Iglau, hier Bürgerschullehrer, gest. 3. Juni 1902. Rang sich durch Krankheit und Not zu Erfolg und beachtenswerter dichterischer Höhe empor: „Der Herr Meister", soziales Drama (bei Pierson, Dresden, sehr oft aufgeführt); „Chryses", Märchendrama (Pierson, Dresden). Erzählungen, Skizzen, Gedichte in verschienen Blättern.

Vallazza Karl (S. 92), geb. 1866 in Brünn, kehrte nach sechs Jahren kaufmännischer Betätigung zum Studium zurück, wirkte seit 1890 in seiner Vaterstadt als Lehrer, gegenwärtig als Bürgerschuldirektor. Schlichtinniger Sänger des völkischen Gefühls, des häuslichen Glückes, der Schönheit der Natur; auch hübsche Novellen, Essays usw. Schriftleiter der Zeitschrift „Jugendland", Mitarbeiter verschiedener Blätter. Werke: „Lose Blätter", Gedichte, 1898 (bei A. Schulze in Leipzig), unter dem Decknamen K. Wallner erschienen; „Im goldenen Licht", Gedichte (b. Prochaska, Teschen); „Franz Wisbacher, ein Lehrerdichter", Essay, 1908.

Vrbka Anton (S. 66), geb. am 17. Mai 1860 zu Ung.-Hradisch, daselbst Gymnasium, in Olmütz die Lehrerbildungsanstalt; Lehrer in Zulb, Dörflitz, seit 1888 als Oberlehrer und Direktor zu Klosterbruck bei Znaim, seit 1925 in Pension. Heimatforscher von universalem Wissen, Schöpfer des vorbildlich eingerichteten, sehenswerten Znaimer Museums; von der großen Zahl seiner wissenschaftlichen Schriften seien nur genannt: „Heimatkunde des politischen Bezirkes Znaim", Zniam, 1898; „Klosterbruck und seine Schicksale", Znaim 1898; „Chronik der Stadt Znaim", Znaim 1899; „Südmährisches Heimatbuch", Nikolsburg, 1923; hübsche Novellen, Skizzen, Gedichte, die er in Blättern und Zeitschriften, manchmal unter dem Decknamen „Hugin", veröffentlichte.

Willmann E. K. (Deckname für **Rudolf Lachmayer**), (S. 164), geb. am 13. August 1899 in Groß-Tajax, widmete sich nach Absolvierung des Nikolsburger Gymnasiums dem Lehrberufe und wirkt gegenwärtig an der Volksschule in Schiltern in Südmähren, Lyriker voll reichen Gefühls und zarter Stimmung. „Seele und Liebe", Gedichte, Znaim, 1923.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

